(40)
D. I it.
19034

Geschichten

wie sie die Kinder gern haben.

Von Franz Wiedemann. Bilder von G. Süs.

Dresden, Druck & Verlag v. C.C. Meinhold & Söhne.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0001-0
DFG

Nicht ausleihbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0002-6
DFG

Der kleine Dichter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0006-8
DFG

Geschichten,

wie sie die Kinder gern haben.

Von

Franz Wiedemann.

Mit 8 Bildern von **Gustav Süs** in Düsseldorf.

SCHULTZE & VELHAGEN
BUCHHANDLUNG
BERLIN S.W. BEUTH-STRASSE 3.

Dresden,

Druck und Verlag von C. C. Meinhold und Söhne, Königl. Hofbuchdruckerei.

[1860]

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0007-4
DFG

D Lit 19034 (4°)
zwe

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

52. 4058

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0008-9
DFG

Die große und die kleine Nase.

Onkelchen, sieh nur, wie der Ofen glüht, und höre nur, wie es draußen schneit und stürmt. Es ist auch schon spät. Hast heute geschrieben genug. Bitte, eine Geschichte!"

So sprach der kleine Alwin, der keine Lust zum Malen mehr hatte, zu seinem Onkel. Der Onkel war ein Bücherschreiber, und besonders liebte er es, recht lustige Geschichten zusammen zu setzen, für die Kinder, weil diese lieber lachen als weinen.

„Blitzjunge!" versetzte der spaßhafte Onkel, „hast mich gleich gestört. Eben wollte ich den faulen Fabian in eine Zweigamsel (Ameise) verwandeln, damit er den ganzen Tag Sandkörnchen, Kiefernnadeln und Fichtenharz herzuschleppen müßte und so arbeiten lernte. Nun kann's kommen, daß ich den Tagedieb in einen Esel verhexe, damit er von früh bis abends Säcke tragen muß. Und da kommt der arme Kerl schlechter weg."

„Ach ja, Onkel," bat auch Alwin's älterer Bruder, Franz, der eben seine Schularbeiten bei Seite legte, „hast uns lange nichts erzählt."

Zudem sprang Schwester Hedwig herbei, hing sich gleich an Onkels Hals und flehte: „Bitte, bitte, liebes, gutes, allerliebstes Onkelchen! Eine Geschichte! Bin Dir auch recht gut. Hier hast Du auch gleich Etwas dafür." Und im Nu hatte der Onkel einen Kuß auf der schon etwas gefurchten Wange sitzen, daß es knallte.

„Ja, ja," versetzte der Onkel lächelnd, „eine Geschichte erzählen, Zuckerplätzchen mitbringen und zu Bette gehen, das sind Euch drei liebe Dinge. Weiß wohl. Aber nein. Heute kann nichts daraus werden. Hab' nicht Zeit."

„Aber, Onkelchen," versetzte Alwin, „hast ja heute schon ganzer sechs Bogen geschrieben? Nun wirst Du doch Zeit haben?"

„Verstehst's nicht, Alwin. Jetzt habe ich einmal den Fabian in der Scheere. Und wenn ich den nicht heute noch verhexe, so steht er morgen früh immer wieder

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0009-8

als Faullenzer auf. Und solche Taugenichtse kann ich nicht ersehen. Darum, allomarsch, scheert Euch hinter den Ofen. Heute wird nichts."

Die Kinder aber kannten schon den Onkel und wie auf ein verabredetes Zeichen fielen sie alle drei über ihn her, nahmen ihn beim Kopfe, streichelten ihm die Backen, zogen ihn an den Händen, setzten sich auf seinen Schooß und quälten ihn so lange, bis er die Feder ausschnippte und weglegte und sich nach dem Tische am Ofen zerren ließ.

„Ihr seid doch wahre Leimpinsel," scherzte er, „man kann Euch nicht wieder loswerden. Na, mit hinsetzen will ich mich, aber eine Geschichte erzähle ich nicht."

„Ja, Onkelchen, wer soll denn da erzählen?" sagte Franz.

„Ihr selbst."

„Aber wir wissen keine," jammerte Alwin.

„So macht Euch eine," versetzte der Onkel kurz.

„Haha!" lachte Franz, „wenn ich das könnte, da wär's gut." Und Alwin sagte: „Was denkst Du, Onkel, da muß man mehr gelernt haben, als Brodessen."

„Wenn's Käsekäulchen wären," fügte Hedwig hinzu, „die wollte ich Dir backen, Onkelchen, aber eine Geschichte — ich Backfischchen, wie Du mich immer nennst?"

„Macht's nur so, wie ich, da geht's ganz leicht."

„Ja, wie machst Du es denn, Onkel?"

„Habt Ihr's noch nicht gesehen? Ich setze mich an das Schreibepult, nehme einen Bogen Papier, tauche eine Feder ein und nun geht's los. Und in Zeit von einer Stunde kann schon eine lange, lange Geschichte mit Hexen, grauen Männlein, Zwergen und Koboldchen fertig sein."

„Onkelchen, Onkelchen," sagte Franz, „Du hast es heute Abend darauf abgesehen, uns recht zu ärgern. Bitte, erzähle!"

„Und wenn Ihr alle Drei vor mir auf den Köpfen tanztet, es wird nichts d'raus. Macht Euch selbst eine Geschichte, seid groß genug dazu. Mithelfen will ich, wo Ihr stecken bleibt, das verspreche ich Euch. Nun los. Also, wovon soll die Geschichte handeln?"

Die Kinder sahen, daß es heute dem Onkel mit seiner Weigerung ein Ernst war, deshalb wollten sie einen Versuch machen und Alwin sagte: „Wenn es sein muß, so möchte ich eine Geschichte von Rittern und Räubern."

„Und ich," fiel Franz ein, „von Löwen, Tigern und Riesenschlangen."

„Mir gefallen die Geschichten am meisten," sagte Hedwig, „wo so 'was Verzaubertes darin vorkommt."

„Nun gut," sagte der Onkel, „da wollen wir gleich bei der letzten Sorte bleiben. Also eine Zaubergeschichte. Ich will gleich den Anfang machen:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0010-0
DFG

„Es war einmal ein Wald. In dem Walde stand ein prächtiges Feeenschloß. Darin wohnte — nun Alwin, jetzt kannst Du schon fortfahren."

Alwin: „Darin wohnte eine fromme Fee. Die Fee hieß — Elwi, — nein, nein, sie muß anders heißen. Wie denn gleich? — Ja, jetzt weiß ich's: Maxeline soll sie heißen."

Onkel: „Nun seht, das ist schon ein ganz hübscher Anfang. Jetzt, Franz, magst Du fortfahren und sagen, was sie für Zauberkünste verstand."

Franz: „Onkel, soll's etwas zum Lachen sein, oder etwas Ernstes?"

Onkel: „Wie Du willst, mein Söhnchen."

Franz: „Ei, da wüßte ich etwas recht Schnurriges."

Onkel: „Nun, immer heraus damit."

Franz: „Siehst Du, Onkelchen, die Fee hatte ein Zauberstäbchen. Das Stäbchen hatte oben ein goldenes Knöpfchen und unten ein silbernes. Wen sie nun mit dem goldenen Knöpfchen anrührte, der bekam — aber Onkelchen, mußt mich nicht auslachen —"

Onkel: „Nein, nein, Fränzchen, nur zu."

Franz: „Wen sie mit dem goldenen Knöpfchen anrührte, bekam eine große Nase und wen sie mit dem silbernen berührte, eine winzig kleine."

Onkel: „Haha! Du bleibst doch ein kleiner Spaßvogel. Aber es hilft nun nichts, Du hast es einmal gesagt, und da muß es bleiben. Wenn es einmal so gewesen ist, läßt sichs nicht ändern."

Hedwig: „Aber Onkel, das ist doch gar zu lächerlich. Da hätte ich ganz anders gesagt."

Onkel: „Ja, ich auch, liebes Kind. Aber was kann ich dafür, wenn die Fee einmal ein so närrisches Stäbchen gehabt hat? — Jetzt weiter im Texte. Nun muß natürlich die Fee ihre Kunst auch anwenden."

Franz: „Ja, Onkel, wenn das nicht gar zu dumm wäre, so spräche ich, sie hätte sich eines Tages in einen Feldherrn verwandelt, wäre an der Front ihres Regimentes hingeritten und hätte ihren sämmtlichen Grenadieren lange Nasen angehext. Aber das ist eben zu dumm. Denn es müßte zu sonderbar ausgesehen haben, wenn die baumlangen Grenadiere ihre großen Nasen unter den Bärenmützen hervorgestreckt hätten. Nein, das will ich nicht."

Onkel: „Ich wüßte auch nicht, lieber Sohn, wie da schließlich etwas Gutes hätte herauskommen sollen. Und etwas Gutes muß eben stets herauskommen, wenn man auch die lustigste Geschichte von der Welt erzählte. Also, eine andere Anwendung der Zauberkraft. Denkt nach."

Alwin: „Ich hab's! Ich hab's! Mir ist Etwas eingefallen."

Onkel: „So laß es hören, Alwin."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0011-6
DFG

Alwin: „Siehst Du, Onkelchen, ich dachte bei mir, bei einer Zaubergeschichte müßten doch auch ein oder zwei Kinder sein. Und da meine ich nun so: Eines Tages wurden in einer armen Schäferhütte zwei kleine Knaben geboren. Also ein Paar Zwillinge."

Onkel: „Halt, Alwin. Hedwig da mag gleich die Zwillinge taufen. Also, Hedwig, wie sollen sie heißen?"

Hedwig: „Sie hießen — halt, ich muß ihnen doch recht schöne Namen geben — Bruno und Felix? — Nein. — Benno und Emil? — Auch nicht! noch schöner! — Ja, jetzt weiß ich's, Sami und Leno hießen sie."

„Nun fahre fort, Alwin," versetzte der Onkel.

Alwin: „Da ging der arme Schäfer zu der Fee Maxeline und bat sie, Gevatter zu stehen. Die Fee erschien. Der arme Schäfer dachte, sie würde für die Kinder Gold und Edelsteine mitbringen. Aber sie kam mit leeren Händen und trug weiter nichts bei sich, als ihr Zauberstäbchen. — Was meinst Du, Onkelchen, was nun werden wird?"

Onkel: „Sie wird doch nicht etwa die kleinen Kinder bezaubern, so daß etwa der Sami eine große und der Leno eine kleine Nase bekommt?"

Alwin: „Und gerade so wird es, Du magst wollen oder nicht."

Onkel: „Ich habe schon nichts dagegen. Wenn Du nur auch weißt, wo Du später mit der großen und mit der kleinen Nase hinaus willst."

Alwin: „Das wird sich schon finden, Onkelchen. Nun, und wenn die Noth am größten, so bist Du ja da. Also: Die Taufe war vorüber. Der arme Schäfer wartete vergebens auf ein Geschenk. Die Fee schickte sich an, zum Fortgehen. Da konnte es der Schäfer nicht übers Herz bringen und sprach: Liebe Frau Gevatterin! Wollt Ihr denn nicht meinen Kindern ein kleines Andenken zurücklassen, damit sie, wenn sie groß sind, Eurer sich dankbar erinnern? — Die Fee aber antwortete: Eben war ich im Begriff, ihnen ein Geschenk zu machen, wodurch sie einmal ihr Glück finden werden. — Darauf trat sie an die Wiege, worin die Knäblein lagen. Den Sami berührte sie mit dem goldenen Knöpfchen und augenblicklich verlängerte sich sein Näschen um einen ganzen Zoll. Den Leno aber tupfte sie mit dem silbernen Knöpfchen, und sogleich runzelte sich das Näschen zusammen, so daß es nicht größer war als ein Buchecker." (Frucht der Buche.)

„Halt," fiel der Onkel schnell ein, „jetzt kommt Etwas für den Franz. Du magst nun erzählen, wie sich der Schäfer dabei benahm."

Franz: „Der Schäfer? — Der erschrak natürlich. Oder nein. Lieber so: Der Schäfer wurde wüthend, griff nach seinem Schäferstocke und wollte die Frau Gevatterin durchkeilen." —

Onkel: „Sprich lieber „durchhauen", Franz."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0012-1
DFG

Franz: „Durchhauen. Dabei schrie er: I Du böses Weib! Du garstige Hexe! Du Galgenvogel! Ich will Dir lehren, meine Kinder so zu behexen! Wie Du sie verunstaltet hast! Glücklich wolltest Du sie machen, Du hast sie zeitlebens unglücklich gemacht! Warte ich will Dir — aber plötzlich war die Fee verschwunden und der Schäfer schlug mit seinem Stocke an den Ofen, daß gleich eine Kachel zersprang."

Onkel: „Hast's gut gemacht, Fränzchen. Ich glaubte immer, Du würdest sagen, er habe den ganzen Ofen eingeschlagen. Aber das wäre eine Lüge gewesen, denn dazu ist ein Schäferstock nicht stark genug. — Nun, Hedwig, kannst Du Dir nicht denken, was wohl die Mutter dazu gesagt hat?"

Hedwig: „O ja. Die Mutter sah bald den Sami mit der großen, bald den Leno mit der winzig kleinen Nase an und weinte. Ach, seufzte sie, meine armen Kinderchen! Sie sind zeitlebens unglücklich!"

„Gut, Hedwig," versetzte der Onkel. „Bis hierher habt Ihr alle Eure Sache recht gut gemacht. Aber wie nun weiter?"

„Ja, Onkel," erwiderte Franz, „ich kann nicht weiter."

„Ich auch nicht," fügte Hedwig hinzu. „Daran ist der Alwin schuld, der hat die Geschichte so dumm angefangen. Er hätte den armen Zwillingen ihre natürlichen Näschen lassen sollen."

Onkel: „Nun was der Alwin durch seine Schuld schlimm gemacht hat, das mag er nur auch wieder gut machen. Jetzt frisch weiter, Alwin."

Alwin: „Onkel, ich kann nicht!"

Onkel: „Siehst Du, Bübchen, hab' mirs doch gedacht! Da sitzest Du nun, wie eine Maus im Leimtiegel. Jetzt wird doch der alte Onkel noch helfen müssen."

Alwin: „Ach ja, lieber Onkel! bitte! bitte! Mache nur erst wieder einen Anfang, dann werde ich mir schon forthelfen."

Onkel: „Der ist leicht. Sollen denn die Kinderchen immer so klein bleiben?"

Alwin: „Richtig. Das geht doch nicht. Also, die Zwillinge wuchsen und wurden groß und stark. Sie wurden Jünglinge und zwar recht schlank und schön, bis auf die dummen Nasen. Und da — und da — — und da — — Onkel, jetzt ists wieder aus."

Onkel: „Hahaha! Ihr seid mir schöne Geschichtenmacher. Aber, was will ich thun? Ich kann Euch doch nicht sitzen lassen. Also merkt auf! Wir müssen die beiden Brüder nun verheirathen und zwar recht glücklich."

„Richtig, Onkel," fiel Hedwig ein, „sie müssen ein Paar Prinzessinnen bekommen, aber recht, recht steinreich müssen sie sein."

Onkel: „Freilich, freilich, mein Töchterchen. Du hast den rechten Weg gefunden. Und gerade wegen ihren Nasen müssen sie dieses Glück machen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0013-7
DFG

„Onkel, Onkel," rief Franz jetzt, „mir fällt Etwas ein."

„So laß es hören, Fränzchen."

Franz: „Nicht allzuweit von der Schäferhütte stand — oder nein. Die beiden Brüder gingen auf die Wanderschaft. Wo sie aber auch hinkamen, überall wurden sie ausgelacht, wegen ihren sonderbaren Nasen. Darüber waren sie oft sehr traurig und Sami nahm sich sogar vor, er wolle ein Stück von der seinigen wegschneiden. Nur Leno rieth ihm ab und sagte: Thue das nicht. Es kommt ja bei einem Menschen nicht auf das Gesicht an. Wenn man nur ein rechtschaffenes Herz unter der Weste hat."

Onkel: „Brav, Franz, das war ein guter Gedanke. Fahre fort."

Franz: „Eines Tages, als es schon dunkelte, kamen sie an ein prächtiges Schloß. Darin wohnten zwei Prinzessinnen. Die Thore standen weit auf und eine Equipage nach der andern rollte hinein. Was giebts hier? fragte Sami den Wächter. — Die beiden Prinzessinnen geben heute großen Ball, war die Antwort. — O, sagte Leno, wenn wir doch da auch mit theilnehmen könnten! — Das könnt Ihr, sagte der Wächter, es hat Jedermann Zutritt. — Aber woher sollen wir die Ballkleider nehmen? versetzte Sami. — Das ist die geringste Sorge, entgegnete der Wächter. Dort drüben in dem Eckzimmer ist Garderobe genug. Da könnt Ihr anziehen, was Euch beliebt. Die Prinzessinnen sind sehr freundlich und haben eben diese Garderobe für arme Herren bestimmt. — Das war den beiden Wanderburschen ein gefundener Braten. Sie eilten in das Zimmer, kleideten sich auf das Beste und traten in den Ballsaal.

So weit hätte ich sie nun, Onkel. Aber auch nur so weit. Und nun stehe ich wieder einmal am Berge. Onkel, hilf!"

Hedwig: „O, Etwas weiß ich noch."

Onkel: „Nun, Hedwig?"

Hedwig: „Die beiden jungen Herren tanzten, daß ihnen der Schweiß von den Nasen tropfte."

„Ganz gut, Hedwig," sagte der Onkel, „das durfte nicht vergessen werden. Aber sag' 'mal, Alwin, was stehst Du denn so still da und grübelst, als ob Du ausrechnen wolltest, wie lang die Ewigkeit wäre? Hilf doch, hilf. Wir müssen machen, daß wir die Geschichte zu Ende bringen. Es wird Zeit, schlafen zu gehen."

Alwin: „Gleich, gleich, Onkel! Laß mich nur noch eine Minute, dann werde ichs haben!"

Onkel: „Was denn, Goldsohn?"

Alwin: „Nun, wie die beiden Brüder durch ihre Nasen zu den beiden Prinzessinnen kommen sollen."

Onkel: „Ach so. Ja, das ist freilich noch eine harte Nuß zu knacken."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0014-2
DFG

„Onkel, Onkel!"

„Nun, Alwin."

Alwin: „So muß es werden. Und anders geht's nicht. Horch auf! Die beiden Prinzessinnen waren unermeßlich reich und funkelten auf dem Balle von Gold und Edelsteinen wie zwei Sonnen. Aber sie hatten ganz dieselben Gesichtsfehler an sich, wie Sami und Leno. Zizerline, die ältere, hatte eine unbändig große, und Schickaminka, die jüngere, eine winzig kleine Nase."

„Alwin," fiel hier der Onkel freudig ein, „ich merke schon, wo Du hinaus willst. Und der Einfall ist vortrefflich. Jetzt weiter."

Alwin: „Kaum erblickte Zizerline den Sami, eilte sie auf ihn zu und tanzte mit ihm drei Mal herum. Dann aber blieb sie vor ihm stehen und sagte: Ich frage nicht, wer Du bist. Aber Du gefällst mir. Und wenn Du willst, sollst Du mein Mann werden. Morgen schon kann die Hochzeit sein. — Sami erschrak und sagte: Aber warum muß gerade ich der Glückliche sein? — Weil Du, erwiderte die Prinzessin, gerade eine so große Nase hast, wie ich. Ich mag keinen Mann, mit einer gewöhnlichen Nase. Er würde mich nicht schön finden und würde mich nicht lieben. — Wenn das ist, sagte Sami, da bin ichs gern zufrieden. Und morgen mag die Hochzeit sein."

Onkel: „Brav, Alwin, brav!"

Alwin: „Aehnlich ging es mit der —".

„O bitte, Alwin," fiel Franz hastig ein, „laß mich das erzählen, sonst bleibt mir gar nichts mehr übrig."

„Nun gut, Franz, erzähle. Das Schwerste ist vorbei."

Franz: „Als Schickaminka sah, daß ihre Schwester einen Bräutigam hatte, wollte sie auch gern einen haben, und sah sich um unter den Gästen. Es waren viel schöne Ritter und reiche Prinzen darunter. Aber von allen diesen sollte es Keiner sein. Da erblickte sie endlich den Leno und gleich dachte sie bei sich: Der ist für mich bestimmt, denn er hat gerade eine so kleine Nase, wie ich. Und sogleich ging sie auf ihn zu, nahm ihn freundlich bei der Hand und sagte: Willst Du mich heirathen? — Leno aber, da sein Bruder schon die ältere Prinzessin als Braut herumführte, machte keine langen Umstände und sagte: Ja! — Gut, sagte Schickaminka, morgen soll die Hochzeit sein."

„Potztausend," versetzte der Onkel und klaschte vor Freuden in die Hände, „Ihr seid ja wahre Genies, wie Ihr erzählen könnt. Freue mich, freue mich, sollt auch nächsten Sonntag früh mit mir in die Pilze gehen dürfen. — Aber nun schnell noch einen Schluß."

„Ach bitte, liebes Onkelchen," riefen alle drei Kinder zugleich, „den Schluß mache Du. Das wirst Du am Besten verstehen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0015-8

„Diesen Gefallen will ich Euch thun, Kinder. Am Ende sprächt Ihr auch wohl gar noch, ich hätte das Wenigste dabei gethan. Also: Sami und Leno hatten nichts Eiligeres zu thun, als sogleich einen Wagen mit vier Schimmeln, meinetwegen auch Rappen, abzusenden und ihre Eltern, die armen Schäfersleute, zur Hochzeit holen zu lassen. Sie kamen. Wie erstaunten sie, als sie ihre beiden Söhne in prachtvollen Uniformen, reich mit Gold und Edelsteinen beladen, erblickten. Aber noch größer wurde ihr Staunen, als sie erfuhren, daß Sami gerade durch seine große Nase und Leno durch seine kleine dieses große Glück gemacht hätten. Wie sehr dankten sie in ihrem Herzen der guten Fee, die den kleinen Pathchen damals ein so großes Geschenk hinterlassen hatte.

Als am andern Tage alle beim Hochzeitschmause saßen, sprach der alte Schäfer: „Jetzt hätte ich nun keinen Wunsch weiter, als daß die gute Frau Gevatterin, die Maxeline, da wäre, mit zu Tische säße und das Glück ihrer beiden Pathen sähe!“

Und kaum hatte der alte Schäfer diesen Wunsch ausgesprochen, so saß, wie aus den Wolken gefallen, die Fee neben ihm, ihr Zauberstäbchen im Gürtel.

„Ach gute, herzensseelensgute Frau Gevatterin,“ hub der Schäfer an und griff nach ihrer Hand. „Wie sehr dank —“. Die Fee aber wehrte ab und sagte: „Nichts von Dank, Alter! Aber merke: Gerade das, was uns im Leben zuwider ist, wird oft der Grund zu unserm Glücke! Und damit Du diese Lehre nie wieder vergißt und damit Du Dich noch für spätere Zeiten daran erinnerst, wie Du mich einst mit Deinem Schäferstocke zur Thür hinaus prügeln wolltest, so nimm noch ein kleines, oder vielmehr ein großes Andenken von mir hin!“

Mit diesen Worten berührte die Fee mit dem goldenen Knopfe ihres Zauberstäbchens die Nase des alten Schäfers und sofort wurde dieselbe so groß, daß zwei Sperlinge bequem neben einander darauf sitzen konnten.

Der alte Schäfer erschrak zwar, aber er murrete nicht, sondern dachte bei sich: „Na, verdient habe ich sie. Uebrigens wird es nicht mehr weit bis zu meinem Grabe sein. Und bis dahin will ich die große Nase gern tragen, da nur meine Kinder so glücklich geworden sind!“

Die Schäfersleute blieben in dem Schlosse, bei ihren Söhnen, wohnen und hatten es sehr gut. Der alte Schäfer aber behielt seine große Nase bis an sein Ende.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0016-4

Krieg.

In einem Dorfe, dessen Namen man nicht weiter zu wissen braucht, stand ein altes weitläufiges Rittergut und nicht zu weit davon eine große Wassermühle. Auf der Scheune derselben residirte schon seit vielen Jahren ein Storch mit Gattin und Kindern. Er betrachtete sich als König über sämmtliches Wasser-Federvieh, welches auf dem Mühlhofe lebte. Und Wehe der Gans, oder der Ente, die ihm nicht gehorchte! Sein langer Schnabel war sein Schwert, sein Prügelstock, seine Knute.

Auf dem Rittergute dagegen hatte sich ein alter Truthahn das Regiment über sämmtliches Hühnervieh daselbst angemaßt. Auch er verlangte unbedingten Gehorsam und bläute die Hühner jämmerlich, die sich seinem Willen widersetzten.

Herr Storch und Herr Truthahn lebten indeß scheinbar in der größten Eintracht. Feierte Herr Storch seinen Geburtstag, so vergaß der Truthahn nie, seinen Adjutant, den Kikrihahn, mit einer Gratulationskarte zu schicken. Kam des Truthahns Wiegentag, so erschien regelmäßig ein Kibitz, vom Storch entsendet, und überreichte einen ähnlichen Glückwunsch. Sie besuchten sich auch zuweilen, aber nie auf lange.

Da eines Tages trat der Kiebitz zum Storch und sprach: „Herr König, so eben habe ich gehört, daß dem Truthahn vergangene Nacht geträumt hat, er stiege in unsern Mühlteich und hasche sich einen Frosch heraus, den dicksten aber."

„Ist das möglich, lieber Kibitz? So Etwas kann er sich unterstehen?" versetzte der Storch aufgebracht.

„Man sagt's."

„Ei, ei, da führt der Truthahn Böses gegen mich im Schilde. Denn der Frosch gehört dem Teiche, der Teich zu der Mühle und auf der Mühle steht mein Schloß. Ich muß mich gegen den Treulosen schützen. Besorge mir ein Pistol."

„Zu dienen, gestrenger Herr."

Den andern Morgen saß der Truthahn behaglich in einer Gartenlaube und las seiner Gemahlin den Anzeiger vor. Plötzlich kam der Pfau gerannt und schrie ganz ängstlich: „Herr König, wir sind in größter Gefahr!"

„Was ist geschehen, Adjutant?"

„So eben erfuhr ich von einer Gans, die voriges Jahr bei dem Storche in Ungnade fiel, daß sich dieser hundert Stück Zündnadelgewehre hat kommen lassen."

„Das ist eine offenbare Kriegserklärung. Auf, lieber Pfau, rufe alle meine Heere zusammen, Hühner, Tauben, Pfauen, Rebhühner, Wachteln, Fasanen, Trappen, Auer- und Birkhühner, alle müssen herbei! Laß die Säbel schleifen, Kanonen gießen, Bomben schmieden und Pulver laden."

„Zu dienen, Herr König."

Den dritten Tag stolzirte der Storch, einen Dolch und ein Pistol an der Seite, sorglos auf dem Dache hin. Da kommt eiligst ein Kranich daher gesprengt. „Herr König, wenn Euch Euer Land lieb ist, so rüstet Euch so schnell als möglich. Der Truthahn steht schon mit einem unzählbaren Heere im Felde."

„Wehe dem Treulosen! Auf, auf, laß die Kriegstrompete blasen. Laß verkünden, das ganze Reich sei in Gefahr. Ruf' Alles zu den Waffen! Alles, was Beine und Flügel hat, muß herbei!"

„Zu dienen, Herr König!"

Auf diese Weise war plötzlich das Band der Freundschaft zwischen Storch und Truthahn gelöst und beide Heere standen kriegsbereit.

Damit es aber nicht heißen solle, der Truthahn sei kriegesdurstig, schickte er seinen Adjutant, den Kikrihahn, noch einmal zum Storch und ließ anfragen, ob es ihm wirklich ein Ernst sei, Krieg anzufangen und Blut zu vergießen.

Dieser gab zur Antwort: „Meine Ehre erlaubt es mir nicht, nachzugeben. Warum hat der Truthahn von dem Frosche geträumt. Es muß losgehen."

Es kann nicht geleugnet werden, daß die beiden Heere einen sehr drolligen Eindruck machten. Der Storch selbst, an der Spitze seiner wohlbewaffneten Gänse, Enten, Kibitze, Kraniche, Reiher, Wasserhühner, Möven u. s. w., trug einen riesigen Säbel an der Seite und zwei Pistolen an der Brust. Einer der Reiher schwang eine große Fahne, während die Kibitze und Möven als Kavallerie in der Luft schwebten.

Der Truthahn hatte seine Kavallerie aus den Tauben, Rebhühnern und Wachteln gebildet. Ein stämmiger Trappe war der Fahnenträger. Der Feldherr selbst aber trug einen großen Federhut, Kanonenstiefeln, zwei Dolche an der Brust und an der Seite einen gewaltigen Türkensäbel.

Beide Heere stellten sich jetzt einander gegenüber, in Schlachtordnung. Und soweit ging Alles gut. Da aber fragte in Storchs Heere eine Gans ihre Nachbarin: „Du, weißt Du denn eigentlich, um was wir kämpfen sollen?"

„Nein, das weiß ich nicht," versetzte diese.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0018-5

Und in Truthahns Heere sprach ein Fasan zum andern: „Höre 'mal, Bruder, für was sollen wir uns denn eigentlich todtschießen lassen?"

„Für was? Da fragst Du mich zu viel, Kamerad."

Jetzt trat jeder der Feldherren vor sein Kriegsheer und hielt eine Ansprache. Der Storch sprach: „Kinder, zeigt Euch heute als tapfere Soldaten. Ihr kämpft für Euern König, für Euer Vaterland! Zeigt der Welt, daß Ihr keine Memmen seid."

Und der Truthahn sprach: „Kameraden, stehet fest wie Berge! Kämpft wie die Löwen! Verlaßt Eure Fahne nicht! Ich werde Euch diese Tapferkeit reich lohnen."

Die beiden Feldherren bemerkten indeß nicht, daß sich während ihrer Reden unter den beiderseitigen Truppen eine eigenthümliche Bewegung zeigte. Einer scharrte mit den Füßen. Einer stieß den andern. Dort schüttelten Einige die Köpfe. Hier nießten Einige absichtlich. Wohl vernahmen die Feldherren eine Art Knurren, Murmeln und Brummen, aber sie meinten, das sei die Kampfbegier ihrer Soldaten.

Jetzt ertönte von beiden Seiten das Kommando: „Vorwärts! Marsch!"

Nun sollten die beiden Schlachtlinien auf einander losstürmen. Aber welches Entsetzen für die Feldherren! Kein Einziger ihrer Kämpfer rührte auch nur einen Fuß.

Der Storch stand, wie schon erschossen. „Was ist das?" schrie er. „Ich habe „Vorwärts!" kommandirt!"

Keiner von seinen Leuten zuckte ein Glied.

„Zum Henker! Seit Ihr behext, Ihr Kerle? Vorwärts! Vorwärts!"

Alle standen wie die Mauern.

„Ich lasse Mann für Mann auf der Stelle erschießen, wenn Ihr Euch meinem Befehle widersetzt."

Alle schwiegen und rührten keinen Flügel.

Nicht weniger betroffen stand der Truthahn vor seinem Heere. Er wollte es indeß klüger machen, wie der Storch und mit Güte seine Leute bewegen. „Lieben Kinder," sagte er, „was bleibt Ihr stehen? Habt Ihr mein Kommando nicht vernommen? Ich bitte Euch, folgt Eurer Fahne."

Niemand jedoch trat auch nur einen Schritt vor.

„Herzenskinder! Wißt Ihr nicht, daß mich der Storch gräßlich beleidigt hat, mich, Euren König? Wollt Ihr jetzt Eurem König untreu werden?"

Auch diese rührenden sollenden Worte gingen spurlos an den Pfauen, Hühnern und Tauben vorüber.

Da ward der Truthahn wüthend, stieß einen Fluch aus, der fünf Minuten Zeit brauchte und schrie mit fürchterlicher Donnerstimme: „Ihr Lumpengesindel! Habe ich Euch denn nicht dazu, daß Ihr für mich in den Krieg ziehen sollt? Ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0019-4

werde jetzt noch einmal kommandiren und Wehe Euch, wenn Ihr nicht parrirt. Die Hälse laß ich Euch brechen, erschießen, erhängen, zu Tode peitschen, in die Luft sprengen, Krebssuppe aus Euch kochen. Jetzt: — Vorwärts!"

Die Ungehorsamen! Wie können sie sich ihrem Könige widersetzen? Er ist ihr Herr und sie müssen gehorchen. Was soll er thun, wenn er sich nicht einmal auf seine Soldaten verlassen kann? Er ist außer sich vor Wuth und sein Zorn ist gerecht. O ihr Ungetreuen!

Endlich trat ein alter, ehrwürdiger Auerhahn aus Reihe und Glied hervor, senkte seine Säbelspitze zur Erde und sprach: „Herr König! Laßt mich ein Wort zu Euren Ohren sprechen. Ihr habt uns hierher gerufen, um uns in den Krieg zu führen. Warum? Ihr habt es selbst gesagt: weil Euch der Storch beleidigt hat. Im Kriege wird geschossen, gehauen und gestochen. Viele, viele von uns würden dabei ums Leben kommen oder zeitlebens zum Krüppel werden. Nun bedenkt: Der Eine hat Vater und Mutter daheim, deren Liebling er ist. Der Andere ist Vater und verließ Weib und Kinder. Wenn er nun nicht wiederkehrt, welch ein Elend! Ich selbst habe fünf liebe Kinderchen daheim. Wenn ich im Kampfe fiele, würden sie betteln gehen müssen und ihre Mutter würde dieses Herzeleid nicht überleben. — Was können auch wir dafür, daß Ihr vom Storch beleidigt worden seid? Darum, Herr König, wollt Ihr Euch an ihm rächen, so ziehet selbst das Schwert und macht es selbst mit ihm aus. Nur macht nicht so viele Andere unglücklich. Zeigt, daß Ihr selbst Muth habt, dem Tode entgegen zu gehen und wir wollen, wenn Ihr siegt, ein Vivat rufen, das bis zu den Engeln im Himmel schallen soll."

Auch aus Storchs Regimente trat Einer vor, es war ein alter verständiger Gänserich, und sprach in ähnlicher Weise. Er schloß mit den Worten: „Und nun sollen wir auf die armen feindlichen Soldaten losgehen und sollen sie womöglich alle erschießen, erstechen, niederhauen oder zu Krüppeln machen? Herr König! das könnt Ihr doch nicht verlangen. Sie haben uns ja kein Haar gekrümmt. Wir haben uns im Leben noch nicht gesehen. Was können sie und wir dafür, daß sich unsere Herren verunreinigt haben? D'rum, Herr König, macht es allein mit einander aus. Fahrt Euch tüchtig in die Haare! Kämpft mit einander, daß es Funken sprüht. Wir wollen alle Flinten und Kanonen auf einmal losschießen, wenn Ihr als Sieger zu uns zurückkehrt."

Die beiden Feldherren mochten bitten oder fluchen, Alles half nichts. Die Heere waren nicht von der Stelle zu bringen. Was blieb ihnen übrig? Um sich vor ihnen nicht lächerlich zu machen, mußten sie sich zu einem Zweikampfe entschließen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0020-6

Krieg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0021-1
DFG

Nachdem der Adjutant Kibitz und der Adjutant Kikrihahn die Herausforderung zum Zweikampf überbracht hatten, schritten die beiden Feldherren auf einander zu. Man sah jedoch an ihren Schritten, daß die Beine etwas zitterten. Sechs Schritt von einander machten sie Halt, zogen ihre Säbel und nahmen Stellung. Nur zu deutlich aber erkannte man ihre beiderseitige Unruhe und Angst. Beide konnten kein Glied still halten. Was mochten wohl Beide jetzt bei sich denken?

Eigentlich sollte das kein Mensch wissen, aber Euch, lieben Leser, will ichs im Vertrauen sagen.

Der Storch dachte: „Hurrjeh! Hat der einen langen, scharfen Säbel! Wie weh' wird das thun, wenn mich ein einziger Hieb trifft! Einen Flügel kann er mir abhauen, ein Bein zerschmettern. Und trifft er mich auf den Kopf, muß ich eines schmählichen Todes sterben. Ach und ich bin noch so jung! Wie lange könnte ich noch leben und mich freuen!"

Und der Truthahn dachte bei sich: „Es ist doch eine äußerst fatale Sache, wenn man so jeden Augenblick dem Tode ins Auge sehen muß. Was der Storch für eine verwünschte Spitze am Säbel hat! Wenn mir die in die Brust fährt, oder in den Kopf, da ists aus, rein aus mit dir! Ach und dann seh' ich meine Frau und meine guten Kinderchen nie wieder. Und macht er mich zum Krüppel, welche Schmerzen! Hu! mir wird ganz schlimm!"

Die Kämpfer standen sich jetzt wohl schon zehn Minuten gegenüber. Beide faßten sich scharf ins Auge. Keiner aber wollte den Anfang machen. Es war, als ob sie Etwas auf dem Herzen hätten.

„Nun?" sagte endlich der Storch.

„Nun?" erwiderte der Truthahn.

„Was soll werden?" versetzte jener wieder.

„Wie Du willst!" entgegnete der Truthahn.

„Nein, wie Du willst!" antwortete der Storch.

„Nein, es soll auf Dich ankommen!" erklärte jener.

„Mir soll Alles recht sein," meinte der Storch.

Hierauf standen sie sich wieder eine lange Zeit stumm gegenüber. Endlich aber brach der Truthahn das Schweigen und sprach: „Höre, lieber Nachbar! Müssen wir uns denn eigentlich die Glieder vom Leibe herunter hauen?"

„Müssen? Nachbar? Ich sehe nicht ein, wer uns zwingen wollte."

„Vielleicht könnten wir die Sache im Guten schlichten?"

„Nachbar," versetzte der Storch und steckte den Säbel ein, „Du sprichst mir aus der Seele. Menschenblut ist zu kostbar."

„Nun, so sage mir, Freund Storch, warum bist Du denn eigentlich gegen mich in den Krieg gezogen?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0023-2

„Weil Du böse Pläne gegen mich gehabt hast."

„Woher weißt Du denn das aber, lieber Storch?"

„Nun, weil Du geträumt hast, Du hättest einen Frosch aus dem Mühlteiche gehascht."

„Hahaha! Bruder Storch! Da ist kein Wort wahr davon. Da hat man Dich abscheulich belogen."

„Ja, warum bist denn aber Du gegen mich gezogen, lieber Truthahn?"

„Ich? Weil Du Arges gegen mich im Schilde führtest."

„Wie so denn das?"

„Nun, hast Du Dir nicht neulich hundert Zündnadelgewehre kommen lassen?"

„Hahaha! Erlogen, rein erlogen! Ein Pistol ließ ich mir kommen, sonst keine Stecknadel weiter."

„Also wären wir ohne alle Ursache gegen einander gezogen?"

„So wäre es," versetzte der Storch.

„Und umsonst und um nichts wollten wir uns hier das Lebenslicht ausblasen? Das wäre doch die größte Tollheit!"

„Das meine ich auch, Freund Truthahn. Komm her, laß Dich umarmen."

Der Truthahn steckte jetzt seinen Säbel auch ein, beide fielen sich um den Hals und tanzten vor lauter Zärtlichkeit zwischen ihren Kriegsheeren.

Bald darauf aber kommandirte es auf beiden Seiten: „Rechtsumkehrt! Geht Alle nach Hause! Der Krieg ist aus!"

Schlittenfahrt.

Auf schneebedecktem Hügel
Da jubelt der Knaben Troß.
Ein jeder führt am Zügel
Den Schlitten, das wilde Roß.

Es glitzert in der Sonne
Die spiegelnde Silberbahn;
So glatt wie Glas, o Wonne!
Frisch Alle und setzet an.

In langer Reih',
Je zwei und zwei,
Jetzt steh'n die Schlitten,
Noch unberitten,
Dabei die Reiter;
Was wird nun weiter?

Da tritt mit ernstem Auge
Der Hauptmann gar straff hervor.
Ein'n Ast vom nächsten Strauche
Als Säbel er schwingt empor.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0024-8

„Achtung!“ — So kommandiret
Der Hauptmann und stellt sich barsch.
„Sitzt auf! Es wird marschiret!
Galopp! Hurrah! Vorwärts, marsch!“

Sie sitzen auf.
In raschem Lauf
Geht's frisch und munter
Den Berg hinunter.

Der Hauptmann voran,
Dann Mann an Mann.
Galopp!
Hopp, hopp!
Wie's schleift
Und pfeift,
Geschwind,
Wie Wind.

Die Rosse schnaufen
In wildem Laufen,
Berühren fast,
Sammt ihrer Last,
Den glatten Saum
Der Erde kaum.

Jetzt sind sie angekommen
Tief unten. Sie sitzen ab.
Und wieder wird erklommen
Die Spitze des Berges im Trab.

Und wieder geht's von Neuem
Bergunter mit froher Lust.
„Nur zu! Ihr sollt Euch freuen,
Ihr Knaben, der Winterlust!“

Der letzte Klos.

Görge und Michel waren ein Paar Brüder, die sich nicht immer zum Besten vertrugen. Besonders lagen sie sich dann sehr bald in den Haaren, wenn es Etwas zu essen gab, was sie mit einander theilen sollten. Görge dachte, Michel bekäme ein Krümchen mehr, und Michel meinte, Görge hätte den fettesten Bissen.

Eines Tages hatte die Mutter Klöse gekocht. Das war nun freilich das Leibessen der beiden bausbackigen Knaben. Da aßen sie denn nun, wie man zu sagen pflegt, wie die Scheffeldrescher. Der Vater war satt, stand auf und ging in den Pferdestall. Die Knaben aßen immer noch. Die Mutter ging auch bereits wieder ihren Geschäften nach. Die Knaben aßen immer noch.

Satt waren beide schon längst. Sie aßen nur noch — um zu essen. So verschwand ein Klos nach dem andern.

Jetzt lagen nur noch drei Stück in der Schüssel. Michel hatte schon zwei Westenknöpfe gelüftet, um Platz im Magen zu bekommen und Görge fing auch an zu knöpfen, denn er merkte wohl, daß ihn Etwas drückte.

Jetzt konnten die armen Jungen bald nicht mehr. Aber wären es nur nicht gerade drei Klöse gewesen, die noch vorlagen. Bei vieren hätte sich jeder zwei

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0025-3

herausnehmen und aufheben können. So aber hätte der eine müssen getheilt werden. Und dann wären die Fragen entstanden: „Wer versteht am Gleichmäßigsten zu theilen?“ Und: „Wer soll zuerst wählen?“ — Wie leicht hätte es da geschehen können, daß Michel oder Görge etwa ein Viertelsquentchen zu viel oder zu wenig bekommen hätte. Und das wäre ja ein großes Unglück gewesen.

Michel knöpfte daher seine Weste vollends auf und Görge drückte mit beiden Händen seinen Bauch, der mehr einer Biertonne glich, mehrmals aus Leibeskräften zusammen, um Platz zu gewinnen. Und nun ging es noch einmal frisch ans Werk.

Jeder langte noch einen Klos heraus, zerschnitt und verzehrte ihn. Was der Appetit nicht mehr vermochte, mußte der Neid erzwingen. Die Lippen glitschten. Die dicken Backen wurden zu Bergen. Dem Michel traten die Augen weit heraus und Görge keuchte, daß man es in der Küche hören konnte.

Endlich waren beide Klöse verschwunden und nur noch einer lag in der Schüssel. Aber wem sollte nun dieser gehören? An ein christliches Theilen wurde gar nicht gedacht. Beide sahen den armen Klos an. Keiner aber wagte, aus Furcht vor dem andern, Miene darnach zu machen. Jeder indeß hielt seine Gabel in der Hand, um jeden Augenblick schlagfertig zu sein. So lagen (denn sitzen konnte man nicht gut sagen) sie lange mit einander vor dem Klose, wie die Türken vor Wien. Einer beobachtete den andern. Keiner aber wagte den Angriff.

Endlich ergriff Michel, dem die Sache doch zu lange dauern mochte, das Wort und sagte: „Görge, der Klos gehört mein, denn ich bin zwei Minuten später an den Tisch gekommen, als Du. Da hast Du gewiß schon einen verzehrt gehabt.“

„Ach, was geht das mich an,“ erwiderte Görge, „da halte Du Dich hübsch dazu, wenn gebetet wird. Uebrigens bin ich auch älter wie Du und darum gehört der Klos mir.“

„Ja,“ versetzte Michel, „und Du hast Dir auch immer die größten herausgefischt, ich habe es wohl gesehen. Das geht nicht. Ich habe sie genommen, wie sie kamen, und da bin ich eben gewiß um einen zu kurz gekommen.“

„Gefischt hin, gefischt her!“ rief Görge, zornig werdend. „Ich kann nicht dafür, daß auf meiner Seite gerade einige große lagen. Ich brauche auch mehr, weil ich älter und größer bin, als Du, Quarkkäse.“

„Nun, und also!“ versetzte Michel, auch heftig werdend. „Wenn Du älter sein willst, so mußt Du doch auch verständiger sein, als ich. Der Herr Cantor sagte ja nur gestern noch, weißt Du's nicht mehr, daß die älteren Geschwister den jüngeren lieber manchmal nachgeben sollten?“

„Da sehe ich doch gleich,“ fuhr Görge auflachend fort, „wie dumm Du bist. Und wegen Deiner Dummheit verdienst Du eben den Klos gar nicht. Denkst Du

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0026-9

denn, der Herr Cantor hat an unsere Klöse gedacht, als er das sagte? Haha! — Der Klos ist mein, weil ich mehr Verstand habe, als Du."

Bei diesen Worten machte Görge einen Ausfall auf den Klos. Michel aber griff ihm in die Waffe und schrie: „Siehst Du, Görge, wenn Du mir den Klos nicht läßt, da bist Du am längsten Bankoberster gewesen. So wie ich morgen in die Schule komme, zeige ich Dich bei dem Herrn Cantor an, daß Du ihm nicht folgst und so unmäßig bist. Weißt Du nicht mehr, wie er, als er uns die Geschichte von Noah erzählte, zweimal zu uns sagte: Kinder, seid ja in Allem recht mäßig!?"

„Aha!" lachte Görge hoch auf. „Immer sag's. Geh' doch, geh', ehe der Weg zerbricht! Das verzeiht mir der Herr Cantor gewiß, denn ich weiß es ja, er ißt auch gern Klöse. — Also, jetzt laß mir die Gabel los, oder es wird nicht gut!"

Michel ließ los, denn er kannte den Bruder. Görge fuhr sogleich nach dem Klose. In demselben Augenblicke aber erhob sich Michel, langte über den Tisch hinweg und gab dem Bruder einen solchen Schlag auf die Hand, daß diesem die Gabel entfuhr, in die Schüssel fiel und in der Klosbrühe versank.

Görge wurde darüber wüthend, sprang auf, langte über die Schüssel hinweg und faßte Jenen bei den Haaren. Dieser that ein Gleiches mit Görgen. Ohne viel dabei zu sagen zausten und schüttelten sie sich nun mit immer wachsender Erbitterung hin und her. Die Schüssel stand ängstlich in der Mitte und erwartete jeden Augenblick ihren Untergang. Bekam einer eine Hand frei, so versetzte er damit dem andern einen Puff, der aber nie unerwidert blieb. Dem Michel trat der Schaum vor den Mund und Görge knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

Armer Klos! Wie mag dir zu Muthe sein! Du liegst nun da in deiner braunen Brühe und siehst so unschuldig darein. Du siehst die Bruderschlacht. Du hörst das Puffen und Kuffen! Und kannst nichts dafür. Wie magst du zittern und zagen, wer denn endlich noch siegen wird. Und, sei's Görge oder Michel,

Was ist dein Loos,
Du armer Klos?
Ist ausgerungen,
Wirst du — verschlungen.

Was denkst du wohl bei dir! Nicht wahr, du denkst: Nein, es ist doch ein Greuel vor Gott und Menschen um ein Paar Brüder, die sich zanken. Sie sind nicht werth, daß ihnen der liebe Gott die Kartoffel hat wachsen lassen, die in mir steckt! — Nicht wahr, du denkst: Wenn ich nur gleich verschwinden könnte, daß mich keiner von beiden bekäme. Lieber wollte ich von einem Hunde gefressen, als von solchen undankbaren

Menschen aufgezehrt werden! — Armer Klos! Du hast recht! Indeß, gedulde dich nur noch ein Weilchen, man kann nicht wissen.

Endlich hatten doch die bösen Brüder das Raufen und Zausen satt, da sie damit nicht zum Ziele kamen. Jetzt that Görge einen gewaltigen Stoß — und Michel flog auf seine Bank zurück, daß sie knackte. Kaum aber hatte Görge mit beiden Händen die Schüssel angepackt, um sie an sich zu ziehen, raffte sich auch Michel schnell wieder auf und erfaßte sie am andern Rande.

„Laß los!" schrie der Eine.

„Nein, laß Du los!" brüllte der Andere.

Jetzt gestaltete sich der Kampf so, daß man darüber hätte lachen mögen. Sobald Michel zog, ließ Görge etwas nach, aus Furcht, die Schüssel möchte zerbrechen. So ging's mit der guten Schüssel mehrere Minuten hin und her. Der arme Klos purzelte dabei wie verzweifelt darin herum. Ja, es war wirklich lächerlich, die beiden Kloskämpfer jetzt zu sehen. Die Haare hingen ihnen wild um die Köpfe. Die Lippen schäumten. Die Augen glänzten von Wuththränen. Dabei krächzten und stöhnten die Kämpfer vor Erbitterung und vor Klösen, die sie zum Uebermaß im Leibe hatten. Zuweilen schien der Eine, wenn er die Schüssel einmal ziemlich nahe herangezogen hatte, schon seines Sieges gewiß zu sein, ließ die eine Hand los, um gleich mit den Fingern sein Beute zu erhaschen. Im Nu aber benutzte der Andere diese Gelegenheit, that einen Ruck und die Schüssel war wieder auf seiner Seite.

Auch dieser Kampf schien endlich beiden langweilig zu werden. Und man las in ihren Blicken deutlich den Entschluß: „Nun mag's biegen oder brechen!"

Die unglückliche Schüssel hing jetzt zwischen vier Händen in der trostlosesten Schwebe. Von der Erschütterung spritzte die Brühe nach allen Seiten empor. Beide Brüder setzten ihre letzten Kräfte daran.

Ja, Schüssel, wenn du von Eisen wärst!

Noch einmal thaten beide einen kräftigen Ruck — — knack! da zerplatzte die Schüssel! —

Jeder prallte, die eine Hälfte in den Händen, weit zurück. Görge purzelte mit sammt seiner halben Schüssel unter den Tisch und Michel würde einen gleichen Fall gethan haben, hätte ihn nicht die Wand geschützt.

Görge aber, obgleich er wie geprellt unter dem Tische lag und einen empfindlichen Schmerz am Hinterkopfe fühlte, schrie immer noch, die halbe Schüssel mit einer Hand empor haltend: „Der Klos ist mein! Wo ist er! Wo ist er!"

Wo aber war denn der Klos? Auf dem Tischtuche schwamm wohl die braune Brühe wie ein kleiner Lavastrom umher, aber der Klos war nicht zu sehen. Unter dem Tische lag er auch nicht. Wo muß er nur hingekommen sein? —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0028-0

O, Görge und Michel, den sucht ihr vergebens. Der Klos ist längst besorgt und aufgehoben. In demselben Augenblicke nämlich, als die Schüssel brach, kugelte er vom Tische herunter, auf den Dielen hin und dem Ofen zu. Unter diesem lag Sultan, ein ziemlich großer Hund. Kaum erblickte dieser die auf ihn zurollende Kugel, that er einen Satz unter dem Ofen hervor und — schnapp! — verschwunden war der Klos.

Sie können's nicht.

Max und Lischen waren die Kinderchen einer vortrefflichen Mutter. So oft man beide in die Schule gehen sah, führten sie sich an der Hand. Mutter that es auch nicht anders, beide mußten stets nett gekleidet gehen. Zöpfchen, Schleifchen und Bändchen mußten in schönster Ordnung und ein Täschchen wie das andere gestickt sein. Alle Leute hatten ihre Freude an dem kleinen, netten Geschwisterpaare. Spielten sie in ihrem Garten, so sah es fast aus, als ob ein Paar lustige Schmetterlinge darin herum flatierten, so heiter, so fröhlich waren sie.

Eines Tages saßen beide auf der steinernen Ruhebank, unter einer schattigen Linde. „Lischen, was spielen wir denn heute?" nahm Max, der etwa acht Jahre zählte, das Wort.

„Wenn wir nur einmal ein neues Spiel wüßten," meinte Lischen. „Denn Haschekater, Verstecken und Maus und Katze haben wir schon gar zu oft gespielt."

„Hast recht, Lisel. Hilf 'mal mit, wir wollen uns besinnen."

Sogleich hielt sich Lischen beide Hände vor die Augen und Max legte den kleinen Zeigefinger an sein Näschen. So saßen sie eine lange Weile.

„Halt, Lisel! Jetzt besinne ich mich auf Etwas," platzte Max heraus. „Heute Morgen, als ich für den Papa ein Loth Pariser holen mußte, sah ich ein recht seltsames Spiel."

„O, Mäxchen, das ist schön. Erzähle."

„Ja, Lisel, aber ich weiß selbst nicht, ob mir eigentlich das Spiel gefallen hat oder nicht."

„Nun, wie war es denn, Mäxchen?"

„Siehst Du, Lisel, ich sah es Nachbars Gertrud mit ihrem Bruder spielen.

Und da brachte ich durch den Zaun hindurch so viel weg: Beide hatten ihre Namen verändert. Er nannte sie „Gänschen" und sie nannte ihn „Gimpel."

„Das ist aber ein närrisches Spiel, Mäxchen."

„Ja, närrisch war es. Doch wir wollen es gleich einmal versuchen. Ich werde schon Alles noch wissen und Dir sagen können, was Du zu thun hast."

„Ja, ja, Mäxchen. Wenn es nur recht hübsch wird. Ich freue mich. Haben wir doch 'mal wieder 'was Neues."

„Nun, da passe auf, Lisel. Ich mache den Fritz (so hieß jener Bruder) und Du bist Gertrud."

„Gut, Brüderchen. Das will ich mir merken."

„Nun thun wir beide, als ob wir recht traulich mit einander spielten, und als ob uns das Spielen rechte Freude mache. Auf einmal aber läufst Du plötzlich von mir fort, stellst Dich dort an den dicken Zuckeräpfelbaum, stemmst den Kopf daran und thust, als ob Du weintest."

„Gut, Mäxchen, das werde ich Alles genau so machen."

„Darauf," fuhr Max fort, „rufe ich Dir zu: Gans! Und Du rufst zurück: Gimpel. — Dieß wird mehrmals wiederholt und dabei, das dürfen wir ja nicht vergessen, müssen wir beide recht finstere, mürrische Gesichter machen."

„Das wird freilich ein Bischen schwer gehen, Mäxchen."

„Darauf fängst Du an und stampfest mit dem Fuße auf die Erde. Und ich hier mache es gerade auch so."

Lischen hörte äußerst aufmerksam zu. Sie machte auch bereits Versuche, ob sie dieß Alles könne. Sie runzelte die zarte, weiße Stirn in düstere Falten, drückte ihr Taschentuch tief in die Augen und stampfte auch einige Mal mit dem kleinen Füßchen auf die Erde. Max aber fuhr fort:

„Wenn wir dieß ein Weilchen getrieben haben, dann bitte ich Dich um Etwas. Aber ich mag bitten um was und wie sehr ich will, Du sprichst allemal: Nein! Und das mußt Du so recht kurz sagen. Dann bittest Du mich um Etwas. Aber Du kannst noch so freundlich bitten, ich spreche auch allemal: Nein."

„Das wird aber sonderbar, Mäxchen."

„Darauf kommst Du mir und ich Dir ein Paar Schritte näher. Dabei aber streckst Du alle zehn Finger aus und ich balle meine Fäuste und halte sie Dir entgegen."

„Ist das nun das ganze Spiel, Mäxchen, oder kommt noch Etwas?"

„Zum Schlusse," fuhr Max fort, „kam eigentlich noch ein recht komischer Tanz. Aber ich konnte ihn nicht ganz abwarten, weil mir sonst der Pariser vertrocknet wäre und dann hätte der Papa gezankt. Nur so viel sah ich noch: Beide

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0030-1

Kinder sprangen recht schnell auf einander zu, faßten sich bei den Haaren und darauf ging der Tanz los. Wenn ich nicht irre, sangen sie auch ganz laut dazu."

„Ei, Mäxchen, zuletzt noch tanzen, das ist hübsch."

Max und Lischen schickten sich sogleich an, das Spiel zu beginnen. Also zuerst mußte traulich gespielt werden. Das ging sehr gut. Max hatte sein Steckenpferd und Lischen ihre Puppe mit und gar bald war eine reitende Dame fertig. Ihre Freude über das trauliche Spiel auszudrücken, machte auch keine Schwierigkeit. Lischen fiel dem Bruder um den Hals und dieser gab ihr einen herzhaften Kuß. Dabei wiederholten sie nur, was sie sonst auch beim Spielen thaten, wenn es, wie jetzt, auch keine Vorschrift war. Das trauliche Spielen wurde daher auch jetzt länger ausgedehnt, als es Fritz und Gertrud gethan hatten.

„Das Spiel gefällt mir," sagte Lischen.

„Jetzt aber, Lisel," erwiderte Max, „thue, was nun kommt."

Sogleich warf Lischen ihre Puppe hin, rannte plötzlich fort und stemmte sich an den Zuckeräpfelbaum. Auch verbarg sie ihr niedliches Gesichtchen und stellte sich weinend.

Nun war die Reihe an den Bruder, sie eine „Gans" zu nennen. Lischen hatte lange schon gestanden und nach dem Bruder hingesehen. Hatte ihm auch durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er anfangen solle. Aber immer noch gab er keinen Laut von sich. Er stand und sah sein liebes Lisel an. Er wußte recht wohl, was er zu thun hatte, aber es war, als ob das Wort „Gans" an seine Zunge gewachsen wäre. Er konnte es nicht herausbringen. Niemals hatte er seine Schwester anders, als „Lisel," oder „liebes Schwesterchen" genannt. Jetzt auf einmal sollte er sie mit dem Namen eines dummen, verachteten Thieres rufen, das war ihm nicht möglich. Die Scham trieb ihm das Blut in's Gesicht.

„Lisel, fang' Du erst an," stotterte er endlich, sichtlich verlegen.

Lischens Herz aber war nicht minder gut und zartfühlend. Auch sie fühlte das Häßliche, ihren Bruder mit dem Worte „Gimpel" zu bezeichnen. Auch in ihre Wangen trat ein verschämtes Roth und das Wort wollte nicht über die Lippen. Zwar dachte sie bei sich: „I, 's ist ja nur ein Spiel." Aber kaum war die erste Silbe auf der Zunge, so verschluckte sie dieselbe wieder. „Nein, es geht nicht," sagte sie für sich.

Möchten wir nicht die beiden Kinderchen auslachen? Sie können aber auch gar nichts. Wie manchen andern Kindern würde es sehr leicht werden. Ich habe, leider! schon kleine Knaben gesehen, die eine Menge Schimpfwörter ganz geläufig herausstießen. Ich habe selbst Geschwister kennen gelernt, die einander noch auf eine viel gröbere Art betitelten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0031-7

Kinder habe ich gehört, die sogar neue, häßliche Benennungen erfanden. Und Max und Lischen können nicht einmal die zwei Worte sagen! — — —

Beide Geschwister sahen sich eine Weile stumm an. Aber trotzdem verstanden sie sich.

„Weißt Du was, Lisel, wir wollen das überspringen und machen, was nun kommt."

Als sie aber überlegten, was nun kam und was Alles noch vorkommen mußte, wie sie noch ganz feindselig gegen einander auftreten müßten, da sahen sie ein, daß es ihnen nicht möglich war, ihre Rollen fortzuspielen. Und jetzt fing es an, ihnen nach und nach klar zu werden, daß jenes Gebahren zwischen Fritz und Gertrud kein bloses Spiel gewesen sein konnte.

„Mag's gewesen sein, was es will," sagte Lischen, „ich kann's aber nicht."

„Und mir, Lisel, geht's gerade so. Ich kann es auch nicht."

Da stehen sie und lächeln sich ins Gesicht,
Ach, seht nur, sie können das Zanken noch nicht!

Der Schornsteinfegerknabe.

„Pfui! rußiger Peter, gleich gehst Du hinaus,
Und kommest nie wieder zu unserem Haus!
Du siehst ja stets wie ein Teufelchen schwarz,
Als wärst Du gebadet in Ruß und in Harz.
Gehst barfuß nur immer. Mit Leder besleckt
Sind Hosen und Hemde. Kein Rock Dich bedeckt.
Und rühret man nur mit dem Finger Dich an,
Gleich hängt auch ein schmuziger Kleister daran."

So schimpfte ein Knabe, von Kleidern gar fein,
Den Kehrer der Essen, ein Jungelchen klein,
Verspottet ihn, lässet ihn nimmer in Frieden.
Der Arme! Er mußte wohl endlich ermüden.

Und um nun nicht immer verachtet zu sein,
Kommt lang'er nicht wieder ins Haus dort hinein.
Doch kaum sind vergangen der Monate acht,
Da stürmen die Glocken in finsterer Nacht.
„'s ist Feuer!" — Hoch schlagen die gräßlichen Flammen!
Das Haus jenes Knaben, es krachet zusammen.
Weil drinnen die Essen so lang nicht gekehrt,
Hat Ruß sich entzündet, der hoch sich gemehrt.

Da stehet der Knabe, sich selbst ein Verkläger,
Verachtet nun nie mehr den schmuzigen Feger.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0032-2

Im Schnee.

Der alte Winterkönig hatte seinen Federsack reichlich ausgeschüttet. Wenn ein kleiner, kurzbeiniger Knabe nur ein Wenig von dem gebahnten Wege abwich, saß er im Schnee bis an die Kniee. Und doch war dieß manchem munteren Büblein noch nicht tief genug. Sie suchten sich eine hohe Windwehe auf, thaten einen Satz und schwupp! fuhren sie so weit hinein, daß nur der Kopf und die Arme noch heraus guckten. Hinein ging's schnell und leicht. Aber heraus! Das war ein Würgen und Klettern und Steigen und Arbeiten! Sie schwitzten und keuchten. Ich weiß gewiß, mancher von ihnen würde ein essigsaueres Gesicht gemacht haben, wenn er zu Hause bei irgend einer Arbeit hätte so schwitzen müssen. Hier — je heißer es ihnen wurde, desto besser. Kaum hatten sie sich wieder heraus gewunden und den Schnee ein Wenig abgeschüttelt: hopp! saßen sie wieder darin.

Da die Knaben nun nicht lärmten und tobten dabei, so hatte auch Niemand etwas dagegen. Ja, ein alter Mann, der das Herz auf dem richtigen Flecke hatte, und eben vorüber ging, blieb stehen und sah lächelnd der lustigen Jugend zu. „So ists recht, Ihr Knaben," sagte er. „Immer frisch! Immer munter! Du, Kleiner, spring' noch einmal! Ach, Du hast keine Courage! Wenn auch Dein Näschen eine Priese Schnee schnupfen muß, das schadet nichts. — So, so ists recht. Siehst Du, wie weich Du sitzest? Na, nun siehe zu, wie Du Dich wieder herauskrappelst."

Die Gesichter der Knaben glühten, die Hände leuchteten wie Rosen über dem Schnee, aber nicht vor Kälte. Und immer aufs Neue stürzten sie sich wieder in die Wehe. Der alte Winterkönig hatte sie mit vielem Fleiße fein sauber aufgebaut. Noch vor Kurzem stand sie da, wie eine glatte, glänzende Mauer, jetzt aber glich sie einem durchwühlten Sturzacker. Aber Winterkönig war nicht böse darüber, sondern blinzelte freundlich herunter, daß die Kinder so viel Freude an und in seiner Arbeit fanden.

Nachdem nun die „Schanze" gänzlich erstürmt und demolirt war, sannen die Knaben auf eine andere Belustigung. „Was machen wir nun? Was machen wir nun?" hieß es.

„Krieg wollen wir machen, Krieg!" sagten Einige.

„Ei ja, Krieg!" riefen die Andern.

„Gut, Kinder," nickte der Alte gutmüthig, „macht einmal Krieg. Aber schießt und trefft brav! An Pulver fehlt's Euch nicht. Nur Eins bitte ich Euch:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0033-8

Zielt mir nicht nach den Gesichtern. Der Nase würden schon die Kugeln nichts schaden, es ist mir nur um Eure Augen."

Die Knaben, acht an der Zahl, theilten sich hierauf in zwei Gruppen und stellten sich mit angemessenem Zwischenraume auf.

Sogleich wurde das Feuer eröffnet. Hui! Wie die Kugeln fliegen! Der Eine feuert mit grobem Geschütz, der Andere hält das kleine Kaliber für besser. Welch ein verzweifeltes Kreuzfeuer! Hier Spitzkugeln, dort Sechs-, Acht-, Zwölfpfünder. Hier Kartätschen, dort gewaltige Bomben. Diesem da reißt ein Achtpfünder die Pelzmütze vom Kopfe. Jenem dort zerplatzt eine dickleibige Bombe gerade hinter den Ohren und hüllt den ganzen Kopf in eine Schneewolke. Diesem da ist eine Spitzkugel gerade in den Mund hineingeflogen. Ist ihm schon recht, warum hat er ihn nicht zugemacht. Jenem dort saust eine Kartätsche gerade an den Bauch, daß er sich vor Schreck „hinsetzt." Zuweilen sind fast alle Geschosse auf Einen gerichtet, so daß dieser vor Angst nicht weiß, wo er seinen Kopf hinstecken soll. Dann vertheilt sich wieder der Kampf und es geht Mann gegen Mann.

So schnell auch die Kanonen des Kaisers von Frankreich schießen, so schnell schießen sie doch nicht, als die acht Knaben werfen. Kaum ist der eine Ball aus der Hand, so ist schon wieder ein Klumpen Schnee aufgerafft, ein Wenig gedrückt und so wieder schußfertig. Und wie scharf nehmen die Kämpfer einander aufs Korn. Selten geht eine Kugel daneben, und sollte sie auch nur einen Streifschuß abgeben. Und wie schlau sie sind. Der Augenblick, in dem sich der Gegner bückt, um neue Munition zu fassen, wird weise benutzt, um ihm eine Ladung ins Genick zu feuern. Gelingt es, hurrah! welch ein Siegesgeschrei! Ein großes Halloh giebt es auch, wenn sich zwei Bomben in der Luft treffen, zerplatzen und in einem dichten Schneeregen zerstieben.

„Frisch, Kleiner, die Feinde weichen!" ruft jetzt der Alte dem kleinen Oskar zu. — Diese Worte ermuthigen diesen so, daß er nun aus Leibeskräften bombardirt. Er drückt den Schnee gar nicht mehr zu einem Ballen zusammen, sondern schleudert ihn in ganzen Massen, so viel seine Hände fassen können, auf den weichenden Feind. Das ist besonders drollig anzusehen, wie da der kleine, dicke Oskar in einem förmlichen Schneewirbel steht. Wie er in seinem Kampfeseifer zuweilen das Gleichgewicht verliert und in den Schnee kugelt. Aber das thut nichts. Schnell aufgesprungen und wieder losgepulvert.

Erfreulich ist es anzusehen, wie die Großen absichtlich den Kleinen schonen, doch auch so, daß er das nicht bemerkt. Nach und nach flieht Einer nach dem Andern, so daß es nun den Anschein gewinnt, als habe der kleine Oskar sie alle besiegt. Das ist diesem eine königliche Freude! Als schließlich Alle geflohen sind

Der Riese Goliath.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0035-9

und er sich allein auf dem Schlachtfelde sieht, da spitzt er seine Zeigefinger, „schält ein Rübchen“ und ruft lachend und jubelnd: „Zitsch! Zitsch! Ihr habt verspielt! Ich bin König!“

„Bravo, Kleiner!“ ruft ihm der Alte zu. „Du bist ein braver Soldat. Du hast gekämpft wie ein Löwe! Bravo, mein Junge!“ Ein Wink und der Friede war geschlossen. Die Knaben sammelten sich wieder und suchten vor allen Dingen wieder zu Athem zu kommen. Alle aber hatten jetzt zu thun, die Ueberreste der zerplatzten Kugeln aus ihren Kleidern zu bringen. Der Eine schüttelte den Schnee aus den Taschen, der Andere kratzte ihn aus dem Kragen heraus, der Dritte aus den Aermeln. Der Eine klopfte einen Stiefel aus, der Andere bohrte den Schnee aus den Ohren.

„Kinder,“ hob hierauf der Alte an, „Ihr habt mir gefallen. Ihr seid lustig und munter gewesen, ohne Unart. So ists recht. Freut Euch Eures Lebens. Tummelt Euch im Schnee, wenn es Winter, und im Walde, wenn es Frühling ist. Seid immer frohen Muthes und vergeßt dabei Eure Pflichten für das Haus und für die Schule nicht.“

Schließlich ordneten sich die Knaben zu einem Zuge. Den kleinen Oskar nahmen sie in ihre Mitte. Er wurde jetzt als Sieger nach Hause geführt. Es ging aber nicht auf ebenem Wege dahin, sondern wo der Schnee am tiefsten lag.

Die Esel auf Reisen.

Zwei Esel hatten schon oft davon sprechen hören, daß man hinaus in die Welt müsse, wenn man recht gescheidt werden wolle. Auch sahen sie, wie eines Tages der Müller, bei dem sie in Diensten standen, seinen achtzehnjährigen Sohn, den Töffel, zur Hinterthür hinaus prügelte. Töffel trug ein Fell-eisen über den Rücken und bat wiederholt: „Ach Vater, Herzensvater, ich fürchte mich! Ach wenn ich nun unter Räuber komme, die werden mich todtschlagen; oder unter Bären und Wölfe, die werden mich fressen.“

„Ach was Bären und Wölfe, Du Hase. Immer vorwärts, vorwärts!“

„Ach, Vater, ich werde mich verlaufen!“

„Da giebt's schon Wegweiser. Und Du hast auch einen Mund zum Fragen.“

„Die Leute werden mich zum Narren haben!“

„Jetzt keine Ausrede mehr. Fort mußt Du, und sollte ich Dich Dummlack prügeln bis nach Amsterdam. Immer hinaus in die Welt, dort werden sie Dir Deine Einfaltspinselei schon austreiben. Diese Mühle wäre auch nicht mein, wenn ich nicht vom Ofen weggekommen wäre.

Es half nichts, Töffel mußte wandern.

„Du," sagte der ältere Esel zu dem jüngern, „weißt Du was? Wir müssen auch noch wandern, wenn aus uns beiden noch ein Paar gescheidte Kerle werden sollen."

„Was Du für einen vortrefflichen Einfall hast," erwiderte der jüngere Esel und gab dem älteren vor Freuden mit seinen langen Ohren einen sanften Klapps. „Ich habe schon oft im Stillen nachgedacht, wie wir eigentlich dazu kommen, daß wir immer so blitznagelsdumm bleiben sollen. Hab' mir auch schon lange den Kopf zerbrochen, was wir wohl thun könnten, damit wir etwas gewitzt würden. Wenn wir es auch nicht so weit brächten wie der Kladderadatsch."

„Ei und wie würden uns dann," nahm der Aeltere wieder das Wort, sich dabei auf die Hinterbeine stellend und die Ohren steif machend, „wenn wir zurückkämen, die Leute groß ansehen und vor uns Respect haben, wenn wir dann einige fremde Sprachen, rechnen, lesen, schreiben, vielleicht gar auch malen und die Flöte blasen könnten."

„Und gewiß," fügte der Jüngere hinzu, würden draußen, in der weiten Welt, auch unsere Ohren etwas kürzer und von dem vielen Laufen bekäme unser Gang mehr Gravitätisches und der Kopf eine gelehrte Haltung."

„Alles, Alles das," versetzte der Aeltere wieder. „Und was noch das Schönste dabei ist: das Alles giebt die Welt, ohne daß man sich darum zu mühen braucht. Denn ich habe gehört, wenn man nur eine einzige Nacht in England schläft, so ist man den andern Morgen schon ganz englisch. Und wenn man in Berlin nur eine einzige Flasche Weißbier trinkt, so ist man schon ganz preußisch."

„Punktum! Abgemacht!" jauchzte der Jüngere auf. „Keine Stunde länger bleiben wir in der alten Klappermühle hier. Fort in die Welt! Juchhe! Victoria! Und wär' es nach Amerika!"

„Nicht doch," versetzte der Aeltere. „Diese Nacht wollen wir wenigstens noch hier ausharren. Wir müssen ja doch noch von den Mehlsäcken und von dem Prügel feierlichst Abschied nehmen. Auch unserm Treiber müssen wir ein anständiges Adieu sagen. Er hat uns freilich manchmal verdummt und die leeren Säcke um den Kopf herumgeschlagen. Allein wir Esel müssen darin manchem Menschen etwas zu Gute halten. Wer uns mißhandelt, gehört ja zu unserer Freundschaft."

„Du hast recht, Bruderherz. Auch unseren Collegen, im hinteren Stalle, müssen wir uns noch empfehlen. Denn wir können uns nach unsrer Rückkehr doch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0038-6

nicht so gemein machen und uns mit ihnen abgeben. Was wir aber vorhaben, sagen wir ihnen durchaus nicht, sonst machen sie es uns nach und dann giebt's zuletzt gar keine Esel mehr."

Ein heiterer Frühlingsmorgen lag über den Fluren, Bergen und Thälern. Die Blumen öffneten ihre Aeuglein und gaben eben ihren Nachtschmuck, die funkelnden Thauperlen, der Sonnenmutter wieder aufzuheben, bis zum nächsten Abend. Die Lerche entstieg ihrem Erdklose und trillerte jubelnd in die Luft hinaus.

In dieser schönen Stunde traten die beiden Esel ihre Wanderschaft an. Auf der nächsten Anhöhe, unweit der Mühle, drehten sie sich noch einmal um und riefen ein dreimaliges „I-a!" ins Thal hinein. Damit wollten sie gleichsam ihrer bisherigen Heimath sagen: „Leb' wohl! So siehst du uns nicht wieder, denn wenn wir zurückkommen, werden wir ganz anders mit dir reden."

Bedächtig, aber wohlgemuth schritten sie hierauf von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Keine Maus aber erfuhr von ihnen den Zweck ihrer Reise.

Nachdem sie ohngefähr hundert Meilen zurückgelegt hatten, blieb der ältere Esel stehen und sagte zu dem anderen: „Bruder, merkst Du schon was? Ist Dirs nicht ein Bischen anders im Kopfe?"

„Jetzt noch nicht," antwortete dieser. „Hast Du bei Dir noch nichts verspürt?"

„Nein, nicht die Probe. Aber es wird schon noch kommen." Und darauf setzte er die Füße wieder vorwärts.

Wieder konnten sie etwa zehn Meilen zurückgelegt haben. Da blieb der Aeltere wieder stehen und fragte, aber wie es schien, schon etwas verdrießlich: „Nun, Brüderchen, noch nicht?„

„Noch nichts! Noch nichts!" antwortete der Jüngere, langsam mit dem Kopfe schüttelnd. „Mir ists gerade noch so, als damals, da wir die schweren Säcke von dem dicken Bäcker in die Mühle schleppen mußten."

„Bruder," erwiderte Jener wieder, „ich tröste mich noch damit: So Etwas kann nicht gleich kommen. Ein altes Sprichwort sagt: Gut Ding will Weile haben. Ueberdieß ist auch die Welt noch groß und weit und wir müssen doch gestehen, daß wir ein Bischen sehr dumm waren. Hm, Brüderchen?"

„I-a!" war die Antwort.

Zwanzig Meilen legten sie noch voll guter Hoffnung zurück. Als aber in ihren Köpfen noch kein Lichtfunke erglimmte, wurden sie doch etwas verzagt.

Abermals lag eine prächtige Residenz eine Tagereise hinter ihnen. Mit Sonnenuntergang langten sie auf dem Gipfel eines steilen Berges an. Erschöpft sanken sie zusammen. Eine moosige Vertiefung ward ihr Bette.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0039-5

Nachdem sie sich ein wenig erholt hatten, versetzte der Alte mit tief heraufgeholtem Athem und mit einem Tone, in dem nicht ein Funke von Hoffnung mehr vorhanden zu sein schien: „Immer noch keine Spur von Weisheit?“

„Ach!“ seufzte der Andere, indem er sein Haupt erhob und dabei ein Büschel Katzenpfötchen kaute, „mein Kopf ist noch nie so leer gewesen, als jetzt. Es ist mir, als ob lauter Stroh und Hechsel darin wäre. Ich verspüre weiter nichts, als daß ich hundtodtmüde bin. Und Du, Bruder Straubinger?“

„Auch meine Hoffnung schrumpft zusammen, wie ein bratender Pilz,“ seufzte dieser. „Noch kein Härchen an mir ist klüger geworden. Und, nicht wahr, meine Ohren sind auch noch so lang als erst?“

„Herzensbruder,“ erwiderte der Junge, indem er des Aelteren Ohren musterte, „mir scheint es sogar, als wären sie noch etwas länger geworden.“

„Ich bin des Todes, wenn das wahr ist,“ fuhr der Alte entsetzt auf.

„Wie steht es denn aber um die meinigen?“ frug der Junge schnell und ängstlich und erhob sich auf die Vorderbeine. Dabei aber machte er seine beiden Ohren so steif als möglich. Der Alte aber versicherte ihm, daß er keine Veränderung wahrnehme. „Vielleicht,“ fügte er etwas beruhigt hinzu, „hast Du Dich auch an den meinigen getäuscht.“

Die guten Reisenden überließen sich hierauf einem sanften Schlummer, aus dem sie erst mit Tagesanbruch wieder erwachten. Als aber der Aeltere seine Augen aufschlug, stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, denn die Gluth eines riesigen Flammenmeeres schlug ihm gerade in die nüchternen, grauen Pupillen.

„Was giebt's? Was ist Dir Bruder?“ rief der Junge, noch halb schlaftrunken. „Ist Dir's gekommen? Bist Du gescheidt geworden?“ Dabei schaute er dem noch immer zitternden Aelteren in die Augen. Sie sprühten Feuer und Flamme, da sich die Gluth des unabsehbaren Flammenmeeres darin abspiegelte. Diese funkelnden Blicke anstaunend, versetzte er plötzlich in einem überaus schmerzlichen Tone: „Ach, ich Aermster! Ich habe gewiß Alles verschlafen! Dir leuchtet schon der helle Verstand und die Gescheidtheit aus den Augen und ich, ich —“ hier streifte er mit dem Kopfe an einem Buchenzweige nieder, um sich eine Thräne zu trocknen „— ich bin noch — dumm! Ach, ich Esel! O je! O je!“

Der Alte suchte indeß den Jüngeren zu beruhigen, indem er ihm dreimal ganz deutlich das „I-a!“ vorbrüllte, zum Beweise, daß er noch immer der Frühere sei. Darauf machte er ihn auf den fernen Riesenbrand aufmerksam, der immer höher am Himmel emporschlug.

Eine geraume Zeit standen beide stumm und staunend da und konnten sich die feurige Erscheinung nicht erklären. Wer beschreibt aber ihren Jammer und Schrecken, als sie sich einmal umkehrten, und, da ihre Augen von der Gluth ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0040-7

Die Esel auf Reisen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0041-2

blendet waren, gar nichts mehr sahen; weder Berg, noch Thal, noch Baum, noch Busch, noch einer den andern.

„Ach, ich bin blind!“ schrie der Eine. „Ach, ich Unglücklicher!“

„Ich auch! Ich auch!“ jammerte der Andere.

„Ach, wären wir doch noch in unsrer guten Klappermühle!“ heulte der Aeltere. „Wie gern wollte ich Säcke tragen und mich, wenn es sein müßte, des Tages zehnmal prügeln lassen. Ich hätte doch wenigstens mein Augenlicht noch.“

„Ach, ich Thor aller Thoren!“ wimmerte der Jüngere und stemmte trostlos den Kopf auf die Erde. „Ich konnte so schön sehen, Alles ohne Brille! Und ich bin noch ein so junges Blut und nun schon stockblind! Ach, du unselige Welt! Du solltest mir die Dummheit austreiben und nun hast du mich gar noch mit Blindheit geschlagen. Nicht einmal die alte Klappermühle werde ich wiederfinden! O Jerum! Jerum!“

Das Wehklagen dauerte noch eine lange Zeit fort und dabei hielten beide die Augen fest verschlossen. In diesem Zustande bekamen diese natürlich ihre Sehkraft wieder. Wie groß war daher die Freude der beiden Esel, als sie endlich noch einmal wagten, die behaarten Lider zu öffnen und — wieder sehen konnten. Vor Freuden umschlangen sie sich mit den Vorderbeinen und tanzten eine Hippelpolka.

Jetzt war auch die feurige Erscheinung verschwunden und es wurde ihnen nun klar, daß sie die aufgehende Sonne, deren glühende Strahlen sich in dem nahe vor ihnen liegenden Meere spiegelten, so bitter getäuscht hatte. Der Anblick des offenen Meeres aber erweckte bei unseren Reisenden neue Besorgniß.

„Bruder, sieh' 'mal dorthin,“ nahm der Jüngere, nach der Meeresküste zeigend, das Wort. „Dort ist die Welt alle. Noch zwei Meilen, dann sind wir ans Ende. Wenn uns bis dahin der Staar noch nicht gestochen ist, dann sind wir schmählich betrogen. Und mir krimmelts so im linken Ohre, das ist kein gutes Zeichen.“

Der Aeltere sagte diesmal gar nichts, sondern schickte sich sogleich an, die Reise fortzusetzen. Schweigend gingen sie, gemessenen Schrittes, neben einander her. Beide lauschten bei jedem Tritte, ob in ihrem Gehirn keine Veränderung vorgehe. „Es wird nun höchste Zeit!“ dachte jeder bei sich.

Endlich langten sie an der Meeresküste an. Hier standen sie und stierten mit stummen Blicken hinein in die grüne, schäumende Fluth.

„Nun,“ versetzte endlich der Alte, aber nur halblaut und den Jüngern wie etwas verschämt von der Seite ansehend, „wie steht's im Kopfe?“

„Wie soll's stehen?“ erwiderte dieser trotzig und ärgerlich. „Ich bin noch, was ich war. „Und wie steht's um Dich?“

„Ich war, was ich jetzt noch bin," entgegnete dieser ironisch. „Aber mir scheint's, die Welt ist hier noch nicht aus. Jedenfalls gehört dieses Wasser auch noch dazu. Und wer weiß, ob man nicht über dem Wasser drüben erst sein Glück machen kann. D'rum nur den Kopf nicht verloren."

„Nicht einen Schritt weiter geh' ich mit!" fuhr der Junge heftig auf und stampfte dabei mit dem rechten Fuße so grimmig auf die Erde, daß die kleinen Seefischchen scheu dem Ufer entflohen. „Keinen Zoll weiter! Nicht von der Stelle!"

„Nun, wenn Du Dein Glück verscherzen willst," entgegnete kaltblütig der Alte, „so kehre Du um."

„Und wenn Du," setzte der Junge hinzu, „noch so viel Grütze im Kopfe hast, als wir Esel überhaupt haben können, so kehrst Du mit mir um und wir suchen unsere alte Klappermühle wieder auf.

„Hahaha!" lachte der Alte stolz. „Das fehlte mir noch. Zum Säcketragen bringt man mich nie wieder. Gehst Du nicht mit, so laß es bleiben. Da gehe ich allein. Aber mache mir nur auch später keine Vorwürfe, wenn ich als der größte Pfiffikus zurückkehre, weit und breit gerühmt und geehrt, wohl gar Herr Doctor genannt werde und Du bis an Dein Lebensende Säcke buckeln mußt."

„Hab' keine Sorge, lieber Bruder," versetzte der Jüngere, nicht ohne etwas Spott. „Ich werde Dir die feinste Gratulationskarte schicken."

Als endlich der Alte sah, daß alle seine Vorstellungen ohne Erfolg blieben, schritt er gravitätisch über das ziemlich hohe Ufer hinab. Indem die erste Welle seine Hufe benetzte, wendete er den Kopf noch einmal nach dem Bruder und sagte: „Adieu, Brüderchen! Ich merk's schon, hier geht die Welt erst recht an. Bald werde ich mein Ziel erreicht haben. Du willst also wirklich nicht mit?"

„Nein!" antwortete dieser kurz und bestimmt.

„Wohlan, so bleibe Du ein Esel, denn Du bist einer!" Mit diesen Worten stieg der Alte tiefer ins Wasser hinein. Der Junge sah ihm nach. Bald fing jener an zu waten. Noch zwei Schritte und schon begannen die Vorderbeine zu rudern. Jetzt schwamm er. O weh! Dort, in der Ferne, thürmt sich eine Welle hoch auf. Sie nimmt ihren Lauf gerade auf ihn zu. — Hilfe! — Sie kommt näher! — Rettung! — Sie ist da und wölbt sich riesig hoch über dem Unglücklichen! — Krach! — Sie stürzt zusammen! — Sie hat den alten Esel verschlungen! Begraben ist er in des Meeres Tiefe. Sein letztes Wort, es war ein klägliches I-a!

Mit Zittern und Zagen mußte der jüngere dem traurigen Ende des älteren Bruders zusehen. Was blieb ihm nun übrig? Nichts weiter, als umkehren.

Um dem Verunglückten noch eine Ehre zu erweisen, streckte er, so weit er konnte, den Kopf über das heulende Wasser hin und ließ eine Thräne des herzlichsten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0044-9

Mitleids hinabzittern in das tiefe Meer. Dann aber lenkte er um und trat den Heimweg an, seine alte Klappermühle wieder aufzusuchen.

Um jedoch nicht ganz gedankenlos durch die vielen Länder, Dörfer und Städte dahin zu wandeln und auch, um den stillen Aerger etwas nieder zu halten, versuchte er unterwegs Verse zu machen. Und gerade, als er an der Hinterthüre der alten Klappermühle anlangte, hatte er den ersten fertig. Er hieß so:

Der kam um,
Ich blieb dumm!
Die Welt verändert manchen Sinn,
Doch Esel bleiben Esel drin!

Vöglein und seine Kinder.

Geborgen wohl in Zweig' und Aeste,
Gar traulich neben seinem Neste
Ein Vöglein sitzet im Sonnenschein,
Umringt von seinen fünf Kinderlein.
Die piepen
Und pfiepen,
Und ducken
Und schlucken
Und nicken
Und picken.
Das treue Vöglein sie all' versteht,
Der Kinder Flehn ihm zu Herzen geht.
Fort fliegt die sorgende Mutter,
Durchkreist die Lüfte nach Futter.
Ein Käferlein,
Das kann es sein;
Ein Schmetterling,
Ein Madending,
Auch Fliegen
Genügen;
Selbst Mücken
Beglücken.
Der Wurm im Koth
Ist auch gut Brod.
Die Vögleinmutter fliegt kreuz und quer
Im Walde und im Gebüsch umher.
Da schimmern Beeren durch's Gezweig,
So reizend, goldnen Perlen gleich.
Hin schießt das Vöglein mit froher Hast,
Ein zappelnd Würmchen gar hängt am Ast.
Solche Beute,
Welche Freude
Für den Finder.
Freut euch, Kinder!
Solche Beeren
Gut euch nähren;
Werd' euch bringen,
Zum Verschlingen,
Dann im Sturm
Auch den Wurm.
Das wird schmecken
In der Hecken!
Darf für morgen
Nun nicht sorgen,
Reichlich Futter
Hat die Mutter.
Vor Beer' und Würmlein, bequem und schön,
Sieht Vögleinmutter ein Hölzchen steh'n.
Ei gut! spricht sie; wer das so gemacht,
Hat sicher an uns mit Liebe gedacht.
Doch kaum hat's Füßchen sie d'rauf gestellt,
Da sinkt das Hölzchen, ein Sprenkel schnellt.
Gefangen flattert sie auf und nieder,
Ihr Kinder jammert, sie kommt nicht wieder!
Gefesselt ist sie an Fuß und Bein,
Vergeblich ihr Girren, ihr Aengsten, ihr Schrein.
Schon tritt der Vogelsteller heran
Und packt's mit der Hand, der herzlose Mann!
Kalt späht er weiter durch's Gesträuch.
Ihr armen Kinder! Was wird nun aus euch?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0045-4

Sie piepen
Und pfiepen
Den ganzen Tag
Vor Hungerplag'.

Sie lugen auf und nieder
Doch Mutter kommt nicht wieder.
Als neu darauf lächelt das Morgenroth,
Da liegen all' auf der Erde — todt!

Eine arme Mutter.

In einem großen, wunderschönen Schlosse wohnte der Baron von Klawitzky mit seiner liebenswürdigen Gemahlin. Beide besaßen so viel Schätze, daß sie sich ein kleines Königreich hätten kaufen können. Mochte ein Vergnügen noch so kostspielig sein, sie konnten es genießen. Sie aßen die delikatesten Speisen, trugen die prächtigsten Kleider, schliefen in seidenen Betten, ließen sich von zwanzig Dienern bedienen, fuhren mit vier Pferden aus, hatten alle Tage ein Heer von lustigen Gästen in ihrem Schlosse und doch waren sie nicht glücklich. Warum? Sie hatten keine Kinder.

Da sprach eines Tages der Baron zu seiner Gemahlin: „Komm, liebe Emilie, wir wollen eine Reise machen und uns ein Kind suchen. Es giebt ja der armen Leute genug, die deren ein ganzes Heer besitzen. Und diese Leute werden es uns Dank wissen, wenn wir ihnen eins abnehmen. Und ich will ihnen gern auch noch eine anständige Summe dafür geben."

Die Baronin war damit einverstanden und sie reisten ab.

Nachdem sie einen Tag gereist waren, gelangten sie an ein armes Gebirgsdörfchen. Es hatte ein winzig kleines Kirchlein und bestand nur aus ganz erbärmlichen Lehmhütten, mit Stroh gedeckt. Manche davon drohten noch obendrein, jeden Augenblick zusammen zu stürzen. Um die Hütten her aber erblickte man verschiedene Gruppen halbnackter Kinder, Gänse oder eine weidende Ziege.

„Hier," sagte der Baron, „wird es uns nicht schwer werden, ein oder auch zwei Kinder zu bekommen."

„Man könnte es denken," erwiderte die Baronin. „Denn hier scheint die bitterste Armuth zu Hause zu sein. Indeß, man kann nicht wissen."

Sie traten in die erste, beste Hütte ein. Hier saß eine Mutter, ganz dürftig bekleidet, auf den Dielen. Auf ihrem Schooße lag ein Kindlein, nur erst sechs Wochen alt. Sie war eben damit beschäftigt, das Kind zu „füttern", wie sie es nannte. Und dieß geschah, indem sie eine vertrocknete Brodrinde kaute und dann

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0046-0

dem Kinde in den Mund steckte. Neben ihr saßen noch zwei etwas größere Kinderchen, deren Leib weiter nichts, als ein vielfach zerschlitztes Hemdchen bedeckte. Diese beiden sahen sehnsüchtig zu, wie ihr Brüderchen sein Mittagbrod bekam. Sie hatten auch Hunger, aber sie mußten warten bis zum Abend, wie ihnen die Mutter gesagt hatte. Da käme der Vater zurück und brächte vielleicht ein Gericht Kartoffeln und Heringssauce mit.

„Laßt Euch nicht stören, gute Frau," sagte der Baron freundlich. „Wie viel habt Ihr Kinder?"

„Sieben, gnädiger Herr."

„Wo sind die Andern?"

„Zwei sind unten im Thale und suchen Beeren, um ihren Hunger zu stillen und zwei sind im Walde, um dürres Holz für den Winter einzutragen."

„Und was ist Euer Mann?"

„Ein Kohlenbrenner. Er kommt oft die ganze Woche nicht nach Hause."

„Und was verdient er?"

„I nun, wenn es gut geht, täglich drei Groschen."

„Emilie!" wendete sich hier der Baron an seine Gattin. „Den Tag drei Groschen und dabei sieben Kinder zu ernähren! Wie ist das möglich! Gewiß, wir brauchen nicht weiter zu gehen. Wir werden diese armen Leute glücklich machen, wenn wir Ihnen sagen, in welcher Absicht wir kommen."

„Aber, gute Frau," wendete sich der Baron wieder an die Mutter, „wie ist das möglich, bei einem so geringen Verdienste mit sieben Kindern durchzukommen?"

„Ja, gnädiger Herr, das ist wohl schwer, sehr schwer. Aber es kann nichts helfen. Ich habe natürlich die größte Sorge und die größte Noth zu ertragen. Von früh bis abends giebt's für mich keinen ruhigen Augenblick, denn die Kleinen wollen doch abgewartet sein. Doch, das ist das Wenigste. Wenn aber Eins nach dem Andern zu mir kommt und spricht: „Mutter, Mutter, mich hungert!" und ich habe dann keinen Bissen Brod und keine Kartoffel in meinem Vermögen, das, Herr, das ist dann schwer für mich."

„Womit sättigt Ihr dann Eure Kinder?"

„Im Sommer geht's noch. Da suchen sie Beeren im Walde, oder Pilze. Zuweilen stechen sie auch allerlei junge Pflänzchen draußen auf den Bergen, die ich ihnen dann mit etwas Essig zu einem Salat bereite. Oder es glückt ihnen auch wohl gar, im Nachbardorfe, von einem mitleidigen Bauer, einmal ein Stück Brod zu bekommen. — Aber wenn der Winter kommt. Der böse Winter! Dann müssen wir uns manch liebes Mal hungrig schlafen legen. Da durchweine ich manche liebe Nacht und bitte unsern Herrgott, er soll nur meine Kinder nicht verhungern lassen."

„Wo habt Ihr denn Eure Betten, gute Frau?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0047-5

„Betten? gnädiger Herr, die kennen meine Kinder nicht. Dort, das breite Mooslager, das sind unsere Betten."

„Aber im Winter?"

„Dasselbe Lager, gnädiger Herr. Nur mit dem Unterschiede, daß wir dann alle Lumpen, die wir im Hause haben, zusammen suchen, um uns einigermaßen damit zu bedecken. Die Kinder helfen sich in der Regel damit, daß sie sich ganz dicht aneinander legen, so daß es früh aussieht, als läge ein großer Knäuel da. Ja, ja, mein Herr, Sie würden sich schier verwundern, wenn sie eine einzige Winternacht in unserer Hütte zubringen sollten!"

„O, Ihr thut mir auch von Herzen leid, gute Frau. Und wenn Ihr wollt, will ich Euch Euer Loos um Vieles leichter machen."

„Wie meinen Sie das, gnädiger Herr?"

„Ganz so, wie ich gesagt habe. Von heute an sollt Ihr nie mehr hungern und frieren müssen, wenn Ihr wollt."

„Wenn ich will? Das ist eine sonderbare Bedingung. Was könnte ich lieber wollen, als für meine Kinder und für mich ein besseres Loos?"

„Ich wiederhole, ich will Euch glücklich machen."

„Aber, gnädiger Herr, wie wäre das möglich? Wie kämen Sie dazu? Ich kenne Sie ja gar nicht und Sie kennen mich nicht?"

„Das thut nichts. Gebt mir, um was ich Euch bitte und Ihr sollt bekommen, was Euch fehlt."

„Herr, scherzt nicht mit einer armen Mutter. Was sollte, was könnte ich Euch geben. Keine Stecknadel habe ich zu verschenken."

„Und doch. Ich will nur von Eurem Ueberflusse."

„Herr, ich könnte beinahe lachen. Worin hätte ich Ueberfluß. Sie müßten denn meinen, daß dort zu viel Moos läge."

„Aber wollt Ihr mich denn gar nicht verstehen?"

„Ich kann es nicht, gnädiger Herr. Bitte, erklären Sie sich deutlicher."

„Nun denn. Ihr habt hier zwei hübsche Kinder. Ich meine den Knaben und das Mädchen, die neben Euch sitzen."

„O ja, mein Herr, ein Paar liebe, gute Kinderchen. Gott behüte sie."

„Und sie machen Euch, weil sie noch so klein sind, viel Noth und Sorge. Und die Kinderchen selbst müssen Hunger und Kummer leiden."

„Das wohl."

„Nun seht, diese beiden Kinderchen sollt Ihr mir und meiner Frau schenken."

„Schenken? — Ganz schenken?"

„Ja, ganz uns zum Eigenthum überlassen. Wir wollen die Kinder gewissen-

hast erziehen, wollen ihnen Vater und Mutter sein und wollen sie überhaupt betrachten, als wären es unsere leiblichen Kinder."

„Sie wollten also meine beiden Kinderchen mitnehmen, vielleicht weit, weit fort. Ich sollte sie vielleicht lange, lange nicht sehen?"

„Allerdings, liebe Frau. Wenn ich einmal die Kinderchen an Kindesstatt zu mir nehme, so müssen sie eben dann ganz mein sein. Ihr könnt sie schon sehen und besuchen, dürft ihnen aber nie sagen, daß Ihr ihre wirkliche Mutter wäret. Müßt überhaupt alle Eure Mutterrechte an uns abtreten."

Bei diesen Worten sprang die arme Frau, ihren Säugling in die Arme schließend, auf, wurde ganz blaß im Gesicht und sprach: „Herr! Das können Sie im Ernste von mir verlangen?"

„Allerdings ist es mein voller Ernst, denn wir haben keine Kinder!"

„Nun, so habe ich Ihnen, wer Sie auch sein mögen, nichts weiter zu sagen, als: Verlassen Sie sofort diese Hütte!"

„Nur gemach, liebe Frau. Bedenkt Euch doch erst."

„Was soll ich erst bedenken, Herr! Meine Kinder sind mein einziges Glück in der Welt. Ich bin aller Mutter. Gott hat sie mir geschenkt und darum habe ich kein Recht, sie wieder zu verschenken."

„Aber so bedenkt doch, wie gut es die Kinderchen bei uns haben würden. Ich bin ein Baron, habe ein prächtiges Schloß. Sie würden einst meine Erben sein."

„Und wenn Sie der Kaiser von Rußland wären, ich behalte meine Kinder!"

„Ich will sie auch gar nicht umsonst haben. Verlangt so viel Ihr wollt, es soll Euch werden!"

„Pfui, Herr! Pfui! — Verkaufen?! Ich sollte meine Kinder gar noch verkaufen? Glauben Sie, daß Sie mir eins meiner Kinder bezahlen können?"

„Das schon nicht. Aber ich gebe Euch fünftausend Thaler. Damit könnt Ihr ein sorgenfreies Leben führen und Eure übrigen fünf Kinder gut und anständig erziehen."

„Herr, verliert kein Wort weiter! — Ihr macht mich rasend!"

„Nun, so will ich Euch zehn Tausend — zwanzig Tausend geben."

„Bietet hundert Tausend und ich gebe meine beiden Kinder nicht hin!"

„So gebt mir nur Eins davon. Den kleinen Knaben da."

„Herr, ich sag' es Ihnen. Bieten Sie mir Ihr ganzes Schloß mit all' seinen Herrlichkeiten und ich gebe Ihnen kein einziges von meinen Kindern."

„Aber stoßt doch Euer Glück nicht so mit Füßen. Ihr habt ja noch sechs Kinder. Denkt an die Zukunft. Bedenkt, wenn Ihr einmal krank werden solltet."

Die Frau wurde jetzt sichtlich ruhig und sagte gelassen: „Gnädiger Herr, nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich jetzt so heftig gegen Sie gewesen bin. Es war die Mutterliebe und der Mutterstolz, die mich so erregten. Aber ich that Ihnen

Unrecht. Eben weil Sie noch keine Kinder hatten, können Sie noch nicht wissen, was einem die Kinder sind. Eher wollte ich auf der Stelle den letzten Tropfen Herzblut opfern, als eines meiner Kinder freiwillig hergeben. Eher würde ich verhungern, als daß ich über mein Kind das schreckliche Wort aussprechen könnte: Ich bin Deine Mutter nicht mehr!"

„Liebe Frau," versetzte hierauf der Baron ruhig, indem er ihre Hand erfaßte, „diese Standhaftigkeit macht Euch viel Ehre. Verzeiht auch mir, daß ich es wagte, Euch jenen Antrag zu stellen. Aber ich hätte nie geglaubt, daß man bei so grenzenloser Armuth so viel Mutterliebe finden würde. Verzeiht, daß ich Euch kränkte."

„O, bester Herr, das ist schon geschehen."

„Aber Eins noch. Einen anderen Vorschlag. Da Ihr mir kein Kind schenken könnt, wie wäre es, wenn Ihr, sammt Eurem Manne und Eurer ganzen Familie zu mir, auf mein Schloß zöget? Ich habe darin einige Wohnungen leer stehen, darin Eure ganze Familie Raum genug hat. Euer Mann soll Beschäftigung in meinen Wäldern finden und Ihr sollt sammt Euern Kindern sorgenlos leben können."

„Gnädiger Herr, wenn Sie das wollten, dann wären Sie uns ein Rettungsengel."

„Ja, es ist mein voller Ernst. Und dann, nicht wahr, liebe Frau, erlaubt Ihr auch, daß die beiden Kleinen hier bei uns wohnen und mit uns essen und daß wir sie in Eurem Namen kleiden und erziehen können?"

„O lieber, gnädiger Herr! Sie muß uns der liebe Herrgott zugesendet haben! O welches Glück für mich und meine beiden Kinder!"

„Also abgemacht. Ich setze voraus, daß Euer Mann nichts dagegen haben wird und erwarte Euch binnen acht Tagen. Hier habt Ihr es schriftlich, wo Ihr mich zu suchen habt."

Die glückliche Mutter wollte dem Baron und seiner Gemahlin die Hand küssen. Diese aber entfernten sich schnell und sahen nur noch, wie die Mutter auf ihre Knie fiel und die Hände dankend zum Himmel emporstreckte.

In acht Tagen war der Umzug erfolgt. Die beiden Kinder wohnten, aßen und schliefen von nun an bei der edlen Baronin. Sie hatte nun, was sie sich längst gewünscht hatte, sie hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Die arme Frau sah die Kleinen täglich und freute sich, daß sie es so gut hatten. Das aber war ihre größte Freude, daß sie sagen konnte: „Ich bin ihre Mutter!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0050-2
DFG

Der grüne Strumpf.

Großväterchen, wir sind nun alle da. Hier hast Du Dein Pfeifchen. Ich habe sie Dir ganz frisch gestopft. Hier liegen auch Spänchen, wenn sie etwa einmal ausgeht. Oel ist genug auf der Lampe. Deinen Stuhl habe ich Dir auch an den Tisch gerückt. Nun komme und setze Dich zu uns."

So sprach Otto, der Aelteste unter seinen fünf Geschwistern, die sich bereits rund um den Tisch gesetzt hatten, um, wie sie es gewohnt waren, von dem guten Großvater eine Geschichte zu hören.

„Aber Ihr werdet mir einschlafen, denn die Uhr zeigt schon über acht. Besonders Du dort, Lottchen. Gehst ja sonst immer mit den Hühnern zu Bette."

„O Großväterchen," riefen alle, „wir schlafen gewiß nicht. Und das Erste, was von uns nickt, bekommt einen schwarzen Strich auf die Nase," sagte Theodor.

Der Großvater zog seinen Ruhestuhl noch etwas näher an den Tisch, rückte sein Hauskäppchen zurecht, brannte sein Pfeifchen an und begann:

„Es war einmal eine Prinzessin. Wie sie hieß, habe ich vergessen. Die Prinzessin war nicht größer als drei Gänsefedern. Sie wohnte in einem prächtigen Schlosse, von lauter geschliffenem Marmor erbaut, mit einem hohen Thurme von purem Silber und Thüren von Gold. Ihr hättet freilich nicht gerade hinein gehen können, wenn Euch Eure Nasen lieb gewesen wären, denn sie waren nur etwa drei und eine halbe Gänsefeder hoch. Dazu besaß die Prinzessin ein ungeheueres Vermögen. Zu ihrer Bedienung hielt sie sich einhundert siebenunddreißig Zwerge, meinetwegen konnten es auch ein Paar drüber sein, und einen Minister. Dieser war ebenfalls ein Zwerg, aber mausealt, mit einem langen, weißen Barte und hieß, ich glaube Rumpelwurz, — ach nein, jetzt besinne ich mich, — Stoppeidu hieß er. Die Prinzessin aber nannte ihn kurzweg „Stopp".

Ihr Galawagen wird nicht viel größer gewesen sein, als etwa Euer Kinderwagen draußen in der Remise. Aber er funkelte von Edelsteinen. Das Gestell war aus Perlmutter und die Räder waren aus Elfenbein gefertigt. Und das Gespann? Rathet einmal."

„Gewiß zwei kleine Pferdchen," sagte Arno.

„Viel schöner, viel reizender."

„Oder etwa zwei junge Löwen?" fügte Theodor hinzu.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0051-8

„Wo denkst Du hin, Theodor! Löwen und eine Prinzessin! Wenns noch ein Prinz wäre."

„Ich denke, es werden Ziegenböckchen gewesen sein," versetzte Lottchen.

„Bald errathen. Aber bald ist noch nicht ganz. — Vier schneeweiße Lämmer mußten den Wagen ziehen. Auf dem Bocke saßen zwei Zwerge in rother Livree mit Dreimastern und lenkten das niedliche Gespann durch grünseidne Zügel. Auch ein Vorreiter fehlte nicht. Er ritt aber ein schwarzes Lämmchen mit vergoldetem Sattel und Zaum und stieß dazu aller hundert Schritte in eine blitzende Trompete."

„Allerliebst! Prächtig! Charmant!" riefen die Kinder durcheinander.

„Otto, es raucht nicht mehr."

„Gleich, Großväterchen. Hier, hier ist Feuer. Mache den Deckel auf. Ich will's schon d'rauf halten. So, nun ziehe."

„Danke schön, mein Junge! Also nun weiter: Um das Schloß herum standen eine Menge Häuschen, die ebenfalls Zwerge bewohnten. Darunter gab es einen Bäcker, Fleischer, Müller, Schneider, Schuhmacher, Maurer, Schornsteinfeger, Bauer u. s. w. Sie bildeten die Unterthanen des Landes und der Prinzessin.

Die Prinzessin hatte sie sehr lieb und sorgte für sie, als wenn es ihre leiblichen Kinder wären. Keiner durfte Noth leiden. Und aller acht Tage mußte der Minister Stoppeidu einmal die Runde machen, nachsehen, wie es ihnen erging und dann der Prinzessin darüber berichten.

Eines Tages aber sagte Stoppeidu zu der Prinzessin: „Königliche Hoheit, ich weiß nicht, es ist in unserm Staate gar nicht mehr wie sonst. Es ist mir, als ob irgend ein böses Ding unter die Leute gefahren wäre, wie etwa der Stockschnupfen manchmal unter die Kinder."

„Ei, ei, Stopp, das ist mir nicht lieb zu hören. Was ists denn für ein böses Ding?"

„Ja, Königliche Hoheit, ich kanns selbst nicht so recht wegbekommen. Aber ein böses Ding ists."

„Nun, haben denn die Leute nichts verlauten lassen, ob —"

„Verlauten wohl, Königliche Hoheit. Der Bauer brummt wie ein Bär, der Schneider knurrt wie ein Kater, der Schuster murmelt, der Gerber knurt, der Bäcker spuckt unaufhörlich, der Maurer flucht wie ein Lanzknecht und der Seifensieder schlägt vor Wuth seiner Frau alle Töpfe entzwei."

„Das ist ja ein sonderbares Wesen. Was muß ihnen nur in die Köpfe gefahren sein?"

„Ja, das begreife ich nicht. Und dazu machen die Leute noch Gesichter, wie zehn Meilen böser Weg und hängen die Köpfe, als ob sie Rattengift gefrühstückt hätten."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0052-3

„Das muß anders werden, lieber Stopp! Ich will in meinem Lande keine sauren Gesichter sehen."

Recht so, Königliche Hoheit. Lassen Sie drei von diesen Brummfritzen einfangen und an den Galgen hängen, das wird schon die Sauergurkengesichter kuriren."

„Nicht doch, Stopp! Wir Regenten dürfen nicht gleich aufhängen und erschießen lassen. Erst muß man Alles genau untersuchen. Drum geh' Du zu ihnen und erkundige Dich nach dem Grunde ihres Unmuthes. Kann ich, so soll ihnen geholfen werden."

„Zu Befehl, Königliche Hoheit."

Stoppeidu ging, obwohl nicht gern. „Soll man nun in den elenden Hütten herumkriechen. Das paßt doch gar nicht für einen Minister," brummte er für sich.

Und er kam zum Bäcker und sprach: „Was fehlt Dir, Du bist so traurig?"

„Nun ja, Herr Minister, weil man's so schlecht hat. Früh um drei Uhr muß man schon am Backtroge stehen und kneten, daß einem der Schweiß über den Rücken rennt. Dann muß man am Backofen wieder halb verbraten und das geht Tag für Tag so fort. Nicht einmal den lieben Sonntag hat man Ruhe. Da hat's die Prinzessin viel besser. Krähwinkler, der Steckeladvocat, hat wohl recht. Der hat uns neulich ein Licht aufgesteckt. Er hat gesagt, die ganze Welt wäre falsch eingerichtet. Es sollte gar keine Armen geben. Alle sollten reich sein!"

„Haha!" dachte Stoppeidu bei sich, „guckt es da heraus?" und notirte sich des Bäckers Aussage auf ein Täfelchen.

Und er kam zum Müller und sprach: „Wie geht's, Müller?"

„Schlecht geht's. Ich bin ein wahrer Plackesel auf der Welt. Ich plage mich Jahr aus, Jahr ein und kann kaum Sonntags einmal Fleisch essen. Wo es aber liegt, da liegt's mit Haufen, wie zum Beispiel oben auf dem Schlosse. Es ist nichts Egales in der Welt. So hat's auch Krähwinkler gesagt."

Stoppeidu notirte und kam hierauf zum Schuhmacher. „Was macht Ihr Gutes?"

„Wir nagen am Elendsknochen. Viel Arbeit und wenig Lohn. Pech über Pech. Ja, wenn man auch ein Schloß mit einem silbernen Thurme hätte! Aber so lange es noch Reich und Arm in der Welt giebt, so lange ist nichts Vollkommenes. Es sollte durchaus einer so viel haben, wie der andere. Wir sind ja alle Menschen. So meinte auch kürzlich Krähwinkler."

Und der Minister kam zum Schneider. „Guten Morgen, Meister Schlicks. Hat Euch der kluge Krähwinkler auch den Kopf verfinstert?"

„Verfinstert? — Ne, Herr Minister. Ein Licht hat er mir aufgesteckt. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit gegen uns arme Leute, daß wir, so lange wir leben, arbeiten und immer wieder arbeiten müssen, während Andere alle Hände voll haben. Es ist kein Gleichgewicht in der Welt. Wer's Geld hat, der hat's und wir andern

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0053-9
DFG

sind nur reicher Leute Diener. Ich sehe nicht ein, warum ich zeitlebens zu Zwirn und Nadel verurtheilt sein soll? Warum könnte ich nicht auch reich sein? Warum könnten wir nicht Alle reich sein? Ne, ne, Herr Minister. Krähwinkler ist nicht dumm. Er hat das Richtige."

Wenn der arme Stoppeidu die Stenographie nicht gelernt hat — ich weiß es nicht — wird ihm die Hand weh thun von dem vielen Schreiben.

Jetzt klopfte er bei dem Bauer an. „Grüß' Euch Gott! Was macht Ihr Schönes, Bauer?"

„Ackern, eggen, säen, ernten, dreschen, Herr Minister. Lauter schwere Arbeit. Alles zum Schwitzen. Man ist ein Lastthier in der Welt. Wenn Andere mit vier Lämmern spazieren fahren, müssen wir uns abrackern und schwitzen. Man möchte sich zu Tode ärgern. Der Reichthum sollte viel besser vertheilt sein! Es sollte mehr Symmternie — er wollte sagen Symmetrie — sein. Entweder Alle reich, oder Alle arm. Keiner sollte einen Vorzug haben. Ich würde nun freilich lieber dafür stimmen, daß wir Alle reich wären. Das war auch Krähwinklern seine Ansicht. Der hat uns die Sache ordentlich auseinandergesetzt. O, das ist ein gescheidter Mann, der Krähwinkler! Aber — wie gesagt — er hat auch nichts."

Aehnlich wie diese Männer sprachen alle andern. Und alle beriefen sich auf Krähwinklern. Ihm verdankten sie ihre Weisheit und — ihr Unglück. Die irdischen Güter müssen ganz gleichmäßig vertheilt sein, das war ihr Wahlspruch.

„Otto, bemerkst Du nichts?" sagte hierauf der Großvater.

„Ach ja, es raucht wieder nicht mehr. Gleich, gleich, Großvater, soll's wieder dampfen. So, so, drücke erst ein Wenig ein."

„Danke Dir! Seid Ihr noch nicht müde? Lottchen, laß mich 'mal in Deine Augen sehen?"

„Nein, nein, Großväterchen," riefen alle, „erzähle nur weiter."

„Wie weit war ich denn gleich. Ach, richtig. Hierauf ging Stoppeidu zur Prinzessin und las ihr die Auslassungen der verschiedenen Männer vor.

„Habe mir's doch gedacht," sagte sie am Schluß, „daß ihnen Jemand wird die Köpfe verdreht haben."

„Und dieser Jemand, dieser nichtswürdige Krähwinkler, Königliche Hoheit, — am Besten, den Kopf herunter!"

„Nein, mein kleiner Hitzkopf. Ein Menschenkopf ist kein Gummiball. Ich weiß schon, wie ich diese Leutchen und besonders den Krähwinkler kurire. Geh', lieber Stopp und lade alle meine Unterthanen ein, morgenfrüh, Punkt acht Uhr an das Thor meines Schlosses zu kommen, ich hätte ihnen Wichtiges mitzutheilen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0054-4

Stoppeidu gehorchte. Den nächsten Morgen, Schlag acht Uhr, war das ganze Reich versammelt, allerdings ziemlich neugierig, was es geben würde.

Da erschien die Prinzessin, eine kleine, aber wunderschöne Schatulle in der Hand. „Lieben Leute!" begann sie. „Ihr wißt, daß ich Euch sehr lieb habe und gern Euer Glück begründe. Heute sollt Ihr wieder einen neuen Beweis davon erhalten. Alle Eure Wünsche sollen heute erfüllt werden. Hier, in dieser Schatulle habe ich einen grünen Strumpf. Ich bekam ihn von meiner seligen Großmutter als Erbtheil. Dieser Strumpf besitzt eine merkwürdige Eigenschaft. Sobald man mit einem Besen daran schlägt, purzeln so viel Geldstücke heraus, als man nur haben will. Einen Tag nun soll dieser Strumpf zu Euren Diensten stehen. Ich lasse ihn hier, an dieses Thor, anschließen und wer Geld braucht, der komme und thue, wie ich gesagt."

„Huldvolle, allergnädigstdurchlauchteste, höchstwohlgeborene, großmüthigste, angebetete Prinzessin," riefen Einige, „ist das wirklich wahr?"

„Wie ich sage, so ist es. Eilt nur nach Euren Besen."

Krähwinkler aber fragte noch einmal: „Wirklich, Du Engel unter den Prinzessinnen, wirklich, so viel wir wollen?"

„So viel Ihr wollt."

Nun hätte man aber das Laufen sehen sollen. So dick als der Bäcker und so mager der Schneider war, sie berührten kaum die Erde, so flogen sie ihren Häusern zu. Der etwas steifbeinige Schuhmacher überkugelte sich einige Male, aber immer wieder auf und davon.

„Frau, Frau," rief Krähwinkler schon von weitem, „einen Besen und das größte Sauerkrautfaß her."

„Eva, Eva," schrie der Müller, „schnell den längsten Sack herbei."

„Hanne, Hanne," brüllte der Bauer, „geschwind, geschwind, bring' mir Deinen alten großen Wäschkorb und den Stallbesen."

Und der Gerber stotterte: „Mutter, Lise, Michel, Caspar, allon! Näht gleich drei gleiche Ochsenhäute zusammen. Aber schnell, schnell! Solltet schon fertig sein. Es hat keinen Augenblick Zeit. Geld, Geld über Geld!"

Eben so gierig, als sie nach Hause gestürzt waren, stürzten sie in kurzer Zeit auch wieder dem Schloßthore und dem grünen Strumpfe zu. Hier aber entspann sich ein Kampf, beinahe auf Tod und Leben. Denn Jeder wollte der Erste sein, dem der grüne Strumpf seine Schätze öffnen sollte. Es gab Rippenstöße, blutige Nasen, den kleinen Seifensieder hätten sie beinahe gar erdrückt. Der Stärkste erkämpfte sich natürlich den Vortritt.

Reich mit Schätzen beladen kehrte endlich einer nach dem andern nach Hause. Zu wenig hatte sich keiner geben lassen. Kaum konnten sie ihre Bürden fortbringen.

Der Eine schwitzte, der Andre keuchte, der Dritte mußte aller zehn Schritte einmal ruhen. Aber sie ließen sich das nicht verdrießen, sie waren ja nun alle reich, steinreich. Und jeder dachte bei sich: „Nun, liebe Seele, iß und trink und sei gutes Muthes!“

Die Prinzessin sah von ihrem Fenster aus dem Allen zu. Sie mußte zuweilen lachen über das sonderbare Treiben, dann aber auch konnte sie sich eines stillen Bedauerns nicht erwehren, daß ihre Unterthanen so thöricht seien.

Es konnten ungefähr sieben Tage verflossen sein, da trat Krähwinkler zu dem Bäcker und sprach: „Geehrtester Herr, ich habe kein Brod mehr im Hause, hier haben Sie (sie nannten einander jetzt nämlich nicht mehr „Du“, sondern „Sie“, weil sie reich waren) Geld, lassen Sie mir einige Brode ab.“

„Hahaha!“ lachte der Bäcker hoch auf, „was denken Sie, Herr Krähwinkler? Ich noch backen? Nicht eine Pfennigsemmel kommt mehr in meinen Ofen. Ich bin ja reich!“

Darauf kam Krähwinkler zum Schneider und sprach: „Meister Schlicks, ich brauche einen neuen Ballfrack und einen türkischen Schlafrock. Hier ist Geld. In drei Tagen muß Beides fertig sein.“

„Ja, mein lieber Krähwinkler“, versetzte dieser, „die Zeiten sind vorbei, wo ich nähte und bügelte. Nadel, Fingerhut, Scheere, Bügeleisen, Alles habe ich zum Fenster hinausgeworfen, denn ich bin ja reich.“

Unwillig ging jetzt Krähwinkler zum Schuhmacher und sprach: „Mein lieber Herr Meister, könnten Sie mir nicht heute noch ein Paar Stiefeln befohlen? Ich will morgen früh zeitig auf die Jagd.“

Da aber hätte man den Schuhmacher sehen sollen! Er sprang auf, wurde vor Wuth ganz roth im Gesicht, packte Krähwinklern beim Kragen und warf ihn mit den Worten zur Thür hinaus: „Sie Unverschämter! Wie können Sie sich unterstehen, mir zuzumuthen, Ihre alten Stiefel zu flicken? An meine Finger kommt kein Pech mehr, merken Sie sich das. Wissen Sie nicht, daß ich ein steinreicher Mann bin?“

So erging es aber nicht blos Krähwinklern, sondern auch allen Anderen. Keiner wollte für den andern mehr arbeiten, keiner dem andern dienen, weil ja jeder reich war und es nicht nöthig zu haben glaubte.

Der Maurer kam zum Bäcker und wollte Brod haben. Der sagte: „Ich backe nicht mehr.“ — Der Bäcker kam zum Müller und begehrte Mehl. Der sagte: „Ich mahle nicht mehr.“ — Der Müller kam zum Bauer und wollte Korn kaufen. Der sagte: „Ich dresche nicht mehr.“

Der Schuhmacher ging zum Gerber, um Leder zu holen. Der sagte: „Ich gerbe schon lange nicht mehr.“ — Der Gerber schickte zum Fleischer nach Häuten. Der sagte: „Macht Euch selber Häute, ich schlachte nicht mehr.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0056-5

Wie konnnte es da anders kommen, als daß die größte Noth entstand. Es dauerte nicht gar lange, gingen Alle zerlumpt einher, wie die ärmsten Bettler. Dem Schmied brach das Haus über dem Kopfe zusammen, weil der Maurer nicht zu bekommen war. Dem Bauer brannte sein Gütchen ab, weil der Schornsteinfeger um keinen Preis mehr einen Besen anrührte. Endlich gingen sogar die Lebensmittel aus und Einer wie der Andre mußte bei allen seinen Schätzen Hunger leiden.

Hunger aber thut weh. Und der Hunger war es besonders, der die Leutchen endlich zur Vernunft brachte.

„Was soll nur noch aus uns werden?" sagte der Seifensieder zu den Andern. „Verhungern werden wir noch Alle!" meinte der Schuhmacher. „Ja, aber," versetzte der Bäcker, „was ist denn da zu thun?"

„Es bleibt uns Eins übrig," ergriff jetzt Herr Schlicks das Wort.

„Und das ist?" fragten Alle schnell.

„Seht, lieben Freunde, wir sind alle reich, sind uns also an Macht und Ansehen alle gleich. Und das geht eben nicht, wie Ihr seht. Es kann und darf in der Welt keine solche Gleichheit herrschen. Es muß Reiche und Arme geben, Herren und Diener."

„Schlicks, Du bist ein gescheidtes Männchen! Du hast Recht!" versetzte der Gerber. „Aber wie wollen wir diese Ungleichheit, bei der wir viel glücklicher waren, wieder herstellen?"

„Da giebt es nur ein Mittel," erwiderte Schlicks.

„Nun, und?" fragten Alle, wie aus Einem Munde.

„Wir müssen uns unsern Reichthum wieder vom Halse schaffen. Hin mit ihm, wo er hergekommen ist!"

Alle waren sogleich, da der Hunger immer heftiger an den Magen klopfte, damit einverstanden. Jeder aber sagte: „Ja, wenn ich nur aber das Geld nicht selber hintragen müßte. Ich schäme mich vor der Prinzessin."

Darauf wurde ein großer Rath gehalten und endlich Folgendes beschlossen: „Weil Krähwinkler uns das dumme Zeug in den Kopf gesetzt hat, so soll er zur Strafe unsre sämmtlichen Reichthümer wieder auf das Schloß, zu dem grünen Strumpfe, zurückbringen müssen und wenn er acht Tage darüber zu buckeln hat."

Krähwinkler sträubte sich zwar gegen diesen Beschluß, so sehr er konnte. Als aber Alle ihre Fäuste drohend gegen ihn erhoben und ihm zuriefen: „Willst Du, oder willst Du nicht?" mußte er wohl in den sauern Apfel beißen.

So waren nun Alle wieder die Alten, dienten einander mit ihren Kräften und Geschicklichkeiten und lebten wieder froh und glücklich.

Eines Tages rief die weise Prinzessin den Minister Stoppeidu zu sich und

sprach: „Nun, Stopp, habt Ihr gesehen, wie schön friedlich und einträchtig es wieder in meinem Reiche zugeht?“

„Sehr wohl, Königliche Hoheit.“

„Und nun, Stopp, habe ich recht kurirt?“

„Sehr wohl, Königliche Hoheit!“

Die Heidelbeergängerin.

Ein armes Kind ging Tag für Tag
Zum Wald hinaus nach Beeren.
Die Mücken machten ihm viel Plag',
Konnt' oft sich kaum erwehren.

Zerrissen ist sein fahles Kleid
Und schwarz sind Mund und Hände;
Doch singt's dabei voll Heiterkeit,
Das schallt zu Waldes Ende:

Roll, roll, roll,
Mein Topf werd' voll!
Heidelbeeren
Muß man ehren,
Nähren viele arme Leut',
Wachsen drum auch weit und breit.

Und wenn es kommt vom Wald' zurück,
Nach mancher heißen Stunde,
Gefüllt den Topf, der tief und dick,
Da singt's mit frohem Munde:

Roll, roll, roll,
Mein Topf ist voll.
Kauft, Ihr Leute,
Macht mir Freude!
Backt die Beeren, legt sie ein,
Schaut, sie sind ganz frisch und rein.

Kein Kreuzerlein vernascht das Kind,
Es sparet für den Winter.
Wenn dieser kommt mit Schnee und Wind,
Fühlt es die Armuth minder.

Es kauft sich Strümpfe, Schuh und Kleid,
Wie warm kann's darin stecken!
Wer sparsam ist und Müh' nicht scheut,
Darf manche Noth nicht schmecken.

Der kleine Dichter.

Man darf nicht denken, daß die Bauernkinder alle dumm und ungeschickt sind, wie sich's Manche in der Stadt vorstellen. O, der kleine Hans war gar ein pfiffiges Büblein. Und ob er gleich erst etwa zehn Jahre zählte, sah er es doch mit manchem jungen Herrn Alexander, oder Herrn Alwin in der Stadt an. Er konnte schon lesen und schreiben nach Noten. Und konnte seine Mutter nicht gleich heraus bringen, wie viel drei Mandel Eier kosteten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0058-6

wenn das Stück vier Pfennige galt, so rief sie: „Hänschen, Hänschen, komm' 'mal her. Wie viel sind denn fünfundvierzig mal vier Pfennige? Aber rechne mir es ja richtig aus."

Da sah Hänschen etwa eine Minute auf die Erde, machte die Augen halb zu, bog dabei einige Finger aus und ein und bald rief er: „Macht gerade — warte einmal noch ein Bischen — macht gerade — 16 und 2 ist 18 — achtzehn Neugroschen. — Hast Du noch mehr zu rechnen, Mutter?"

„Nein, mein Hänschen, kannst wieder gehen."

Eine Lieblingsbeschäftigung des Knaben war das Lesen. Die Bücher, die sich im elterlichen Hause befanden, nebst allen alten Kalendern, hatte er bereits durchstudirt. Nur die Bibel gab ihm der verständige Bauer nicht in die Hände. Wo Hans irgend einen gedruckten Zettel fand, blieb er so lange stehen oder sitzen, bis er gelesen war. Mußte er bei dem Krämer Kaffee oder Zucker holen und die Düte war bedruckt, so bat er: „Mutter, bitte, gieb mir die Düte. Ich will lesen, was darauf steht."

Der Vater hatte seine liebe Noth mit ihm. Denn fast jeden Abend peinigte ihn Hans, er solle ihm etwas zu lesen verschaffen.

„Junge," sagte dann oftmals der Bauer, „wo soll ich denn immer neue Bücher hernehmen? Ich glaube, Du hättest Deine größte Freude, wenn ich all' meine Schweine und Ochsen und Hammel verkaufte und kaufte Dir Bücher dafür. Ja, wenn die Bücher aus der Erde wüchsen, wie die Krauthäupter, da solltest Du keinen Mangel daran haben."

Dem Knaben blieb dann weiter nichts übrig, als, er mußte wieder einen alten Kalender herzuholen, wenn er ihn auch schon fast auswendig konnte.

Am allerliebsten las Hans Gedichte. Gefiel ihm eins absonderlich, so lernte er es wohl auch auswendig. Wenn er es nun etwa abends dem Vater vordeklamirte, konnte sich derselbe doch einer heimlichen Freude nicht enthalten. Einmal, als Hans auch ein ellenlanges Gedicht vorgetragen hatte, sagte er: „Du bist doch ein rechter Blitzjunge! Wie bringst Du nur die vielen Verse so schnell in den Kopf? In den meinigen wären sie nicht gegangen. Sag' mir nur, Hans, was aus Dir werden soll?"

„Hm! Vater, ich weiß es, was ich gern werden will."

„Kann mir's denken. Ein Pfarrer willst Du werden. Aber ich will Dir schon den Pfarrer austreiben, wenn Du älter bist. Ackern und Dreschen sollst Du lernen und nicht Predigen. Wahrhaftig, mein ganzes Gütchen ginge hopps, wenn ich Dich müßte studiren lassen."

„Nein, Vater, Pastor will ich auch nicht werden. Etwas anderes. Rathe einmal."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0059-6

„Doch nicht etwa gar ein Komödienspieler. Nun, da solltest Du mir schön ankommen. Die kann ich nun gleich gar nicht leiden. Lieber werde ein Gänsetreiber."

„Auch nicht getroffen. Zum Komödienspieler habe ich keine Lust!"

„Nun, was denn? Ein Apotheker?"

„Nein, auch nicht. Ich fürchte mich zu sehr vor dem Gifte."

„Am Ende ein Schneider?"

„Nein, die müssen gar zu viel sitzen."

„Jetzt rathe ich aber nicht mehr. Denn wer weiß, was Du Dir für eine Raupe in den Kopf gesetzt hast. Sag's nur rund heraus."

„Nun, da will ich Dir's sagen. Mußt aber nicht böse werden."

„Wird sich finden. Also, was willst Du werden?"

„Vater, — ich will — ein Dichter werden!"

„Hahaha! Hahaha! Ein Dichter! Hahaha! J, sehn Sie doch 'mal an, Junker Hans! Also ein Dichter! Ja, ja, das dachte ich mir schon, daß etwas Großes herauskommen würde. Nein, das ist zum Todtlachen! Müßte sich gut machen, wenn die Leute im Dorfe erführen, daß Kloppmüller's Hans ein Dichter werden wollte. Aus einem Bauerjungen ein Dichter! Das würde ein schöner Dichter werden. Das kommt mir gerade vor, als wenn ich Kaiser von China werden wollte."

„Oho! Vater! Neulich, als ich Dir Knaster holte, las ich auf der Düte, daß der Dichter Hans Sachs auch blos ein Schuster gewesen ist. Also!"

„Na, weißt Du was, Hans, wir wollen darüber heute Abend weiter nicht streiten. Ob Du ein Dichter oder ein Hanswurst werden willst, ist auch für jetzt ganz egal. Wenn Du erst den Abendmahlsrock am Leibe haben wirst, wollen wir weiter davon reden."

Hans hatte sich die Idee, ein Dichter zu werden, felsenfest in den Kopf gesetzt. Eines Tages saß er in seinem Garten, unter einem alten, krummen Apfelbaume. Zu seinen Füßen saß Spitz, sein guter Freund. Spitz hätte lieber Lust zum Spielen gehabt, Hans aber konnte heute nicht darauf eingehen, er hatte ja viel größere Gedanken im Kopfe. Selbst die Täubchen und Hühner in seiner Nähe vermochten seine Aufmerksamkeit nicht abzulenken. Auf den Knieen lag seine Schiefertafel. Den Stift hielt er in der Hand und schien in tiefes Nachdenken versunken. Endlich sprach er langsam für sich: „Pudel — Knudel; — Wurst — Durst; — das reimt sich. Ja, das geht. Aber was dann? — Faß — das. — Halt, das werden wieder zwei Zeilen. Nun fehlen noch zwei. — Wunder — richtig, darauf reimt sich: Drunter."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0060-7

Jetzt setzte er den Schiefer an und schrieb. Nachdem er wohl zehnmal wieder ausgelöscht und corrigirt, dabei sich zuweilen ärgerlich hinter den Ohren gekratzt hatte, war endlich sein erstes Gedicht fertig. Es hieß so:

„Es war einmal ein Pudel,
Der hieß Knudel.
Der fraß eine große Wurst,
Drum kriechte er großen Durst.
Da sprang er an ein Buttermilchfaß
Und wollte saufen. Aber das
Fiel um. Das war kein Wunder,
Und der Pudel stak drunter."

Hans war über seine Dichtung ganz entzückt. Spornstreichs eilte er in die Stube, nahm Feder und Papier und schrieb den Vers ab, denn auf der Tafel hätte er ja leicht ausgewischt werden und verloren gehen können. Und das wäre doch jammersschade gewesen. Darauf aber suchte er seinen Vater auf dem Felde auf. „Vater! Vater!" rief er schon von weitem. „Was ich habe!" Dabei hielt er den Zettel hoch in die Höhe.

„Was bringst Du denn, Hans? Wohl einen Brief?"

„O nein! Viel mehr!"

„Ein Bild?"

„Noch etwas viel Schöneres, Vater!"

„Nun, was denn?"

„Ein Gedicht habe ich gemacht! Ein Gedicht! Ich ganz allein."

„Du, Junge, ein Gedicht? Das wird was Rares sein!"

„Da, lies nur, Vater."

Der Bauer las. Seine Züge durchzuckte dabei ein unterdrücktes Lächeln. „Na," sagte er, „so viel ich von der Sache verstehe, würde sich der Herr Cantor über Dein Gedicht halbtodt lachen. Es kommt mir selber ohngefähr vor, wie dort der Sturzacker. Aber für Dich, mein Sohn, ist's Zeug genug. Und ich will Dir's nur sagen, Du hast mir eine Freude damit gemacht. Sehe ich doch, daß ich das Schulgeld nicht umsonst für Dich gebe."

Hans verfolgte sein Lieblingsstudium mit allem Eifer. Bald hatte er ein ganzes Buch voll seiner Meisterdichtungen. Bei den meisten hieß es natürlich: „Reime dich, oder ich fresse dich!" Eins z. B. hieß so:

Müllers Esel ist sehr groß,
Geht dem Müller bis an die Nos'.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0061-3

Hat krumme Beine, aber
Er frißt sehr gerne Haber;
Kann nicht lesen,
Der alte Besen.
Nur zwei Buchstab'n, hahaha!
Schreit nur immer: I-a! I-a!

Seine Reimereien vervollkommneten sich indeß von Monat zu Monat. Die Reime, welche er in seinem dreizehnten Jahre verfertigte, hatten schon viel mehr Sinn und Geschick. So sah er z. B. eines Tages lange Zeit seinen Gänsen zu. Dabei kam ihm der Gedanke ein: „Du willst ein Gedicht auf die Gänse machen." Nach einer Stunde war es fertig und lautete also:

Gänsel, Gänsel auf dem Teich,
Hast ein silbern Röcklein an.
Stopfst mir damit mein Bettchen weich,
Daß ich gut d'rin schlafen kann.

Gänsel, Gänsel, Watschelbein,
Giebst mir manchen Federkiel
Aus den breiten Flügeln dein,
Zum Schreiben und auch zum Spiel.

Gänsel, Gänsel, bist du todt,
Ach wie schmeckst du gut,
Wenn dich zu dem Mittagsbrod
Mutter braten thut.

Es konnte nicht fehlen, seine Schulkameraden mußten es wegbekommen, daß er gern dichtete. Deshalb nannten sie ihn bald Alle scherzweise den „Dichter Hans".

Als einmal der Frühling kam, bat ihn Nachbars David: „Höre, Hans, Du könntest mir auch einmal ein Liedchen machen."

„Was denn für ein Liedchen?"

„Nun, siehst Du, so ein Kuhhirtenliedchen, das ich dann draußen bei den Kühen singen kann."

„Ja, lieber David, machen will ich Dir schon eins, aber da muß ich mir erst Deine Kühe einmal genau besehen."

„Nun gut, da komm' 'mal morgen hinter auf die Juchhe-Wiese, da hüte ich. Sollst mir's auch nicht umsonst machen. Ich gebe Dir ein junges Kaninchen dafür. Weißt Du, das mit der schwarzen Nase."

„Schon gut, David, ich komme."

„Ei, wie wird sich da unten Happelschnudel's Steffen ärgern, wenn er mich

das neue Lied singen hört. Aber, höre, hinten mache so 'was d'ran, daß ich jodeln kann. Du weißts schon, wie ichs meine."

„Schon gut. Uebermorgen hast Du es."

Und richtig, den dritten Tag darauf hörte man auf der Juchhe-Wiese aus David's Munde folgendes Lied:

Die Schwarze mit der Bläße,
Das ist mein' liebste Kuh.
Wenn's Morgenbrod ich esse,
Da brummt sie mir dazu.
Doch der Schimmel
Ist ein Lümmel;
Und die Schecke
Mit dem Flecke,
Und die Braune
Hinter'm Zaune,
Und die Falbe
Mit dem Kalbe,
Und die Kleine, weiß und roth,
Aergern mich bald halb zu todt!
Jua, dio, jua hi,
Jua, juo, di!

Hans wurde confirmirt. Auf Anrathen des Herrn Cantors wurde er nicht zu Pflug und Dreschflegel verurtheilt, sondern durfte zur Feder greifen. Er kam in die nächste Stadt, wurde anfangs Schreiber, später Calculator und endlich Registrator. Dabei schmiedete er in seinen Musestunden noch manches Gedicht und blieb die Freude und der Stolz der biedern Bauersleute. So oft er aber einmal auf Besuch kam, hieß es im ganzen Dorfe: „Der Dichter Hans ist da."

Eine Stunde Schule.

Georg's Geburtstag war. Eine Menge Kinder, darunter auch einige Mädchen, hatten sich in seiner Stube versammelt, dieß Fest mit ihm zu feiern. Blinde Kuh war bereits gespielt, auch der Gänsedieb, Lotto, Taubenhaus und Knötchen. „Was nun? Was nun?" rief es von allen Seiten. — Räuber? „Nein, da können die Mädchen nicht mithelfen."

— Kämmerchenvermiethen? „Nein, da fehlen die Bäume." — Soldaten? — „Auch das geht nicht, denn die Mädchen verstehen das Schießen nicht." — „Also was denn?"

„Ich weiß," rief Benno, „Schule wollen wir spielen, weil wir gerade so viel beisammen sind."

„Ei ja! Ei ja! Schule! Schule!" riefen Alle.

„Wer soll denn aber der Lehrer sein?"

„Georg, Georg," riefen alle einstimmig, „weil er heute das Geburtstagskindchen ist."

Schnell wurden alle Stühle, Schemel und Bänkchen herbeigebracht und in Ordnung gestellt. Alle möglichen Bücher, die in der Schnelligkeit aufzutreiben waren, wurden vertheilt. Wer keins bekommen hatte, suchte sich ein Zeitungsblatt zu verschaffen, woran in Georg's Hause kein Mangel war. Alle gingen dann erst zur Thür hinaus, kamen hierauf einzeln wieder herein, wünschten ihrem Lehrer einen guten Morgen und setzten sich feierlich auf einen Platz.

Einer aber, Namens Friedrich, kam absichtlich zuletzt. „Wo bleibst Du so lange?" redete ihn Georg an.

„Ja, entschuldigen Sie, Herr Lehrer," sagte Friedrich weinerlich, „ich konnte nicht eher. Erst wollte mich Müller's grauer Gänserich in die Beine beißen und dann kam Brudelmeier's Bello und wollte mir die Wurst fressen und das hat mich so aufgehalten."

„Bleib' Du zur Strafe an der Thüre stehen. Du bist gestern auch zu spät gekommen."

„Nun," wendete sich hierauf Georg an die andern, „wir wollen zuerst Naturgeschichte nehmen. Welches ist denn das stärkste Thier in der Welt?"

„Der Elephant," sagte Heinrich, „denn der kann einen ganzen Thurm auf seinem Rücken tragen."

„Nicht getroffen."

„Der Wallfisch," versetzte Emma, „denn er kann mit seinem Schwanze gleich ein Schiff in die Luft schleudern."

„Auch nicht. Denkt besser nach."

„Vielleicht das Pferd," sagte Benno, „weil es den Reiter trägt und auch zugleich die Kanone zieht?"

„Oder die Schnecke," fügte der pfiffige Julius schnell hinzu, „weil sie ein ganzes Haus auf dem Rücken trägt?"

Georg schüttelte und sah sich nach anderen Antworten um. Dann sagte er: „Wenn Ihr es nicht wißt, Kinder, muß ichs Euch selbst sagen: Das stärkste Thier

ist die Ameise. Denn sie trägt ein Sandkörnchen, das sechs Mal so schwer ist, als sie selbst. Ein Elephant aber könnte nicht sechs Elephanten tragen. — Welches ist denn nun aber das dümmste Thier, Lischen dort?"

„Das weiß ich, das ist der Esel," antwortete diese.

„Hab' mirs gedacht, Lischen, daß Du so sagen würdest. Aber 's ist falsch."

„Herr Lehrer," rief Mathilde und hob ihr Händchen empor, „ich weiß es, ich weiß es. Die Gans. Denn neulich hatte unser Stubenmädchen etwas recht verkehrt gemacht und da sagte die Köchin zu ihr: Du bist ein rechtes Gänschen."

„Fehlgeschossen, Mathilde. Nun, Hans, dort unten, hast Du noch nichts vom Bücherscorpion gehört?"

„O ja. Das ist das kleine Thierchen, das bald aussieht wie ein Krebs, aber nicht größer als eine Mücke ist."

„Ganz recht, Hans. Und dieses Thierchen ist das dümmste, weil es, so lange es lebt, in Büchern steckt und doch nie etwas lernt. — Gebt weiter Acht. Welches Thier ist der beste Koch?"

„Gewiß der Hund," antwortete Julius, „weil er alles blos anriecht und dann gleich weiß, ob's ihm schmecken wird oder nicht."

„Falsch."

„Die Biene, die Biene," schrie Emma erfreut, „weil sie die süßeste Speise bereitet."

„Gut, Emma. Du hast's. Sollst auch eine Zuckerdüte bekommen, weil Du so schön antwortest."

Und sogleich wickelte Georg ein Blatt Papier zu einer Düte zusammen, that einige Kürbis- und einige Kirschkerne hinein, knickte die Ecken ein und gab sie der Emma.

„Mir auch eine! Mir auch eine, Herr Lehrer!" bat Friedrich an der Thür.

„Du sollst eine auf die Hände bekommen, mein Söhnchen, weil Du nie pünktlich bist. Merke Dirs."

„Jetzt noch eine Frage: Welches Thier kann am besten springen?"

„Der Tiger," schrie Heinrich.

„Nicht richtig."

„Die Katze," versetzte Lischen.

„Auch nicht."

„Gewiß die Maus," sagte Heinrich, „denn da ist neulich einmal eine bei uns hochoben vom Brodschranke herunter gesprungen."

„Nein, die Maus meine ich nicht. Ihr müßt an ein noch viel kleineres Thierchen denken. Ich will Euch noch sagen, daß man das arme Thierchen gleich todtschlägt, sobald man es hat."

„Ah! Jetzt weiß ichs," platzte das kleine Hannchen heraus und zappelte mit Händen und Füßen.

„Nun, Hannchen, da sage es."

„Ja, das ist das kleine schwarze Thierchen, das manchmal abends zu mir ins Bette kommt. Mein kleiner Bruder nennt's eine „Mokel." Ja ja, das kann gewaltige Sprünge machen."

„Du hast's errathen, Hannchen. Dieses kleine Thier hüpft hundert Mal so hoch, als es selbst groß ist. Und das kann kein anderes Thier, selbst der Tiger und die Klapperschlange nicht."

„Herr Lehrer," rief in diesem Augenblicke der schelmische Friedrich an der Thür, „die alte Fliege da."

„Wo denn, Friedrich?"

„Die hier, an der Wand."

„Was ist denn mit der Fliege?"

„Ja, sie läßt mich nicht geh'n."

„Was thut sie Dir denn?"

„Ja, sie sieht mich so an und steckt die Zunge heraus."

Die ganze Schule lachte hellauf über den schnurrigen Friedrich. Der Lehrer hatte viel Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. Nur erst, als er mit einem Lineal drei Mal tüchtig auf den Tisch schlug, ward es still. „Nun wollen wir lesen. Nehmt Eure Bücher."

Alle griffen nach den Büchern und nach den erwähnten Zeitungsblättern. Während dem griff Georg in die Tasche, nahm eine alte, große Zuckerdose heraus und that, als ob er schnupfte. Denn er meinte, das gehöre auch mit zum „Lehrersein".

„Fange Du an, Emma, dort unten."

Emma hatte ein Kochbuch erwischt. Sie öffnete und las: „Fünfzehntes Recept: „Wie man „arme Ritter" bäckt".

„Was für Zeug?" unterbrach sie Georg.

„Ja, ja," sagte Emma, „es steht so hier, arme Ritter. (Weiter lesend.) Nimm vier Löffel Kartoffelmehl. Dann schlage vier Eier in ein halb Quart versüßte Milch. Das Alles quirle unter einander. Darauf schneide Semmelscheibchen, tauche diese in Milch und wende sie in diesem Teige um. Nun backe diese Scheibchen in Butter, bestreue sie dann mit Zucker und Zimmt und Du hast arme Ritter. Wünsche gesegnete Mahlzeit."

„Herr Lehrer," fragte Benno, „haben denn die Ritter dann auch Spieße und Schwerter? Wer soll sie denn da essen?"

„O! o!" versetzte Heinrich und klopfte sich dabei auf den Bauch, „arme Ritter schmecken gar gut. Ich habe im Erzgebirge welche gegessen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0066-1

„Lies weiter, Julius."

Julius hatte Münchhausens Abenteuer, schlug auf und las: „Eines schönen Tages ging ich auf die Jagd. Da kam ein großer, starker Hirsch auf mich los. Ich wollte laden. Aber zum Unglück hatte ich ja den Schrot vergessen. Was that ich? Ich lud einen Kirschkern in die Büchse, zielte, drückte ab, puff! Und siehe, der Kirschkern fuhr dem Hirsch gerade in die Stirn. Ihn aber schien das gar nicht zu geniren. Er trabte ruhig seiner Wege. Nach etwa fünf Jahren komme ich wieder einmal in diesen Wald. Da sehe ich diesen Hirsch wieder. Aber, welch ein Wunder! Es ist ihm ein großer, schöner Kirschbaum aus der Stirn heraus gewachsen. War also der Kirschkern aufgegangen. Auf dem Kirschbaume saßen noch dazu eine Heerde Staare und pickten in die glänzenden, schwarzrothen Kirschen. „Warte ein Wenig, Hirschlein," sagte ich, „ich schieße dich nicht todt. Aber ein paar Kirschen wollte ich mir ausbitten für meine kleinen Jungen daheim." Der Hirsch blieb stehen. Ich nahm eine Leiter von einem Holzhauer, lehnte sie an den Kirschbaum und pflückte mir eine ganze Tasche voll Kirschen."

„Herr Lehrer," fragte die kleine Betty, „ist denn die Geschichte auch wahr?"

„I, bewahre, Bettychen. In diesem Buche steht lauter solch dummes Zeug zum Lachen."

„Herr Lehrer, Herr Lehrer," rief Friedrich von der Thür.

„Was giebt's, Friedrich?"

„An dieser Geschichte fehlt noch Etwas."

„Was soll denn noch fehlen, Junge? Ich dächte, es wäre Unsinn genug."

„Ja. Aber sehen Sie, Herr Lehrer, es könnte noch dastehen, oben im Gipfel wäre ein Vogelnest gewesen, mit fünf Papageien."

„Nun seht nur, Kinder, wie dumm dieser Friedrich ist. Werden die Papageien ihre Nester auf Kirschbäume bauen. Hättest Du nur wenigstens noch gesagt, es seien Rothschwänzchen d'rin gewesen. Na, warte, Du sollst diesen Monat eine 7 ins Censurbuch bekommen. — Lischen, lies weiter."

Diese hielt ein uraltes ABC-Buch und las: „A, B, C, die Katze lief in Schnee. — D, E, F, Möpschen das spricht Meff. — G, H, I, zieh', Schimmel, zieh'. — K, L, M, Hänschen will eine Bemm'. — N, O, P, Maulschellen, die thun weh. — O, R, S, Schmul kommt von der Meff'. — T, U, V, der Storch hat eine Frau. — W, X, Y, Z, bist du müde, geh' zu Bett."

Alle Schüler lachten wieder. Georg aber zwang sich mit aller Kraft, ein ernstes Gesicht zu erhalten und sprach: „Nun bist Du an die Reihe, Heinrich."

Heinrich hielt eine große Düte, aus einem Anzeigerblatte gefertigt, in der Hand, stand auf, nahm eine gravitätische Stellung an und las in fast schreiendem Tone: Wohnungsveränderung halber sind eine alte Gießkanne, ein schwarzer Frack

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0067-6

und ein gelernter Papagei, der die Worte: Dudelsackpfeifenmachergeselle, — Spitzbube, — Sausewind, — guten Tag, — was willst du, — steck' nichts ein, — ja, Kirschkuchen — und: fall' nicht auf die Nase — ganz deutlich spricht."

„Weiter, Heinrich, aber besser betonen."

Heinrich las weiter: „Eine ganz neu gebaute Mühle steht für den billigen Preis von vierhundert Pfennigen zu verkaufen und ist so eingerichtet, daß man sie auf jeden Tisch stellen kann. Hexenstraße Nr. 15."

„Ach, das ist gewiß eine Kaffeemühle," sagte Mathilde.

„Das war brav gedacht, Mathildchen. Weiter, Heinrich. Mußt das P. schärfer aussprechen."

„Ein schwarzer Hund ist verloren gegangen. Er heißt „Soheister" und ist daran kenntlich, daß er die Ruthe einzieht, wenn er mit der Ruthe geprügelt wird. Wer ihn auf die Hundsgasse Nr. 17 fünf Treppen bringt, erhält zwei Groschen Belohnung."

„Wie heißt denn Euer Hund?" fragte hier Benno seinen Nachbar. „Wiedu" gab dieser zur Antwort.

„Ihr sollt nicht plaudern, dort hinten," verwies Georg die Sprecher. „Lies Du auch einen Satz, Mathilde."

Mathilde war mit einem alten Kalender versehen, blätterte und las: „Meister Dähmlich und sein Nachbar Dudelpommrig begegnen sich auf der Straße. Dähmlich: Gevatter, was ich doch für ein gescheidter Kerl bin! — Dudelpommrig: Seit wann denn? — Dähmlich: Seit gestern. Ich habe eine sehr wichtige Entdeckung gemacht. — Dudelpommrig: J, das wäre. — Dähmlich: Ich habe ein Mittel gefunden, daß die Steinkohlen noch einmal so gut brennen, als gewöhnlich. — Dudelpommrig: Nichts Neues, das. Weiß das schon lange. — Dähmlich: Nun, so sage es doch. — Dudelpommrig: Hm! Man darf sie nur ein Wenig mit Wasser besprengen. — Dähmlich: Ätsch! Mein Mittel ist viel besser. Ich sage Dir, wenn man das anwendet, brennen sie, daß der Ofen zerplatzen möchte. — Dudelpommrig: Bin doch neugierig, was man da mit den Kohlen zu machen hat. — Dähmlich: Ganz einfach. Man gießt Brennöl darüber weg. — Dudelpommrig: Na, warte, Dähmlich, Du sollst mich nicht wieder zum Narren haben."

„Nun, Friedrich, magst Du zum Schluß auch noch einige Zeilen lesen. Und machst Du Deine Sache gut, sollst du Dich dann auch setzen dürfen."

Friedrich zog ein Gedichtbuch unter dem Arme hervor und las: „Nie Reknuj tleih chif nie Raap Ednuh — se raw nie Ledup dnu nief Nhos."

„Was ist das für eine Sprache, Du Peter?" schrie Georg. „Ist das Russisch, oder Polnisch, oder Chaldäisch?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0068-2

„Nein, Herr Lehrer, das ist Deutsch, aber von hinten."

„Wer heißt Dich von hinten lesen, Junge! Jetzt weiter, aber von vorne!"

Friedrich: „Der Junker, Namens Pantalon. —"

„Junge, Junge, heißt es ja," unterbrach ihn Georg.

Friedrich: „Zerrieb dem Närrchen manche Pfunde —"

„Vertrieb, — Herrchen, — Stunde — steht ja dort. Passe besser auf."

Friedrich: „Er konnte schanzen, Stache wehn."

„Es muß ja heißen: Er konnte tanzen, Wache stehn. Was siehst Du nur?"

Friedrich: „Den Schubkarr'n ziehn, auf'm Wasser stehn —"

„M! m! Wie schlecht der Junge liest! Es steht ja dort: Den Schubkarr'n ziehn, ins Wasser gehn."

Friedrich: „Die schlaue Spritz, des Jägers Flint —"

„Nein, das ist zu toll. Jetzt hat er wieder eine ganze Zeile weggelassen. Und wie falsch hat er wieder gelesen. Es muß heißen: Der schlaue Fritz, des Jägers Kind."

Friedrich: „War Leber unsers —"

„Nein, höre auf und setze Dich zur Strafe hinter den Ofen dort. Das ist die Strafbank."

Die Kinder alle wischten sich jetzt die Thränen aus den Augen, so hatten sie lachen müssen über den Unsinn, den Friedrich, der ganz gut lesen konnte, herausbrachte.

„Nun werden wir aber schließen müssen," sagte Georg. „Es dauert Euch sonst zu lange."

„O nein, o nein, Herr Lehrer," riefen Einige. „Wir haben ja auch noch gar nicht gerechnet."

„Gut, da will ich Euch noch einige Exempel aufgeben. Also: Wie viel sind ein Paar?"

„Neun Stück," antwortete Benno.

„Warum so viel, Benno?"

„Ja, neulich sagte ich zu meiner Mutter: Mutter, gieb mir doch ein Paar Zapfenbirnen! Und da gab sie mir neun."

„Wer weiß es besser?"

„Ich," schrie Heinrich. „Ein Paar sind zwei. Das weiß ich von dem Schusterjungen, den sie nur den Bummelfritzen nennen. Der bekommt von seinem Meister fast alle Tage ein Paar Ohrfeigen und das sind jedesmal eben zwei."

„Richtig. Sieben Hasen, wie viel haben die Ohren?"

„Vierzehn," sagte Lischen.

„Nein," versetzte Julius, „die haben gar keine Ohren. Denn die Ohren der Hasen nennt man Löffel."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0069-1
DFG

„Brav, Julius. Sollst mir auch nachher ein Glas Wasser holen dürfen. Jetzt: Wie viel stehen Sterne am Himmel?"

„Ich, ich weiß das, Herr Lehrer," rief der kleine Benno.

„Nun, wie viel?"

„Hundert Billion Million Trillion Tausend."

„Du willst sagen: Tausend Millionen Billionen Trillionen. Nun, Du sollst recht haben. Denn ich habe sie selber noch nicht gezählt. Friedrich, Du rechnest ja heute gar nicht. Gieb jetzt 'mal Acht: Wie muß man vier Eier unter drei Personen vertheilen, daß keiner mehr bekommt, als der andere? Doch darf dabei kein Ei zerbrochen werden."

Alle Kinder sannen und grübelten. Endlich sagte Friedrich hinter dem Ofen ganz treuherzig: „Ne, hören Se, Herr Lehrer, det jeht man jar nich an."

„Wir sind keine Berliner, rede hochdeutsch. Und doch geht es ganz gut. Gebt Acht: Man stellt drei Personen in eine Reihe und giebt der ersten ein Ei, der zweiten zwei Stück, der dritten wieder eins. So hat nun keiner mehr, als der Andere. Verstanden?"

„Ja, wenn Sie es so meinen, Herr Lehrer," sagte Heinrich, „das haben wir nicht gewußt."

„Was man nicht weiß, muß man eben auszudenken suchen. Jetzt die letzte Aufgabe: Wie viel ist drei mal zwei?"

„Drei mal zwei ist sechs," schrieen Alle. Und Friedrich setzte noch hinzu: „Das ist so gewiß wahr, als ich hinter dem Ofen sitze."

„Ich will Euch aber doch jetzt beweisen, daß es nicht wahr, sondern daß drei mal zwei vier ist."

„Wenn Sie das können, Herr Lehrer," sagte Friedrich, „dann glaube ich auch nicht mehr, daß Nachbars Kikrihahn keine Eier legt."

„Nun gebt Acht. Hier habe ich ein Blatt Papier. Ich schneide es mitten durch und es sind zwei Stücken. Also ein mal zwei. — Ich nehme das eine Stück, theile es und erhalte wieder zwei Stücken. Also sind es nun zwei mal zwei. — Ich nehme jetzt das andere Stück, theile es ebenfalls und bekomme so wieder zwei. Da sind also doch drei mal zwei. Nicht wahr?"

„Allerdings," war die Antwort.

„Nun seht aber her. Wie viel sind es trotzdem nur Stückchen geworden? Zählt sie. Eins, zwei, drei, vier. Also ist drei mal zwei vier."

Die Kinder stutzten anfangs. Bald aber kamen sie dahinter und wußten es sich zu erklären, worin die Täuschung lag. Friedrich aber meinte: „Das muß ich morgen unsrer Christel einmal vorrechnen. Die wird ganz irre werden."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0070-3
DFG

„Nun aber, lieben Kinder," sagte jetzt Georg, „ist die Schule geschlossen. Geht hübsch ruhig nach Hause und lernt Eure Aufgaben zu morgen."

„Herr Lehrer!"

„Was giebts noch, Julius?"

„Rämmler's Gustav wirft mir immer meine gelbe Strohmütze in die Pfützen."

„Den will ich morgen vornehmen, den unartigen Burschen. Na, adieu Kinder."

„Adieu, Herr Lehrer!"

Alle entfernten sich, indem sie einzeln zur Thür hinaus gingen. Bald aber waren sie alle wieder da und mußten sich abermals setzen. Jetzt aber nicht, um Schule zu spielen, sondern die Chokolade zu trinken, die eben Georg's Mutter brachte.

Töffel und Max.

„Wenn man Dich nur nicht Töffel hieße,"
Spricht zu dem Töffel Nachbars Max.
„Wo man Dich ruft, denkt der und diese,
Du sei'st gewiß ein dummer Knax."

Doch unser Töffel ist brav fleißig
Und lernt drum in der Schule viel.
Der Max doch ist ein loser Zeisig,
Stets faul und treibt manch tolles Spiel.

Da kommt das liebe Schulexamen.
Der Lehrer lies't mit lautem Mund
Die braven Schüler vor, mit Namen,
Darunter auch der Töffel stund.

Mit Bildern, Federn, Linealen
Und Schreibebüchern, blendend weiß,
Mit bunten Stiften und Pennalen
Belohnt der Lehrer ihren Fleiß.

Als nun die Schule ist geschlossen,
Wie springt da Töffel froh nach Hauf'!
Doch Max, der schleichet ganz verdrossen
Und sieht wie saure Gurken aus.

„O, hätt' ich Töffel heut geheißen,"
Denkt er, „da wär' ich besser d'ran."
Und Töffel kann ihm nun beweisen:
Es kommt nicht auf den Namen an.

Die Fledermaus.

Florentine war die einzige Tochter einer reichen Kaufmannsfamilie in der Stadt D. Sie war ein sehr schönes Kind, das sagten alle Leute. Und ihre Tante meinte einmal, sie könne sich die Engel nicht schöner vorstellen.

Bis zu ihrem zehnten Jahre war Florentine auch innerlich ein Engel, seelensgut und bescheiden. Von dieser Zeit an aber sah man sie oft vor dem großen Pfeilerspiegel ihres Zimmers stehen. Dabei wiegte sie das Köpfchen bald links, bald rechts und gab ihrem Körper bald diese, bald jene Stellung.

Eines Tages bemerkte dieß ihre einstige Kinderfrau. „Florentinchen! Florentinchen!“ sagte sie und drohte mit dem Finger, „nicht zu viel vor dem Spiegel! Er ist zwar ein nützliches Ding, aber er kann auch jungen Mädchen leicht eine böse Krankheit anhexen!“

„Haha! Sophie,“ versetzte Florentine, „Du machst immer gern Spaß.“

„Nein, nein, Kind, dießmal ists mein voller Ernst. Und ich sage es noch einmal: Der Spiegel ist ein gefährliches Ding.“

„Wie meinst Du denn das, Sophie?“

„Ich meine es so: Wenn ein junges Mädchen zu viel hineinguckt, wird es leicht eitel und stolz. Und ein Mädchen, welches eitel und stolz ist, ist nicht mehr liebenswürdig und wenn es ein Gesichtchen hätte, wie ein Porzellanköpfchen.“

Florentine aber nahm sich das nicht zu Herzen und trieb es von Tag zu Tag ärger. Auch der Mutter war die Spiegeläfferei ihrer Tochter nicht entgangen. „Kind, Du wirst Dich noch von dem Spiegel da vergiften lassen.“

„Vergiften, Mutter? Das Quecksilber ist ja hinten d'ran und geht nicht ab?“

„Ich meine es anders, Sophie. Er wird Dir das Herz vergiften, daß Du am Ende ein eingebildetes Närrchen wirst. Und das ist ein traurige Krankheit.“

„Hab' keine Angst, Mutter. Ich besehe mir ja nur meine Schleifen und Bänder.“

Bald war die Mahnung der Mutter vergessen. Zumal seitdem die alte Tante wieder einmal zu ihr gesagt hatte: „Florentinchen, Du bist ein reizender Engel!“ kam sie fast gar nicht mehr von dem Spiegel weg. Mehr als hundert Mal des Tages mußte sie nun den reizenden Engel sehen. Sie stellte sich sogar

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0072-4

ihren Schreibetisch dem Spiegel gegenüber, um auch zu sehen, wie sichs ausnehme, wenn der reizende Engel schriebe und — an der Feder kaute.

Ging sie in die Schule, so stand sie erst eine Stunde vor dem Spiegel. Dann stellte sie sich vor ihre Mutter und fragte: „Mutter, gehe ich so recht schön?“ — Darauf fragte sie noch die Sophie: „Sophie, wie findest du mich heute?“ — Jetzt ging sie. Aber der Weg führte durch die Küche. „Köchin, sieh' mich 'mal an,“ bat sie diese, „nicht wahr, so gehe ich ganz nett?“ — Unten im Hause traf sie vielleicht auch noch das andere Dienstmädchen und auch dieses mußte sie noch einmal besichtigen. „Christel,“ rief sie, „steht mein Hut gerade? Hängt der Schleier ein Wenig auf die Seite? Ist eine Locke wie die andre? Sieht man das Cravattchen gut? Sehe ich heute wieder recht zart aus?“ — Christel, die in der Regel nicht viel Zeit hatte, sagte gewöhnlich: „Ei ja, Fräulein Florentinchen! Sie gehen reizend. Sie sind gewiß das schönste Mädchen in der ganzen Stadt.“

Eines Tages stand Florentine auch vor dem Spiegel und machte die lächerlichsten Stellungen. Den Hals verdrehte sie so sehr, daß die Nase beinahe schnurgerade nach hinten stand. Aber dabei seufzte sie: „Es geht nicht! Es will nicht gehen!“ Jetzt hörte sie, daß draußen die Christel vorbeiging. „Christel! Christel! Komm 'mal schnell herein.“

„Was wünschen Sie denn, Fräulein?“

„Höre, Christel, kannst Du mir nicht sagen, wie man's machen muß, damit man sich auch von hinten sehen kann? Siehst Du, es könnte einmal hinten eine Locke, oder ein Band falsch zu liegen kommen. Und wenn ich dann so ginge, das wäre mir entsetzlich.“

„O, das ist sehr leicht, Fräulein. Das kennen Sie noch nicht?“

„Nein. O, da bin ich ganz glücklich, daß Du das weißt.“

„Sehen Sie, Fräulein, da nehmen Sie einen Spiegel in die Hand und stellen sich vor den andern, da haben Sie Alles.“

„Hier, Christel, hast Du ein Büchschen Pomade, die mir nicht fein genug riecht, weil Du mir das gesagst hast.“

Christel dankte und ging nach der Thür. „Christel! Christel! Noch eins. Da Du das gewußt hast, weißt Du gewiß auch noch etwas Anderes.“

„Nun, was denn, liebes Fräulein?“

„Siehst Du, Christel, ich möchte sehr gern auch wissen, wie ich aussehe, wenn ich schlafe. Weißt Du nicht, wie man das macht?“

„Das thut mir leid, Florentinchen, das weiß ich doch nicht. Aber ich will einmal die Sophie fragen, die weiß sonst immer Alles.“

„Nein, nein Christel, mit der Sophie bleib' mir vom Halse. Die brummt so schon allemal, wie ein Bär, wenn sie mich vor dem Spiegel trifft. Und neulich,

weißt Du, als ich mir den schönen Taschenspiegel gekauft hatte, da sagte sie gar, ich solle mir doch lieber gleich einen Spiegel an die Nase leimen lassen. Nein, nein, da komme Du lieber einmal früh an mein Bette und beschreibe mir, wie ich aussehe."

Florentine that bald den zweiten Schritt, den die Eitelkeit gewöhnlich thut. Sie verglich andere Mädchen mit sich und fragte: „Giebt's wohl auch noch andere Mädchen, die so schön sind, wie du?" Darauf aber gab sie sich bald die Antwort: „Nein, ich bin das schönste!" Was folgte daraus? Sie sah andere Mädchen mit Verachtung an und brüstete sich, wie ein Pfau!

Heilloser Spiegel! Wie sehr hast du dieses Kind schon verdorben! Florentine hatte sonst ein so harmloses, kindlich-bescheidenes Herz. Keine Spur mehr davon. Du hast sie vergiftet. Du hast sie an dich gelockt. Und sie hat auf deine Schmeichelworte gehört. Du solltest vor Scham erblassen, denn du bist ein Mörder! Du hast einen Engel in ihr getödtet: die kindliche Demuth!

Am allermeisten bildete sich Florentine auf ihr schönes Haar ein. Es war allerdings auch von ausgezeichnetem Wuchse und rollte sich in brennend-schwarzen Locken um den Hals. Ihnen widmete daher auch Florentine ihre meiste Sorgfalt. Mehr als zehn Mal des Tages wurden sie gekämmt, gebürstet, frisch gerollt, abgetheilt u. s. w. Und aller Augenblicke fühlte sie mit ihren zarten Händchen nach, ob ja noch jedes Härchen in bester Ordnung läge. In Gesellschaften, wo der Anstand gebot, den Hut aufzubehalten, ging sie lieber gar nicht mit. „Ich bekomme Kopfschmerzen, Mama," entschuldigte sie sich, „wenn ich den Hut aufbehalten muß." — Wir wissen es indeß besser.

Auch dem verständigen Vater war die Eitelkeit seiner Tochter nicht entgangen. Er nahm sie deshalb eines Morgens ernstlich vor und sagte unter anderem: „Nicht ein schönes Gesicht, sondern eine schöne Seele ist die wahre Zierde eines Mädchens. Oder meinst Du, daß Deine Hände immer so zart, Deine Wangen immer so rund und blühend, Dein Lockenhaar immer so glänzend schwarz bleiben werden? Sieh' Deine Mutter an. Sie sah als Mädchen aus, wie Du. Florentine, folge Deinem Vater! Kehre zu einem bescheidenen Wesen zurück! Könnten Dich meine Worte nicht bewegen, so bedenke, daß der liebe Gott Mittel in den Händen hat, seine stolzen Kinder sofort zu demüthigen. Ein einziger falscher Luftzug — und der Körper verfällt in eine Krankheit, die seine schönsten Formen zerstört. Eine einzige Treppenstufe ist hoch genug, einen Menschen lahm, eine einzige Mücke groß genug, einen Menschen blind zu machen. Bedenke dieß, mein Kind."

Florentine wurde gerührt und gelobte Besserung. Allein, schon nach vier Wochen war der Spiegel wieder ihr bester Freund und das Lockenhaar ihr goldenes Kalb.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0074-5

Florentine wurde confirmirt. Diesen Tag hatte sie längst herbeigewünscht. Von nun an wollte sie so recht die „Dame" spielen. Kurz darauf bezog sie mit ihren Eltern eine Sommerwohnung, die dicht an der Heerstraße lag. Von dem mittelsten Zimmer der ersten Etage führte eine Thür auf einen schmalen Balkon.

„Der Balkon soll mein Lieblingsplätzchen werden," sagte Florentine, als sie sich eingerichtet hatten. Und wirklich ließ sie sich daselbst ein Nähtischchen anbringen und kam nicht viel davon weg. „Hier," dachte sie bei sich, „habe ich die beste Gelegenheit, meine schönen Locken von den Vorübergehenden bewundern zu lassen."

Obgleich sie die Landmädchen, weil manche kurze Haare trugen, wie es sonst Sitte war, nur „Mopsköpfe" nannte, schmeichelte es ihr doch außerordentlich, wenn diese und jene unter dem Balkon stehen blieb und „das schöne Mädchen mit den schönen Haaren" bewunderte.

Den sechsten August war Florentinens Geburtstag. Zu diesem Feste waren mehrere Familien aus der Stadt, nebst ihren Töchtern, geladen. Das Stubenmädchen hatte an diesem Tage früh volle zwei Stunden Arbeit, ehe Florentine mit ihrer Lockenfrisur vollständig zufrieden war. „Heute," sagte sie, „ist ein Tag, an welchem ich doppelt glänzen muß."

Mit Eintritt der Dämmerung wurden die Gäste erwartet. Florentine stellte sich bereits eine Stunde früher auf den Balkon, um sie zum Ersten begrüßen zu können.

Die Sonne sank hinter den Bergen hinab. Ein warmer Abendwind säuselte durch das nahe Gebüsch. Florentine lag mit dem einen Ellenbogen auf das Geländer gestützt und jubelte schon im Innern, wie sie heute Abend unter allen übrigen jungen Damen prangen würde, strich sich auch öfters die Locken, mit denen der Abendwind tändelte. Ueber diesen Beschäftigungen bemerkte sie nicht, daß sie von einer Fledermaus umkreist wurde. Diese kleinen Thiere lieben bekanntlich alle Gegenstände, welche wollig und flattrig sind.

Bald begann der Abendwind etwas lebhafter in den Lockenkranz zu blasen und die Fledermaus zog ihre Kreise immer kleiner und näher um das Fräulein herum.

> Fledermaus, kleines Thierchen, hast doch nichts Böses vor? Wirst dich doch heute wenigstens geniren? Siehst du nicht, wie sich Florentine auf diesen Abend freut? Wirst doch nicht etwa schlechte Absichten auf die schönen, rabenschwarzen Locken haben? Geh', flieg' weiter! Such' dir lieber die Perrücke eines Strohmannes im Krautfelde.

Eben erblickte Florentine die erwarteten Gäste in weiter Ferne und schnell griff sie in die Tasche nach Kämmchen und Spiegel. In demselben Augenblicke

aber auch strich eine Art Wirbelwind über den Balkon, setzte die Locken in eine flatternde Bewegung und husch! — o Weh! — fuhr die Fledermaus mitten hinein.

Quikend, schreiend, weinend, mit beiden Händen in den Locken zausend, stürzte Florentine durch die Thür ins Zimmer. Zum Unglück war kein Mensch darin, der ihr hätte schnelle Hilfe leisten können. Florentine rannte wie wahnsinnig auf und ab und schrie und stampfte mit den Füßen nach Hilfe. Die Fledermaus aber grub und wickelte sich immer tiefer in die Haare.

Als endlich die erschrockenen Eltern herbei kamen, waren sämmtliche Locken zu einem dichten Knäuel gewirrt.

„Um Gottes willen, Florentine, was fehlt Dir? Was ist mit Dir?"

Florentine aber vermochte vor Schreck und Angst keine Antwort zu geben. Sie hatte ihr Gesicht in einen weichen Sessel gedrückt und hielt mit beiden Händen krampfhaft den Hinterkopf.

Man hob sie gleich auf. Als aber Vater und Mutter das todtenblasse Gesicht erblickten, bebten sie zurück. Das Mädchen war so erschöpft, daß sie nicht stehen konnte, sondern in den Sessel zurück sank, und in eine Ohnmacht verfiel.

Die entsetzten Eltern wußten nicht, was sie beginnen und wo sie helfen sollten. „Der Schade muß am Hinterkopfe sein," sagte endlich der Vater, „das beweisen die verwirrten Haare. Bringt ein Licht."

Endlich entdeckte ihm ein leises Piepen und ein Füßchen, das sich durch ein Haarbüschel hindurch gearbeitet hatte, was geschehen war. „Sei ruhig, Mutter. Es hat keine Gefahr," tröstete er.

Florentine blieb indeß besinnungslos. Der Vater gab sich sogleich alle Mühe, das Thierchen herauszupfläumeln. Allein, sobald er einen Fuß oder einen Flügel frei gemacht hatte und sein Heil an dem andern versuchen wollte, arbeitete sich der erste wieder tiefer hinein.

„Eine Scheere her!" befahl endlich der Vater.

„Aber Väterchen, die schönen Locken!" seufzte die Mutter.

„Hilft nichts," versetzte jener. „Denn wenn Florentine jetzt wieder zu sich kommt und fühlt das von ihr ohnehin sehr gefürchtete Thier noch auf ihrem Kopfe, so ist die Gefahr für ihre Gesundheit noch viel größer. Die Haare müssen schnell herunter."

Kaum waren zwei Minuten vergangen, lagen all' die schönen Locken, mit denen noch vor Kurzem der Abendwind tändelte, sammt der Fledermaus, zu den Füßen der eitlen Besitzerin.

Gerade als der Vater den letzten Schnitt machte, traten die fremden Gäste ein. Schaudern ergriff sie, indem sie die todtenähnliche Florentine und den Kaufmann in dieser Beschäftigung erblickten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0076-6

Einige Wasserumschläge brachten das Mädchen bald wieder ins Leben zurück. Es mußte aber sofort ins Bette gebracht werden. Die Geburtstagsfeier unterblieb und die Gäste entfernten sich wieder.

Als am andern Morgen Florentine erwachte und sich im Bette aufrichtete, fielen ihre Blicke gerade in den dem Bette gegenüberhangenden Spiegel. Natürlich gewahrte sie sogleich den entsetzlichen Verlust, aber es ging kein einziges Wort des Wehklagens über ihre Lippen.

„Mir ist recht geschehen!" redete sie ihren Vater an. „Jetzt erst denke ich wieder an Deine Worte. Vergieb mir, Vater! Vergieb mir, Mutter!"

Acht Wochen später, nachdem Florentine längst wieder gesund war, bemerkte sie eines Morgens, daß ihre Etagère um einen Gegenstand bereichert war. Sie sah genauer hin. Es war jene Fledermaus, ausgestopft und auf einem zitternden Drahte sitzend. Dieß war das Werk des Vaters. Sie sollte Florentinen eine Warnungstafel bleiben.

Nach einem Jahre waren die Haare wieder gewachsen und der Schade ziemlich geheilt. Ein anderer Schade aber war gänzlich geheilt: Florentine war nicht mehr eitel und stolz.

Kind, treib' die Eitelkeit ja aus,
Denk' oft an diese Fledermaus!

Anschuld.

Die Familie Glaswald war mit ihrem sechsjährigen Töchterchen, „Anna", aufs Land gezogen, um den Sommer in der Nähe des frischen, singenden Waldes zuzubringen.

Die kleine Anna war ein allerliebstes Kind. Ihre weiche, zarte Sprache, noch etwas kindlich-langsam und gedehnt, hatte schon etwas außerordentlich Einnehmendes. Dazu der kleine, niedliche Mund, die rosigen Bäckchen, die blonden, weichen Löckchen, die die kleine, feine Stirn begrenzten — kurz, Anna glich einem gemalten Engelchen. Sogar die Dorfleute alle, die doch sonst gegen die Städter gern etwas neidisch sind, hatten ihr inniges Wohlgefallen an dem Kinde. Und ein alter, eisgrauer Bauer, der Nachbar Glaswald's, als er eines Tages die kleine Anna Blumen pflücken sah, konnte sich nicht enthalten, ging auf die Kleine zu, erfaßte ihr Händchen und setzte einen schallenden Kuß darauf. „So, mein Kindchen," sagte er,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0077-2

„nun pflücke wieder Deinen schönen Blümchen. Morgen, wenn ich Dich wieder sehe, sollst Du auch Etwas kriechen."

„Was denn, lieber Mann?" fragte Anna.

„Nun, Du hast doch am Liebsten Etwas zu essen?"

„O ja, was gut schmeckt, das esse ich gern. Hast Du denn so Etwas?"

„Ei freilich, mein Aennchen, o das wird schmecken!"

„Da vergiß es aber nicht."

„Bei Leibe! Bei Leibe! Sollst's sehen, mein Engelchen."

Der alte, kinderfreundliche Bauer hielt Wort. Und was brachte er den nächsten Tag dem Aennchen mit? Eine große, große Leberwurst. Aennchen bedankte sich ganz artig, machte auch ein Knixchen dazu und eilte mit ihrer Wurst zur Thür hinein, zur Mutter.

Nicht weit von Glaswald's Wohnung stand das Dorfkirchlein, umgeben von einem freundlichen Kirchhofe. Dorthin ging die Mutter zuweilen mit ihrer Anna spazieren. Anna hatte den stillen Ort liebgewonnen, weil so viel schöne Blumen auf den Hügeln blühten.

Eines Tages wurde eine arme Mutter daselbst begraben, welche drei Kinder hinterließ. Madame Glaswald war mit ihrem Töchterchen zufällig auf dem Kirchhofe und sah sich deshalb das Begräbniß mit an.

Etwa den dritten Tag darauf ging Anna einmal allein auf den Kirchhof, wie sie das schon wiederholt gethan hatte, um sich die Blumen zu besehen. Da gewahrte sie, daß an dem frischen Grabe der verstorbenen Mutter zwei der hinterlassenen Kinder standen, weinten und dabei einen Rosenstock auf den Hügel pflanzten.

Sie trat langsam hinzu und sagte: „Warum pflanzt Ihr denn einen Rosenstock auf das Grab, Kinder?"

Diese wußten nicht, daß Anna bei dem Begräbniß zugegen gewesen war und das Aelteste antwortete: „Ach sieh', liebe Kleine, uns ist unsere gute Mutter gestorben und vor drei Tagen haben wir sie hier begraben."

„Es war wohl auch eine so gute Mama, wie meine?"

„Ach ja, gewiß. Sie war so ganz lieb und gut. Und wir hatten keinen Menschen so lieb, als sie. Nun liegt sie so tief da unten und kann's nicht mehr hören und sehen, daß wir sie so lieb haben und ihr gerne danken möchten."

„Ach und darum wollt Ihr ihr wohl noch dieß Rosenstöckchen da schenken?"

„Ja wohl. Und alle Jahre, wenn es blüht, wollen wir uns jedes ein Röslein abpflücken und in unsere Bibel legen."

Anna hörte dieß ruhig mit an und ging bald darauf fort. Unterwegs aber blieb sie mehrmals stehen, wie wenn sie sich Etwas überlege. Sie ging auch nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0078-7

Unschuld.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0079-7
DFG

zu ihrer Mutter, sondern schnurstracks zu ihrem Vater. Dieser saß in seiner Stube, am Schreibepulte.

„Was willst Du, Aennchen?"

„Papa, bist Du allein?"

„Wie Du siehst, mein Kind, es ist kein Mensch weiter hier."

„Aber auch ganz allein?"

„Ganz allein. Aber was willst Du denn?"

„Papa, bitte, neige 'mal Deinen Kopf ein Bischen herunter, ich will Dir Etwas leise sagen."

„Warum nicht laut, Aennchen? Es hört's ja Niemand."

„Nein, bitte schön, Papachen, leise, leise."

„Nun, ich bin doch begierig, mein Kind," sagte der Vater, indem er den Kopf abwärts neigte.

„Lieber Papa, schenke mir einen Thaler!"

„Einen Thaler, Aennchen? Einen Thaler?"

„Ach ja, Papa, es braucht aber kein schöner zu sein. Weißt Du, wenn Du so einen alten hast."

„Aber, liebes Kind, was willst Du mit dem Thaler machen?"

„Was kaufen, lieber Papa."

„Etwas für einen Thaler? Was wäre denn das?"

„Ja, Papa, das darf ich Dir nicht sagen, Du sagst's sonst wieder."

„Aber Kind, wenn Du mir das nicht sagst, kann ich Dir auch den Thaler nicht geben."

„Nun, da will ich Dir es sagen, lieber Papa. Aber nicht wahr, Du sagst nichts?"

„Wem soll ich denn nichts sagen?"

„Der Mama."

„Und warum denn nicht?"

„Ja, siehst Du, lieber Papa, ich will der Mama heimlich ein recht schönes Rosenstöcklein kaufen."

„Ein Rosenstöcklein?" lachte der Vater hoch auf, „aber dazu brauchst Du doch keinen Thaler? Da reicht ein Zweigroschenstück aus."

„Ja, aber dafür werde ich wohl kein recht schönes bekommen. Und ein sehr schönes muß es gerade sein."

„Nun, hier hast Du fünf Groschen, wenn Du denkst. Aber dafür bekommst Du sicher ein wunderhübsches."

Anna glaubte dieser Versicherung, nahm das Geldstück, dankte freundlich und mit einem Handkusse und hüpfte zur Thür hinaus. Das Geld knüpfte sie in den Zipfel ihres Taschentuches.

Draußen traf sie die Kinderfrau, ihre ehemalige Amme. „Beate," rief Aennchen, „bitte, gehe 'mal mit mir zum Gärtner und hilf mir ein Rosenstöckchen kaufen."

Beate wollte zwar jetzt nicht viel Zeit dazu haben, aber es half nichts, Anna faßte sie am Schürzenbande und ließ nicht eher los, bis sie mitging.

Um Glaswald's Sommerwohnung herum zog sich ein kleines Gärtchen, mit allerlei Bepflanzung. Auch für Anna war ein Beetchen darin, das sie in ihrer Weise bestellte. Sie pflanzte oft die allergewöhnlichsten Pflanzen, wie Gänseblümchen, Katzenpfötchen u. s. w. darein und säete oft in einer Woche zehnerlei Samen darauf.

In dieses Beet pflanzte Anna, mit Hilfe der Kinderfrau, das gekaufte Rosenstöckchen. Letztere durfte indeß weiter nichts dabei thun, als das Loch machen und das Rosenstöckchen hinein halten. Erde deckte Anna selbst darauf, drückte sie mit ihren kleinen Händen fest, steckte ein Stäbchen neben ein und band die längeren Zweige mit rothseidenen Bändchen daran.

Jeden Tag nun war es des Morgens ihr erstes Geschäft, nachzusehen, ob die Knospen bald aufbrechen würden. Es lag ihr nämlich auch sehr viel daran, daß die Rosen eine schöne hochrothe Färbung hätten, gerade so, wie die auf dem Grabe jener Mutter.

Seitdem das Rosenstöckchen im Garten stand, war ihre Puppe in's Hintertreffen gekommen. Anna liebte und pflegte jenes weit mehr als diese. Jedes welke Blatt „pfläumelte" sie ab. Jede dürre Spitze schnitt sie behutsam mit einem kleinen Messer herunter. Alle Tage lockerte sie die Erde ringsum auf und streute Kaffeesatz darauf, weil sie gehört hatte, daß darnach manche Blumen recht gut gedihen. Früh und abends kam sie mit ihrer kleinen Gießkanne und benetzte es. Einmal schien der Abend etwas kühl werden zu wollen. Was that sie? Sie holte drei ihrer größten Puppenbetten und deckte den Rosenstock zu. „So," sagte sie dabei, „will dich recht hübsch „einhuscheln", daß du mir ja nicht etwa frierst."

Die Mutter hatte Anna's Thun und Treiben schon manchmal vom Fenster aus zugesehen. Die überaus große Zärtlichkeit mit dem Rosenbäumchen kam ihr anfangs räthselhaft vor. Schließlich jedoch erklärte sie sich dieselbe damit, daß Aennchen die Rosen ganz besonders lieben müsse. Einmal indeß kam es ihr vor, als ob Aennchen vor den Rosen stünde und Thränen im Auge hätte. Wenigstens zog diese mehrmals ihr Taschentuch aus dem Schürzentäschchen hervor und wischte sich verstohlen die Augen. Was das zu bedeuten habe, wußte die Mutter freilich nicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0082-9

Eines Tages kniete Anna auch an ihrem Blumenbeete und blies den Staub von den saftigen Rosenstockblättern. Da trat die Mutter hinter ihr heran, klopfte sie leise auf die Schulter, um sie nicht zu erschrecken und sagte: „Aennchen, was machst Du denn hier?"

Anna wurde roth und wußte vor Verlegenheit gar nicht gleich, was sie sagen sollte. Endlich erwiderte sie: „Ich wollte da den Staub ein Wenig abblasen."

„Aber sage mir nur, mein liebes Kind, warum Du gerade mit diesem Rosenstöckchen gar so zärtlich bist? Hast doch dort noch andere Blumen, um die Du Dich nicht halb so sehr kümmerst?"

Anna wurde noch verlegener und noch röther im Gesicht. „Ach, liebe Mama," stotterte sie endlich, „bitte, frage mich nicht darnach."

„Warum denn nicht, Aennchen?"

„Sieh, wenn ich Dirs sagen muß, verdirbst Du mir eine große Freude."

„Das will ich nun gerade nicht," erwiderte die Mutter, die nun erst gewissermaßen neugierig wurde. „Aber sieh, liebes Aennchen, mir, Deiner Mama, könntest Du es doch anvertrauen, was Du mit dem Stocke hier vorhast. Ich werde gewiß verschwiegen sein."

Anna sah die Mutter eine Weile stumm an, nicht als ob sie der Mutter nicht glaube, sondern weil sie im Zweifel war, was sie thun solle.

„Nun, Aennchen, was siehst Du mich denn so sonderbar an? Willst Du mirs wirklich nicht sagen?"

„Ja, Mamachen, Etwas will ich Dir sagen. Aber nicht Alles."

„Nun?"

„Siehst Du, ich will — ob ichs denn sage? — ich will — ja, das kann ich Dir schon sagen: Ich will das Rosenstöckchen — verschenken."

„Ach so," fiel die Mutter schnell ein, „hab' mirs doch schon gedacht. Nun, das ist ein recht schönes Geschenk."

„Nicht wahr, liebe Mama, das Stöckchen ist wie gemalt? Ich sagte es aber auch gleich dem Gärtner, er solle mir ja das beste geben, was er hätte."

„Und es ist auch wirklich ein reizendes Stöckchen!"

„Nicht wahr, liebe Mama? Ei, das freut mich, daß es Dir so gefällt."

„Und wer es bekommt, dem wird es sicher sehr gefallen."

„Ei! ei!" jauchzte Aennchen, „wie freue ich mich!"

„Ich möchte aber doch noch wissen, Aennchen, zu welchem Zwecke Du das Stöckchen verschenken willst?"

„Das kann ich Dir noch sagen, liebe Mama. Aber weiter nichts. Siehst Du, wer einmal später die schönen Rosen davon abbrechen wird, der wird an Dich denken und auch an mich."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0083-5

„Das ist aber sonderbar, Aennchen, was Du da sagst. Man denkt doch bei solchen Geschenken blos an die Person, die es gegeben hat."

„Ja, wie ich es aber machen will, da wird es anders."

„Ich kann mir das nicht denken, mein Kind. Es müßte denn sein, daß man einen Blumenstock auf ein Grab gepflanzt hätte." —

„Ach, Mama!" unterbrach sie hier Anna und erschrak, daß die Wangen erblaßten. Die Mutter ahnte nichts weiter, als einen Schreck vor dem Grabe und fuhr fort:

„Da denkt man allerdings, wenn man eine Blume davon bricht, an den, der darin liegt und auch an die, die aus Liebe die Blumen gepflanzt haben."

„Ach, Mama," seufzte Anna traurig auf, „nun ists heraus!"

„Was denn?"

„Ach, das ist recht schade!"

„Aber ich habe doch gar nichts errathen?"

„Ach, Mama, freilich! Nun ists mit meiner Freude vorbei!"

„Wie so denn, Kindchen? Weine nur nicht!"

„Ja, Du hasts aber schon errathen!"

„Aber was soll ich denn nur errathen haben, Herzenskind?"

„Nun das, daß ich das Rosenstöckchen für Dich großziehen und es Dir schenken wollte."

„Ah! also mir wolltest Du es schenken?"

„Freilich, meine Herzensmama. Weil Du so lieb und gut bist und weil ich Dich auch so ganz sehr lieb habe."

Bei diesen Worten streckte Anna ihre kleinen Händchen empor, die Mutter beugte sich abwärts und das gute Kind lag am treuen Mutterherzen. Ein langer, langer Kuß sollte der Mutter jetzt gleichsam sagen, was ihr das Rosenstöckchen erst später verkünden sollte.

„Lieber, kleiner Engel!" versetzte die Mutter darauf tröstend, „das thut mir recht leid, daß ich Dir Deine Freude so verdorben habe."

„Mir auch, liebe Mama. Und ich weiß nun auch gar nichts anderes, das ist so schlimm."

„Du wolltest mir wohl das Rosenstöckchen zu meinem Geburtstage schenken?"

„Nein, Mama, erst später."

„Ach so! Wohl gar zum heiligen Christe, weil da die Blumen etwas Rares sind?"

„Nein, auch nicht, Mama. Noch viel später."

„Oder zum Frühlinge, gleichsam als den ersten Blumenstrauß?"

„Auch nicht, Mama, noch viel, viel später."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0084-1

„Auch nicht? — Nun wenn denn dann, liebes Kind?"

Das unschuldige Kind sah jetzt der guten Mutter ganz treuherzig und liebeselig in die Augen hinein, die seinigen aber wurden dabei immer heller und glänzender. Es traten ein Paar Thränen still hinein. Dann aber faßte es die gute Mama an der Hand und sagte: „Sieh, meine gute Mama, ich war neulich auf dem Kirchhofe. Und dort sah ich, wie zwei Kinder ein Rosenstöckchen auf das Grab ihrer Mutter pflanzten. Nun wollte ich Dir eben auch, wenn Du einmal gestorben bist, dieses Rosenstöcklein auf Dein Grab pflanzen, weil ich Dich so lieb habe!"

Die Mutter schrak bei diesen Worten in sich zusammen. Ihre Wangen überlief ein blasser Hauch. Es war ihr, als ob der Tod schon seine kalte Hand nach ihr ausstreckte. Sie sah ihren kleinen Engel, ihr Kind, lange und schweigend an. Was sollte sie thun? — Sollte sie ihr Töchterchen jetzt belehren? — Nein!

Nach einigen Augenblicken kehrte das Blut wieder in die Wangen zurück. Sie begriff ihr Kind. Sie erkannte seine Liebe.

„Du hasts gut gemeint, mein Kind!" sagte sie endlich wehmüthig. Mit diesen Worten zog sie das kleine, verwunderte Aennchen an sich und drückte es mit aller Zärtlichkeit an ihr warmes Mutterherz und dabei perlte eine große, heiße Thräne aus ihrem Auge auf die Stirn der Kleinen.

Diese Thräne, sie galt des Kindes — Unschuld!

Das Kaninchen.

Im grünen Gärtchen saß Christinchen
Und fütterte ihr weiß' Kaninchen.
Sie brach ihm Zuckerschoten los
Und streute sie in ihren Schooß.

Da thuts ein Sätzchen,
Das kleine Mätzchen,
Macht drauf ein Männchen,
Steif, wie ein Tännchen.
Mit seinen Vorderpfötchen
Hält es die süßen Schötchen,

Und knappert
Und schnappert,
Und leppert
Und schleppert

So flink und zierlich,
Das sieht possirlich.

Wie freut sich da Christinchen
Just über ihr Kaninchen.
Sie darfs mit ihren Händen streicheln.
Wie funkeln da die rothen Aeugeln!
Sie drückt es liebend an ihr Herz.
Wie legts die Ohren hinterwärts!
Sie küßt es mit den zarten Lippen.
Fast ists, als wollt' es wieder nippen!
Es schmiegt sich an Christinchens Brust
Und schläft dort endlich ein vor Lust.

Wers mit den Thieren gut stets meint,
Den lieben sie als ihren Freund.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0085-6
DFG

Adams erste Thräne.

Es war ein heißer, sehr heißer Tag. Das Sonnenfeuer strömte mit solcher Macht hernieder, als ob Alles, was unter ihr lebe, verschmachten solle. Die Blumen hingen ihre Köpfchen. Sie wollten die drückenden Mittagsstunden verschlafen. Das Wild und anderes Gethier lag im Schatten des Waldes. Die Vögel saßen unter dem schützenden Laubdache des Gebüsches. Selbst die munteren Wiesenbächlein schienen zu eilen, um bald ins kühlere Thal, unter das dichte Erlengezweig zu gelangen.

Nur Einer — nur Einer mußte mitten im Sonnenbrande stehen. Er konnte, er durfte keinen Schutz suchen. Ob auch der steinige Boden unter seinen Füßen wie Feuer glühte, ob seine Hände versengten, ob ihm der Schweiß in Strömen aus der braunen Stirn hervorquoll: er mußte fortarbeiten, fortgraben, vom Sonnenaufgang bis zu ihrem Rüstgange.

Warum denn dieß?

Sieh, der Arme hat Weib und Kinder. Dort, wo der Bach um die Felsenecke biegt, steht eine Hütte. Sie ist aus rohen Stämmen erbaut und mit Baumrinde und Moos bedeckt. Darin sitzt sein Weib, wiegt auf ihrem Schooße ihr jüngstes Kind und wehrt ihm die durstigen Mücken. Die anderen Kinder spielen im nahen Laubholz und die zwei ältesten Knaben weiden drüben auf dem magern Hügel, unweit dem Vater, eine Heerde Lämmer. Weib und Kinder bedürfen Brod. Aber das Ackerland ist unfruchtbar. Mit jedem Stich stößt der Spaten auf einen Stein. Wo ein Saatkörnlein über die dürre Erde herauskeimt, schießen Dornen und Disteln darüber empor. Der Arme! Aber er darf der sauren Arbeit nicht müde werden. Er muß graben, sonst müssen Weib und Kind verhungern.

Wer ist der Arme?

Solltest Du es noch nicht selbst errathen haben, lieber Leser? — Es ist — Adam — Adam ists, der erste Mensch.

Wohl schwitzt und schmachtet er, wohl seufzt er, aber er murret nicht. Es ist, als lese man in seinen Zügen: „Herr, deinem Knecht ist recht geschehen!“

Er hat jetzt eben einen gewaltigen Dornstrauch ausgerottet. Er richtet sich auf, um ein Wenig zu ruhen. Er trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Da tritt sein Söhnlein, der Abel, zu ihm heran und spricht: „Wie Dich die Sonne verbrennt, mein Vater! Und sieh, an jedem Haar hängt ein großer Wassertropfen.“

„Das ist der Regen, mein Sohn, mit dem ich meinen Acker befruchten muß."

„Und siehst Du nicht, mein Vater, Deine Hand blutet?"

„Das ist der Dornen Rache, mein Sohn."

„Bist Du nicht müde, mein Vater?"

„O sehr! mein Sohn! Der Tag ist lang, die Arbeit schwer!"

„So wirf doch den Spaten von Dir, mein Vater."

„Ich darf nicht, mein Sohn."

„Warum nicht, mein Vater?"

„Sieh, mein Sohn, der Acker, auf den mich der Schöpfer gestellt hat, ist steinigt und dürr. Und doch muß ich ihn zwingen, Frucht zu tragen, damit wir unser täglich Brod haben. Deshalb eben darf ich keinen Augenblick säumen."

„Aber, mein Vater, ist denn das Stückchen Land, das hier zwischen den Bergen und dem Himmel liegt, die ganze Welt?"

„Das nicht, mein Sohn. Unser Acker ist nur ein winziges Pünktchen von ihr."

„Und sollte es denn da in dieser großen, weiten Welt nicht ein schöneres Plätzchen für uns geben, als diesen dürren Acker hier?"

„Für mich nicht, mein Sohn."

„O, mein Vater, da thut mir es leid um Dich! — Aber — aber — jetzt fällt mir Etwas ein."

„Was springst Du so freudig auf, mein Sohn?"

„Ja, ja, das will ich thun. Ich will meinen Bruder Kain mitnehmen. Wir wollen dort den hohen Berg erklimmen und auf der andern Seite hinunter steigen und wollen suchen und immer weiter fortgehen, und uns in der Welt umsehen, ob wir nicht ein schöneres Land finden, wo keine Dornen und Disteln wachsen und wo Du es dann besser hast."

„Mein lieber Sohn! Das ist zu spät."

Adam hatte diese Worte anders gemeint, als sie Abel verstand.

„O nein, o nein, mein Vater, es ist noch nicht zu spät. Die Sonne steht noch hoch und wir haben muntre Füße!"

Mit diesen Worten eilte Abel fort, seinem Bruder zu. Und bald sah man in der Ferne, wie sie beide mühsam einen steilen Berg erkletterten, einen Augenblick auf seiner Spitze standen und dann verschwanden.

Die Sonne sank und es dunkelte. Adam und Eva saßen vor ihrer Hütte. Hinter ihm, an der Wand, lehnte der Spaten. Vor der Mutter tändelten die jüngeren Kinder mit Moos und Flechten. „Wo nur heute der Kain und der Abel bleiben?" hub die Eva an. Eben wollte Adam darauf antworten, als die Brüder

um eine Felsenecke bogen. Sie kamen langsamen Schrittes daher. Abel sah trübselig vor sich hin und selbst Kain schien traurig zu sein.

„Wo kommt Ihr her, meine Söhne?" redete sie Adam an.

„Wir sind hinter den Bergen gewesen, wie ich Dir gesagt habe, mein Vater," antwortete Abel kleinlaut.

„Nun, und hast Du nicht gefunden, mein Sohn, was Du suchtest?"

„O, wir haben mehr gefunden, mein Vater, mehr, viel mehr, als wir hofften."

„Und doch bist Du so traurig?"

„Ach ja, mein Vater, ich bin recht traurig. Wir waren so nahe daran, Dich und uns Alle glücklich zu machen, aber — ach! ich kann es Dir nicht erzählen. Das Herz thut mir zu weh!"

„Rede, mein Sohn, was sahet Ihr? Was fandet Ihr?"

Auch die Eva bat, indem sie den Abel liebreich bei der Hand erfaßte, er solle reden und nichts verschweigen, es sei, was es wolle."

Da begann Abel: „Mein Vater! Meine Mutter! Wir zogen dort über jenen Berg. Wir glaubten, dahinter könne vielleicht ein Land liegen, das fruchtbar sei und nicht mit Schweiß benetzt werden müsse. Wir meinten, es könnten doch in der großen Welt nicht überall Dornen und Disteln wachsen, sondern es müsse auch ein Plätzchen geben, wo Blumen blühten. Hätten wir das gefunden, dann wollten wir heimkehren, Vater und Mutter an der Hand nehmen und sagen: Folgt uns, wir haben eine bessere Heimath gefunden. Und das dachten wir uns so schön!

Wir standen auf des Berges Spitze und siehe, unter uns lag ein wunderbares Gefilde ausgebreitet, weit, weit hin. Wir jauchzten hoch auf vor Freude und eilten hinab. Je näher wir kamen, desto freundlicher erschien uns das Bild. Bald gewahrten wir, daß es ein großer, prächtiger Garten sei, voll herrlicher Fruchtbäume jeglicher Art. Einige leuchteten in üppiger Blüthenpracht; andere winkten mit goldenen Früchten. Zwischen duftigem Gebüsch lagen bunte Wiesen mit frischen Quellen und lustigen Bächlein. Unter schattigen Laubgängen hüpften muntere Rehe und weideten sammtene Lämmer. Schmucke Vögel nisteten in dem niederen Gezweig und aus den üppigen Blattdächern der Palmen ertönten tausend fromm-lustige Lieder.

So lag der Garten vor uns, wie ein lebendiger Himmel. Hier, sagten wir zu einander, wollen wir unsern Vater herführen. Hier wollen wir wohnen. Hier ist gut sein!

Wir traten näher. Plötzlich aber standen wir vor einer wunderbaren Mauer, welche den Garten umgab. Wir streiften an ihr hin, einen Eingang zu finden. Wir fanden ihn. Es war ein riesiges Thor. Wir wollten eintreten. Da aber stellte sich uns ein Engel entgegen, der trug ein feuriges Schwert in seiner Rechten und wehrte uns den Eingang. Wir baten ihn freundlich. Er aber winkte stumm.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0088-3

Wir flehten. Er winkte stumm. Wir fragten ihn, ob wir nicht unsern Vater bringen und hier wohnen dürften. Er blieb stumm, winkte und schloß nicht auf. Wir erzählten ihm, wie unser Vater auf dem dürren Acker bald verschmachten müsse, wie Dornen und Disteln ihm die Hände zerrissen, wie er hier dagegen ein glückliches, müheloses Leben führen könne. Der Engel blieb stumm und schloß nicht auf. Wir knieten endlich nieder und flehten mit Thränen, die Pforte zu öffnen. Er blieb stumm, winkte kalt und schloß nicht auf.

Was blieb uns übrig? Wir mußten umkehren und Du — mein Vater — mußt graben!"

Mit diesen letzten Worten fiel Abel seinem Vater um den Hals und weinte bitterlich.

Adam aber drückte seine beiden Söhne tief bewegt an seine Brust und sprach: „Ich danke Euch, meine lieben Söhne, für Euren treuen, kindlichen Sinn! — Mein Loos ist nicht mehr zu ändern. Verloren ist verloren! Ich muß graben! — Denn im Schweiße meines Angesichts soll ich mein Brod essen, bis daß ich wieder zu Erde werde, davon ich genommen bin! Wißt, der Garten, den Ihr fandet, war mein verlorenes Paradies!"

Bei diesen letzten Worten verhüllte Adam mit beiden Händen sein Gesicht. Aber Etwas konnte er nicht verbergen: Aus seinen Augen rollten ein Paar schwere Thränen!

Was Oswin seinem Großpapa erzählt.

Oswin, Oswin, ich habe Etwas!" So rief der Großpapa, in seinem Ruhestuhle sitzend, seinem kleinen fünfjährigen Enkel zu.

„Was denn, was denn, Großpapa?" erwiderte dieser schnell und eilte jenem zu.

„In dieser Düte da habe ich Etwas. Habs aus der Stadt mitgebracht."

„O, weiß schon, was es sein wird. Gewiß eine Zuckerdüte."

„Getroffen, Oswin. Aber solltest nur wissen, was Alles darin ist."

„Bitte, bitte, Großpapa! Nur ein Stückchen daraus! Ein ganz kleines! Ja?"

Mit diesen Worten kletterte Oswin auf des Großpapas Kniee, streichelte ihm die Backen und wollte ihm in die Taschen greifen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0089-2

„Nein, nein, Du kleiner Spitzbube, das geht nicht so schnell. Bekommen sollst Du Etwas. Aber Du mußt Dir es erst verdienen."

„Was soll ich denn machen, Großpapa?"

„Gar nicht viel. Sollst mir blos eine kleine Geschichte erzählen."

„Welche denn, Großpapa?"

„Welche Du willst. Und dafür sollst Du dann ein Zuckeräffchen, ein Chocoladenschweinchen und ein Marzipankätzchen bekommen."

„Ei gut! Ei gut! Da will ich Dir auch gleich die vom Kätzel erzählen."

„Ganz recht, Oswin."

Oswin hüpfte jetzt wieder von den Knieen herunter, stellte sich vor den Großpapa hin, räusperte sich ein Wenig und begann:

„Es war einmal ein Kätzel. Das Kätzel hatte schwarze Ohren und ein schwarzes Schwänzel. Am Bauch thats weiß sehen. Das Kätzel wollte gern ein klein's Mäusel haschen. Und wie das Kätzel in die Kammer kam, da war ein klein's Mäusel. Das that am Brode knappern. Hopps, that das Kätzel einen Satz und wollte das Mäusel haschen. Aber das Mäusel war fix weg und husch, da war es in sein Loch hinein. Nu wollte das Kätzel gern zu dem Mauseloch hinein. Aber das ging gar nicht, denn das Löchel war ganz und gar klein. Da dachte das Kätzel, das Mäusel wird schon wiederkomm'. Und da setzte sich das Kätzel vor das Loch. Aber das Mäusel kam nicht wieder. Wie nu aber das Kätzel bald den ganzen Tag gesessen hatte, da wurde ihm die Zeit lang. Und da dachts drüber nach, wie es das Mäusel doch kriegen könnte. Und jetzt ist dem Kätzel was eingefallen. Da ist das Kätzel fortgesprungen und hat ein paar Stückchen Speck geholt. Und jetzt hat das Kätzel zu dem Mäusel gesagt: „Mäusel, Mäusel, komm doch raus, ich thu' dir nichts." Aber das Mäusel hat gesagt: „Nein, nein, Kätzel, ich komme schon lange nicht naus." — Da hat das Kätzel ein Stückchen Speck in das Mauseloch geworfen. Und gleich hats das Mäusel gefressen. Und das hat ihm ganz gut geschmeckt. Da hat das Kätzel wieder gesagt: „Siehst du, Mäusel, wie gut ich bin! Komm' doch raus." Aber das Mäusel hat gesagt: „Nein, ich komm' nicht."

Jetzt hat das Kätzel noch ein Stückchen Speck in's Loch fallen lassen und's Mäusel ist immer noch nicht rausgekommen. Aber es hat gedacht: „Kätzel kann doch nicht böse sein auf dich! — Nu aber hat das Kätzel wieder ein Stückchen Speck genommen und hat's ganz nahe ans Loch hingelegt und hat gesagt: „Hol' dirs, Mäusel!" — Und das Mäusel ist nu schon gar nicht mehr ängstlich gewesen. Es hat sein Näschen ein Wenig heraus gesteckt und hat den Speck genommen. „Siehst du, Mäusel," hat da das Kätzel gesagt, „jetzt hätte ich dich fressen können, wenn ich gewollt hätte. Aber ich thu' dir nichts, weil ich

Was Oswin seinem Grosvater erzählt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0091-4

dir so gut bin." — Da hat das Mäusel gedacht: „Ach ja, das Kätzel ist ein gutes Thierchen, weils mir so viel Speck gegeben hat." — Aber nu, Großvater, nu paß' auf. — Jetzt hat das Kätzel das letzte Stückchen Speck genommen und hat es hingelegt. Aber weit vom Mauseloche weg. Und nun hat's ganz freundlich gesagt: „Hier, Mäusel, hast noch das allerschönste Stück. Komm' raus und hol' dirs!"

Und da is das dumme Mäusel auch gekommen. Aber wie's hat woll'n den Speck anschnobbern, — pardautz hat das Kätzel einen Satz gethan, hat dem Mäusel das Genick eingebissen und hats gefressen. Und nu, Großpappa, ist die Geschichte aus. Nicht wahr, nu giebst Du mir das aus der Düte?"

„Ei wohl, mein Goldsöhnchen, hier hast Du die drei Stückchen. Da hast Du auch noch einen Knallbonbon zu, weil Du so hübsch erzählt hast."

„O danke schön! danke schön! guter Großpapa!"

„Möchtest wohl lieber die ganze Düte haben, Oswin. Nicht wahr?"

Oswin gab keine Antwort, sah aber den Großpapa lächelnd an und in diesem schelmischen Blicke konnte dieser nur zu deutlich die Antwort lesen. „Weißt Du was, Oswin, wenn Du mir noch eine Geschichte erzählst, sollst Du die ganze Düte bekommen."

„O ganz gern, Großpapa! Weißt Du, ich will Dir die von dem Engelchen erzählen."

„Die hast Du mir zwar schon zehnmal erzählt, aber ich höre sie immer noch einmal an. Also los!"

Oswin nahm wieder Stellung und erzählte:

„Es waren einmal zwei Kinder, ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen. Die Kinder hatten sich im Walde verlaufen. Da wurde es finster und sie waren auch sehr, sehr hungrig. Da fing das kleine Mädchen an zu weinen. Und wie der kleine Junge seine Schwester weinen sah, da weinte er auch mit. Da kam ein kleines, graues Männel zu den Kindern. Das Männel sagte: „Kommt mit in mein Häusel. Da hab' ich gutes Essen und auch ein warmes Bettel für Euch." Wie sie nu aber in das Häusel kamen, hat das graue Männel gesagt: „wenn Ihr aber bei mir essen und trinken wollt, da müßt Ihr mir erst einen Gefallen thun." — „Nu was denn?" — „Ja, ich hab' einen jungen Hund hier, dem müßt Ihr die Ohren abschneiden. Dann sieht er schöner aus." — „Nein," hat da der kleine Junge gesagt, „das thun wir nicht." — „Nu, warum denn nicht?" — „Weil das eine derbe Sünde wäre!" — Und da ist das graue Männel ganz wilde geworden und hat die beiden Kinder zum Loche hinaus gesteckt und hat gesagt: „Da mögt Ihr meinetwegen verhungern, Ihr Rattenzeug!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0093-5

Nu sind die Kinder wieder in den Wald gegangen. Und wie sie nu ganz müde waren, da sind sie hingekniet und hab'n ihre Hände aufgehoben und hab'n recht schön gebetet. Und dann sind sie eingeschlafen. Wie sie aber schliefen, das hat den lieben Gott gedauert und da hat der liebe Gott einen kleinen Engel herunter geschickt. Der hat die beiden Kinder mit weichem Moose und mit wunderschönen Blumen zugedeckt. Und dann hat er sich neben die Kinder hingesetzt und hat die ganze Nacht bei ihnen gewacht. Und hat auch den Kindern ganz schöne Mährchen vorerzählt. Und die Kinder haben immer gedacht, es träumt ihnen so was Wünderschönes.

Wie dann die beiden Kinder früh sein aufgewacht, da hat sie der Engel bei der Hand genommen und hat sie aus dem Walde heraus geführt. Und wie nu die Kinder den rechten Weg wieder gehabt haben, und wie sie ihr Haus wieder gesehen haben, wo ihr Vater und ihre Mutter drin wohnten, da ist auf einmal der Engel verschwunden gewesen.

Na nu, Großpapa, jetzt krieg' ich wohl die ganze Zuckerdüte?"

„Ja wohl, mein Goldsöhnchen. Hier nimm sie hin und laß Dirs gut schmecken."

„Großpapa, bück' Dich mal ein Bischen herunter."

„Wozu denn?"

„Bitte, bück' Dich nur."

Der Großpapa bückte sich. Augenblicklich nahm ihn Oswin beim Kopfe, gab ihm einen tüchtigen Kuß und sagte: „Danke, danke, danke schön, lieber Großpapa! Wenns Du wieder einmal eine Zuckerdüte hast, o, ich weiß noch viel Geschichten!"

Vater Baldrian.

Ich bin der alte Baldrian
Und will Euch was erzählen.
Kommt, Kinder, all' zu mir heran,
Nicht Eines darf mir fehlen.

Schaut an mein weißgebleichtes Haar
Und mein Gesicht voll Falten;
Die Zähne fehlen ganz und gar,
Mein Fuß will nicht mehr halten.

Das Auge hier ist grau umzäunt,
Die dürre Hand erzittert.
Das Rückgrat krümmt sich, wie es scheint,
Und jeder Schritt erschüttert.

Da seht Ihr freilich hübscher aus
Mit Euren rothen Wangen,
Aus blonden Locken, frisch und kraus,
Die muntern Augen prangen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0094-1

Die runden Finger, zart und weich,
Der Fuß geschickt zu Tänzen,
Die Zähne, Perlenschnuren gleich,
Durch Eure Lippen glänzen.

Doch Kinder, hört mich weiter an,
Ich war einst auch so lieblich;
Hieß gar der „schöne Baldrian,"
Das war bekannt und üblich.

Drum wähnet nicht, als bliebet Ihr
Stets blühende Gestalten,
Nein, glaubt, es geht Euch grad wie mir,
Ihr werdet auch veralten.

Und weil Ihr alle denn gedenkt
Auch einmal alt zu werden,
Drum auch dem Alter Achtung schenkt,
In Worten und Geberden.

Bedenkt, wie wohl es Euch dann ist,
Wenn Euch kein Spötter störet,
Wenn Eure Mängel man vergißt
Und Euch nur liebt und ehret.

Wie ruhig geht Ihr dann die Bahn,
Hin nach des Grabes Pforte.
Denkt an den alten Baldrian,
Ja, denkt an seine Worte!

Der Siebenschläfer.

Bernhard, ein zehnjähriger Knabe, wurde von seinen Kameraden sehr oft der „Siebenschläfer" genannt. Warum das? — Weil es unter ihnen bekannt war, daß Bernhard gern lange schliefe und früh nie aus dem Bette zu bringen sei.

Sein Vater und seine Mutter hatten schon sowohl Güte, als auch Strenge angewendet, Bernhard besserte sich nicht. Man mußte ihn oft drei, vier Mal wecken. So oft man ihn rief, streckte und dehnte er sich im Bette und sagte mit verschlafener Stimme: „Ja, ja, ich komme gleich." Kam man in fünf Minuten darauf an sein Bette, so schlief er wieder hart und fest und schnarchte, daß man es auf dem Hofe hören konnte. So war er fast nie dabei, wenn seine Geschwister frühstückten und kam auch in der Regel zu spät in die Schule.

„Mit dem Bernhard muß es anders werden," sagte der Vater eines Tages zu der Mutter. „Das wäre doch schlimm, wenn wir den Jungen nicht kuriren könnten."

„Ja aber, was sollen wir nur noch mit ihm machen?" sagte die Mutter. „Du hast ihn ja nur neulich erst gezüchtigt, daß mir es in der Seele wehthat."

„Schlagen werde ich ihn nicht mehr, aber ich weiß eine andre Arznei. Stehe mir nur in allem bei."

„O, das will ich sehr gern, Vaterchen. Und wie wollte ich mich freuen, wenn Du ihm den Fehler abgewöhntest. Sonst ist der Bernhard doch ein guter Junge."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0095-6

„Nun so höre, Mutterchen: Heute ist Freitag. Morgen kommt die Großtante, wie sie geschrieben hat. Gewiß bringt sie den Kindern wieder Geschenke mit, wie sie es immer gethan. Jetzt, Mutterchen, gehe hinauf und hänge in unserm kleinen Gaststübchen oben die Fenster so dicht zu, daß es in dem Stübchen ganz finster wird. Dann wirst Du sehen, was weiter folgt."

Die Mutter that es und war selbst begierig, was der Vater vorhabe. Es wurde Abend und die Kinder gingen zu Bette. Nachdem sie ungefähr eine Stunde schliefen, sagte der Vater zur Mutter: „Nun komme. Jetzt liegt Bernhard im festesten Schlafe. Jetzt wollen wir ihn behutsam aus seinem Bette forttragen und in das Bette im Gaststübchen legen."

Gesagt, gethan. Bernhard streckte zwar seine Glieder ein Wenig, wachte aber nicht auf. „Jetzt aber noch Eins," sagte der Vater. „Von morgenfrüh an muß in unserm Hause jedes Geräusch vermieden werden. Niemand darf mit den Thüren klaffen, Niemand scharf auftreten, Niemand ein lautes Wort sprechen."

Der Morgen kam. Alle standen auf, nur Bernhard nicht. Man frühstückte. Bernhard fehlte. Aber Niemand weckte ihn. Der Vater theilte jetzt auch den andern Kindern mit, was er mit dem Bernhard vorhabe und wie sie sich heute zu verhalten hätten.

Es wurde Mittag. Bernhard kam nicht zum Vorschein. Nach Tische kam die Großtante und theilte unter die Kinder reichlich Geschenke aus. Auch Bernhard sollte seinen Theil erhalten. Als aber die Großtante hörte, daß er ein Siebenschläfer wäre, vertheilte sie seinen Antheil unter die andern.

Der Nachmittag kam heran. Bernhard kam nicht. Die Sonne begann zu sinken. Bernhard lag noch hart und fest. Wohl war er den Tag über mehrmals erwacht und hatte die Augen aufgeschlagen. Da er es aber stets um sich her noch stockfinster fand, schloß er die Augen aufs Neue, legte sich auf die andre Seite und schlief wieder ein, meinend, es sei noch lange nicht Tag.

Es wurde Abends zehn Uhr. Alle gingen zu Bette. Der Vater horchte noch an die Thür des Gaststübchens und — Bernhard schnarchte, als ob er ein Mühlrad in der Kehle hätte. Jetzt schlich er sich leise an die Fenster des Gaststübchens und nahm die Tücher weg, welche die Mutter vorgehangen hatte.

„Gieb Acht, Mutterchen," sagte der Vater, „die Sache wird gelingen."

Die Geschwister konnten fast die ganze Nacht nicht schlafen. Sie waren auf den nächsten Morgen, der nun der Sonntagsmorgen war, begierig. Er kam. Sie waren heute früher aus dem Bette, wie sonst, mußten sich aber schnell ankleiden und einstweilen hinaus ins Freie gehen, bis sie der Vater rufen würde.

Jetzt wurde auch Bernhard geweckt. Und — was sonst nie geschah — er kam auf den ersten Ruf. Er wunderte sich zwar, daß er im Gaststübchen geschlafen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0096-2

hatte, als ihm aber der Vater sagte: „Ich und die Mutter haben Dich im Schlafe dahin getragen," nahm er die Sache für einen Spaß, den sie mit ihm gemacht hätten.

„Bist aber ja heute einmal recht schnell aufgestanden, Bernhard," sagte der Vater.

„Ach," erwiderte Bernhard stolz, „ich hätte noch eher aufstehen können. Denn als ich das erste Mal aufwachte, war es noch stockmohrenpechfinster."

Bernhard wusch sich nun und nahm sein Frühstück zu sich. Darauf sah er nach der Uhr, nahm sein Bücherränzchen auf den Rücken und ging fort. — Der Vater ließ ihn gehen.

Als Bernhard ein Stück des Weges dahinging, begegnete ihm Nachbar's Bruno. „Guten Morgen, Siebenschläfer," sagte dieser. „Wo willst Du denn hin, Bernhard?"

„Warte, ich werde Dich gleich besiebenschläfern! Mit diesen Worten sprang Bernhard auf den Knaben los, um ihm „Eins" mit dem Lineale zu versetzen. Bruno aber riß aus und schrie: „Hahaha! Der will heute zum Sonntage in die Schule gehen! Hahaha!"

Bernhard achtete nicht weiter auf diese Rede, sondern ging seines Weges weiter. Daß ihm keine andern Schulkinder begegneten, fiel ihm nicht auf, weil er gewöhnlich der Letzte war.

Er gelangte an das Schulhaus und trat in seine Klasse ein. Jetzt aber erstaunte er nicht Wenig, als er das Zimmer ganz leer fand. „Bin ich denn etwa zu zeitig gekommen? Oder hat denn der Lehrer gestern gesagt, daß heute keine Schule sei? Oder bin ich etwa zu spät aufgestanden und die Schule ist schon wieder aus?" Das waren die Fragen, die er bei sich aufwarf, aber nicht beantworten konnte. Er wußte nicht, sollte er seinen Platz einnehmen oder wieder fortgehen. Endlich erlöste ihn des Lehrers Köchin. Sie hatte eine Verrichtung in der Schulstube und war nicht wenig verwundert, den Bernhard, das Bücherränzchen auf dem Rücken, hier zu finden.

„Was willst denn Du heute hier, Bernhard?"

„Nun, ist denn heute keine Schule?"

„I, Du närrischer Kerl, 's ist ja Sonntag heute."

„Sonntag? Dummes Zeug. Es ist ja erst Sonnabend?"

„Haha! Dir rappelt's wohl im Kopfe? Sonntag haben wir heute."

„I, bewahre. Gestern war ja Freitag."

„Aber Bernhard, Du bist ja ganz irre. Heute ist Sonntag. Die Kirche wird gleich angehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0097-8

Bernhard stand da und wußte nicht, ob er verrathen oder verkauft sei. Er wußte nicht, was er aus sich und aus der Köchin und aus dem heutigen Tage machen sollte. Um sich aber von dieser nicht noch mehr auslachen zu lassen, drehte er sich endlich um und ging fort. „Aber bin ich denn behext?" sagte er zu sich.

Wo wollte er hin? Er ging wieder nach Hause. Aber er dachte bei sich: „Du sagst zu Hause kein Wort von dem Allen. Du willst erst hören, ob man dir nichts sagt."

Er trat in die Stube. Hier aber ging das Staunen aufs Neue an. Seine Geschwister nämlich saßen um den Tisch herum und hatten eine Menge der wunderschönsten Spielsachen, auch Bilderbücher und Zuckerdüten vor sich.

„Wo habt Ihr die schönen Sachen her?" fragte er gleich.

„Die hat uns ja die Großtante mitgebracht."

„Die Großtante? Wenn ist sie denn dagewesen?"

„Nun gestern, Bernhard."

„Gestern? Ich habe sie ja nicht gesehen?"

„Aber, das ist sonderbar! Sie war ja den ganzen Nachmittag da?"

„Wo denn? Ich bin ja gestern Nachmittag auch dagewesen?"

„Hier, hier in der Stube. Wo sonst? Auf dem Stuhle da hat sie gesessen."

Bernhard wußte jetzt nicht mehr, was er sagen sollte. Er sah bald seine Geschwister, bald seinen Vater, bald seine Mutter an. Er griff sich an die Nase, an die Stirn, um sich zu überzeugen, ob er wirklich wache und nicht träume. Endlich aber traten ihm die Thränen in die Augen. Das rührte den Vater. Er nahm ihn bei der Hand und erzählte ihm, was mit ihm vorgegangen sei, und daß er den gestrigen Tag gänzlich verschlafen habe.

Da schämte sich Bernhard so sehr, daß er sein Gesicht in das Kleid seiner Mutter barg, und anfing, bitterlich zu weinen. Diese Scham und der Gedanke an jene Köchin und daran, daß das nun alle seine Kameraden erfahren könnten, ferner der Umstand, daß er um die Geschenke der Großtante gekommen war, wirkten in ihm so sehr, daß er endlich des Vaters Hand erfaßte und unter tausend Thränen sagte: „Lieber Vater, vergieb mir, daß ich immer so spät aufgestanden bin. Ich will mich bessern! Sollst es sehen, ich will von nun an, sobald ich gerufen werde, gleich aus dem Bette springen. Und bitte, erzähle es nur ja Niemandem, daß ich den gestrigen Tag verschlafen habe!"

Bernhard hielt Wort. Nie mehr ließ er sich zweimal rufen. Und bald nannten ihn auch seine Kameraden nicht mehr den „Siebenschläfer."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0098-3

Der Königsbrief.

In einer Residenz giebt es in der Regel sehr viel reiche Leute. Geht man durch die Straßen, so rollt überhandsweilen eine prächtige Carosse an Einem vorüber. Ein blitzender Wagen, vergoldetes Geschirr, hinten und vorn ein Diener und drin eine äußerst noble Herrschaft. Officiere in reichen Uniformen schreiten gravitätisch dahin. Dann steht man wieder einmal vor einem majestätischen Palaste. An der Thür ein großbärtiger Portier mit goldgesticktem Kragen; die Fenster aus einer einzigen, riesigen Glasscheibe und dahinter die schweren Falten der sammetnen Vorhänge; auf dem Altane kostbare Teppiche und in der Hausflur spiegelndes Marmorgetäfel. In den Wein- und Bierstuben trifft man lustige Zecher mit dicken Bäuchen und rothen Nasen. An den Fenstern der Geldwechsler stehen ganze Schüsseln voll Goldstücke. Wer nun nicht tiefer in eine solche Residenz hineingukt, kann leicht auf den Gedanken kommen: „In dieser Stadt muß es doch lauter reiche und glückliche Menschen geben.“

Aber, sieht man sich eben genauer um, betritt man die Hinterhäuser, Dachstuben und Souterrainwohnungen so mancher Gebäude, kommt man zu einer andern Ansicht. Ja, vorn heraus wohnt oft Reichthum und Glück, hinten, oben und unten aber sehr oft Jammer und Elend.

Ein solches Asyl der bittersten Armuth fand man auch in einer Residenz, die ich nicht nennen will, auf der Mandelgasse, Nr. 8, fünf Treppen. Dort wohnte ein armer Lampenwärter mit seiner Frau und sieben Kindern. Der älteste Knabe, Namens Richard, war dreizehn Jahre alt. Die wenigen Thaler, die des Vaters Lampendienst einbrachte, reichten kaum für Zins und Kohlen. Verdiente er nun auch den Tag über noch einige Groschen durch Steineklopfen, was war das unter so Viele!

Betrat man das kleine, enge Dachstübchen zur strengen Winterszeit, so bot es ein wahres Jammerthal. Sieben Kinder hieferten um den Ofen her, in dem nur sparsam einige Scheitchen Holz glimmten. Allen Kindern sah man den Hunger sofort in den blassen, herben Gesichtern an. Die größern zupften Seide, oder sortirten Lumpen. Die Mutter flickte vielleicht aus einem alten erbettelten Kleidungsstücke ein Paar Jäckchen für die Kleinen zusammen. Dabei aber mußte sie auch immer ihren Säugling und die andern Kleinsten im Auge behalten, daß sie nicht fielen, oder sich verbrannten u. s. w. Kein Wunder daher, daß kein Tag verging, an dem sie nicht ihr Stückchen trocknes Brod mit Thränen aß.

Aber die Noth sollte noch größer werden. Jetzt kehrte in dem niederen Dachstübchen auch noch Krankheit ein. Sechs der Kinder bekamen den Keuchhusten. Und nun kein Holz, kein Bett, kein Brod, kein Geld! Der armen Mutter vergingen oft die Gedanken vor Sorge und Herzeleid.

Niemand kannte ihren Jammer so sehr, als Richard, der ihn tagtäglich mit durchleben mußte. Er war ein wohlgesitteter Knabe und hatte ein weiches Gemüth. Weniger sein eigenes trübseliges Leben, als vielmehr der Kummer der guten Mutter ging ihm tief zu Herzen.

Eines Tages fiel es dieser auf, daß Richard gar nicht viel mehr sprach, sondern oft lange Zeit starr vor sich hinsah, wie wenn er über Etwas grübele. Es war auch so. Er sann hin und her, ob er denn gar kein Mittel ausfindig machen könne, wodurch ihnen einigermaßen geholfen werden könne.

Da plötzlich zuckte ein Gedanke durch seine Seele. Seine Augen blitzten hell auf und in die blassen Wangen trat ein mildes Morgenroth. „Ja, das will ich wagen," sagte er für sich. „Es werde daraus, was da wolle, ich versuche es."

Bald darauf legte er ein Stück Papier neben sich auf die Dielen und einen Bleistift. Hatte er ein Weilchen gezupft, so schrieb er einige Worte darauf und das setzte er etwa zwei Stunden fort. Jetzt las er das Ganze durch. „So wird's gut sein. Er wird mir's schon nicht übel nehmen. Er hat ja auch ein Herz." Mit diesen Worten brach er das Papier zusammen und steckte es in die Tasche.

Als es Abend wurde, nahm Richard seine Mutter bei der Hand und sagte: „Mutter, gieb mir einen Pfennig."

„Einen Pfennig, Richard? Wozu brauchst Du einen Pfennig?"

„Ich will mir Etwas kaufen, was uns sehr nützlich werden kann."

„Für einen Pfennig Werth? Lieber Sohn, das wird uns nicht viel helfen. Unser Elend ist zu groß."

„Eben darum, meine gute Mutter, bitte ich Dich um einen Pfennig."

„Aber, lieber Richard, ich verstehe Dich nicht. Was willst Du nur mit einem Pfennige anfangen?"

„Mutter, bitte, frage mich nicht weiter darnach. Daß ich ihn nicht vernasche, weißt Du. Wozu ich ihn aber verwende, will ich Dir in einigen Tagen mittheilen. Und vielleicht hilft uns durch ihn der liebe Gott."

„Ich habe zwar nur noch einen einzigen Pfennig in meinem Vermögen, aber hier hast Du ihn. Thue, was Du willst. Ich weiß wohl, daß der liebe Gott auch auf einen Pfennig seinen Segen legen kann, wenn er es für gut findet."

Richard nahm den Pfennig, dankte und eilte die finstern fünf Treppen hinunter, zum nächsten Kaufmann. Dort kaufte er sich einen Bogen Papier dafür. Doch ließ er ihn der Mutter und auch dem unterdeß heimgekehrten Vater nicht sehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0100-0
DFG

Als später all' die Seinen rings herum in tiefem Schlafe lagen, stand er leise auf, zündete ein Licht an, holte seine Schreibschachtel und den Bogen Papier herbei. Darauf zog er den bewußten Zettel aus der Tasche und schrieb ihn so schön als möglich ab. Damit fertig, las er die Abschrift noch einmal durch, schnitt das überflüssige Papier weg und brach das andere zu einem Briefe zusammen. Glücklicher Weise fand er noch ein Stückchen Oblate, mit welcher er ihn schließen konnte. Hierauf schrieb er die Adresse. Sie lautete: „An den König."

Den Brief verbarg er dann sorgfältig, streckte sich wieder auf sein hartes Lager und schlief unter einem herzlichen Gebete, daß der liebe Gott sein Vorhaben segnen solle, ein.

Den nächsten Tag gegen Mittag sagte er zu seiner Mutter: „Mutter, nun erlaube mir, daß ich einen Gang in die Stadt gehen kann."

„Was willst Du in der Stadt? Es ist heute Sonntag und da wüßte ich wirklich nicht, was Du darin zu verrichten hättest."

„Eben weil es Sonntag ist, muß ich diesen Gang thun."

„Richard, Du wirst mir bald räthselhaft. Gestern schon mit dem Pfennige, und heute mit diesem Gange. Ich kann Dir es fast nicht —"

„Mutter," unterbrach sie hier Richard mit Thränen in den Augen, „gestatte mir es nur dießmal. Sonst ist auch der Pfennig verloren. Ich erkläre Dir später Alles."

„Richard, — Du sollst gehen. Aber bleibe mir auf guten Wegen. Wir sind arm geworden, aber wir wollen nicht schlecht werden.

Richard griff nach seiner Mütze und ging, den Brief in der Tasche. Es mochte gegen zwölf Uhr sein. Er eilte nach dem königlichen Schlosse. Dort stellte er sich gerade unter das Thor, weil er wußte, daß der König Punkt zwölf Uhr auszufahren pflegte.

Er hatte sich nicht getäuscht. In demselben Augenblicke aber, als der Wagen an dem Richard vorüber rasselte, warf dieser seinen Brief zum Kutschenschlage hinein und entfernte sich schleunigst.

Der König, dergleichen Dinge schon gewohnt, steckte den Brief zu sich, um ihn zu Hause zu öffnen. Er that dieß. Der Brief lautete so:

Lieber Herr König!

Sollten Sie diese Zeilen bei guter Gesundheit antreffen, so soll es mich sehr freuen. Lieber Herr König! seien Sie ja nicht böse, daß ich an Sie schreibe. Aber ich habe eine recht große Bitte an Sie. Und es steht

in meinem Lesebuche, daß Sie ein seelensguter Herr sind. Darum fürchte ich mich nicht vor Ihnen. Sehen Sie, wir sind in großer, ach, sehr großer Noth. Wir sind sieben Geschwister zu Hause. Mein Vater ist Lampenwärter und verdient blutwenig. Wir Großen zupfen Seide und sortiren Lumpen, aber das lohnt auch nicht viel. Ach, guter Herr König, Sie sollten es nur sehen, wie arm wir sind! Wir haben oft einen ganzen Tag keinen Bissen Brod. Gestern z. B. haben wir von früh bis abends weiter nichts gehabt, als ein Mäßchen Kartoffeln. Ach, und Sie werden es wohl kaum wissen, wie weh es thut, wenn man hungern muß. Ich selber will's noch gern ertragen, aber wenn ich meine kleinen Geschwister so wimmern höre und die Mutter in der kalten Kammer auf den Knieen liegt und weint, lieber Herr König, da wird mir, als wollte mir es das Herz entzwei schneiden. Ich habe schon zu meinem Vater gesagt, er soll mich heimlich an einen Seiltänzer verkaufen, ich will mich gern mißhandeln lassen, wenn nur den Andern dadurch eine Zeitlang geholfen werden könnte.

Aber das ist noch nicht das ganze Elend, lieber Herr König! Sehen Sie, nun sind auch noch sechs meiner Geschwister krank. Sie haben den Keuchhusten. Ach, das klingt manchmal schrecklich! Betten haben wir nicht, Holz nur wenig, da können Sie sich wohl denken, wie die armen Thierchen klappern und leiden müssen!

Darum, lieber, guter Herr König! Sein Sie doch so gut und schenken Sie uns ein Paar Groschen. Und hätten Sie vielleicht ein Paar alte Hosen, die Sie nicht mehr brauchen, oder einen alten Rock, oder sonst etwas, bitte, schenken Sie es uns. Vielleicht hätte auch die Frau Königin etwas „Altes" und wenn's noch so sehr verschossen oder zerrissen wäre, schadet nichts, meine Mutter stoppelt und tifftelt noch Dieß und Jenes für uns Kinder daraus zusammen. Darin ist sie sehr geschickt. Sie fertigt unsere Kleider alle selbst.

Ich wüßte gewiß, lieber Herr König, wenn Sie uns einmal besuchten in unserm Dachstübchen — aber stoßen Sie sich ja nicht oben an die Thür, denn sie ist sehr niedrig — es würde Sie erbarmen. Und meine Eltern, das sind seelensgute Leute. Sie brauchten sich gar nicht zu geniren.

Aber dazu werden Sie wohl nicht Zeit haben. Nun und der Frau Königin werden die fünf Treppen zu hoch sein. Ich weiß auch, daß Sie ohnedem meine Bitte erfüllen werden. Sie haben ja auch Kinder. Ach, die schönen Prinzen! Wie gut die es haben. Wenn wir es nur zum tausendsten Theil so gut hätten, wie glücklich wollten wir sein! Und, lieber Herr König, Sie können nicht wissen, ob Ihre Prinzen nicht doch auch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0102-1

einmal den Keuchhusten bekommen. Darum, mein lieber Herr König, erbarmen Sie sich unserer. Sie sind ja so reich und können sich selber Geld machen lassen, wenn's einmal fehlt. Sie werden ein Paar Groschen nicht gleich merken. Und ich werde Ihnen gewiß dankbar sein. Ich will ein Soldat werden, an dem Sie Ihre Freude haben sollen. Und geht's gar in den Krieg, da lasse ich mich zehnmal für Sie todtschießen, das können Sie mir auf's Wort glauben.

Nun, lieber Herr König, ich muß schließen. Grüßen Sie die Frau Königin recht schön von mir und auch die kleinen, hübschen Prinzen!

Vergessen Sie meine Bitte nicht, damit wir nicht mehr so sehr hungern und frieren müssen und damit meine gute Mutter nicht mehr weint. Jetzt schlafen Sie recht wohl, mein lieber Herr König! Das wünscht Ihnen von Herzen

Mandelgasse Nr. 8, fünf Treppen.

Richard Tannewald.

Acht Tage später wohnte die arme Lampenwärtersfamilie nicht mehr fünf, sondern nur drei Treppen, in einem geräumigen Locale. Eltern und Kinder lagen nicht mehr auf kalten, harten Dielen, sondern in warmen Betten. Sie aßen nicht mehr trockene Kartoffeln, sondern eine gewöhnliche Kost. Sie gingen nicht mehr halb nackt, sondern in anständigen Kleidern. Die Mutter kniete nicht mehr in der kalten Kammer und weinte, sondern dankte mit freudigem Herzen Gott und dem guten Könige.

Das Alles hatte der Pfennig gethan, auf den der liebe Gott seinen Segen legte.

Der Sperling.

Ein Sperling wohnte auf dem Land',
Auf Hof und Feld gar wohl bekannt.
Wenn man nun bald den Waizen hieb,
Da schrie er schelmisch: „Dieb! Dieb! Dieb!"
Sorge um Brod
Macht' ihm nie Noth,
Fliegt auf die Aehren,
Um sich zu nähren.

Rupfet
Und zupfet,
Zaufet
Und maufet
Körnlein heraus,
Köstlicher Schmaus!
Fliegt auf die Mauer,
Spottet dem Bauer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0103-7
DFG

Toll er es trieb,
Nennt sich selbst Dieb.
Doch kam der Winter dann in's Land,
Wo Sperling nichts mehr draußen fand,
Da klagt er auf der Scheune Thor
Dem Bauer seinen Hunger vor.
Gepeinigt jetzt von Noth und Wetter
Schreit er nun immer: „Vetter! Vetter!"
Ducket und schlüpft,
Ob nicht 'mal hüpft
Zu ihm, nach vorn,
Etwa ein Korn.
Luget
Und suchet,
Nicket
Und knicket,
Meint es so freundlich,
Gar nicht mehr feindlich.
Hunger thut weh!
Bauer, versteh',
Sei mir ein Retter,
Vetter, o Vetter!
Der Bauer aber rufet schier:
„Du wärst ein schöner Vetter mir!
Wen nur die Noth zur Freundschaft treibt,
Den bitt' ich, daß er fern mir bleibt."

Der Riese Goliath.

Die Schule war aus. Friedel trat in seine Wohnstube. Das Bücherränzchen flog in den Winkel, denn für heute war nun Feierabend. Wollen ihm gern denselben gönnen. Hatte er doch heute bereits sechs volle Stunden auf der harten Schulbank sitzen müssen.

„Mutter, bitte, eine Bemme! mich hungert."

„Liegt schon dort auf dem Teller, mein Söhnchen. Nimm sie."

„Ei, Mutter, hast mir ja heute recht viel Butter darauf gestrichen! Und auch ein so großes Stück Leberwurst dazu? Danke schön! Ei, das soll schmecken!"

„Nun, ich denke doch auch, Friedel, daß Du heute recht hübsch fleißig in der Schule gewesen bist?"

„Gezanktes habe ich wenigstens nicht bekommen. Aber Bäckers Julius, dem werden wohl die Hände noch sumseln!"

„Warum denn? Hat er schon wieder Dummheiten gemacht?"

„Ja, er fuhr mit dem Finger in's Dintenfaß und machte sich einen Schnurrbart und dann sagte er, er wäre Urach der Wilde."

„Der Julius ist doch ein rechter Schlingel. — Aber, Friedel, was habt Ihr denn heute in der biblischen Geschichte gehabt?"

„Vom Riesen Goliath. Aber, Mutter, das ist Dir einmal ein großer, langer Kerl gewesen. Den hättest Du sehen sollen."

„Hast Du ihn denn gesehen, Friedel?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0104-2

„Ei ja. Der Lehrer hat ihn uns auf einem Bilde gezeigt. O und einen Bart hatte er, bald so lang, wie Deine Pelzkrause dort."

„Aber seine Größe hat ihn doch nicht geschützt."

„Ja, der kleine David hat es aber auch listig angefangen. Ich dachte immer erst: Na, wenn der hinan kommt, den schlägt der große Riese mit dem kleinen Finger todt. Haha! Da war aber nichts damit. Aber, Mutter, das möchte ich gesehen haben, wie der Goliath so hingestürzt ist. Unser Lehrer sagte, die Erde hätte ordentlich gezittert."

„Ich möchte lieber den kleinen David gesehen haben, wie er sich gefreut haben mag, daß ihm der liebe Gott so beigestanden hat."

„Mutter, nun bin ich nicht mehr böse darüber, daß ich noch so klein bin. Wenn mich auch die Kinder den kleinen Friedel nennen. Nicht wahr, kleine Leute können auch tapfer sein?"

„Ja wohl, mein Söhnchen. Und Du wirst schon auch noch wachsen."

Ueber diesem Gespräch war Bemme und Leberwurst mit verschwunden. Jetzt durfte Friedel hinunter in den Garten. Es war Winter. Der Schnee lag wohl eine Elle hoch. So hatte er es gern.

Friedel aber blieb plötzlich am Eingange des Gartens stehen. Es schien ihm ein Gedanke durch den Kopf zu fahren. Er legte sogar den Finger nachdenklich an die Nase. Jetzt schien er es gefunden zu haben. „Ei ja, ei ja," rief er aus, „das wird gemacht."

Sogleich eilte er an den Gartenzaun und rief Nachbars beiden größeren Knaben zu: „Ernst! Otto! Bitte, kommt 'mal herüber in meinen Garten. Wir wollen was recht Hübsches machen."

„Was denn, Friedel?" sagten die Knaben.

„Ich habe mir was ausgesonnen. Werdet Euch freuen."

„Aber was denn, Friedel? Das mußt Du uns erst sagen."

„Nein, vorneweg sage ichs nicht. Kommt nur herüber. Es ist was recht Närrisches. Und Ihr helft gewiß mit."

Ernst und Otto kamen. „Nun, was hast Du denn vor, Friedel?"

„Wißt Ihr was," versetzte Dieser, „wir wollen einen recht großen Schneemann bauen und das ist dann der Riese Goliath."

„Ja, ja," riefen die Andern. „Das wird hübsch. Aber recht groß muß er werden."

Sogleich ging es ans Werk. Das war ein Schaffen und Rühren und Arbeiten. Von allen Seiten wurde Schnee herbeigebracht und aufgethürmt. Der Eine fuhr ihn auf dem Schlitten herzu, der Andere wälzte ihn in Ballen herbei,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0105-8

der Dritte brachte ihn in den blosen Händen getragen. Dabei zu frieren kam keinem in den Sinn.

Nach ungefähr einer Stunde stand bereits ein tüchtiger Koloß vor ihnen. Jetzt wurde der Kopf geformt und aufgesetzt. Friedel erbat sich von seiner Mutter ein Paar schwarze Pelzlappen. Diese wurden als Schnurrbart angesteckt. Die Nase setzte Ernst an. Sie war so groß, daß ein Sperling hätte sein Nest hinein bauen können. In den Mund klemmte Otto dicke, braune Hölzchen. Das sollten die Zähne sein. Als Augen brachte Friedel ein Paar große Kastanien herzu.

„Aber was geben wir ihm denn zum Spieße in die Hand?" sagte Friedel. „Denn einen Spieß muß er haben."

„Halt, ich weiß Etwas," fiel Ernst schnell ein. Und sogleich sprang er nach einem alten, langstieligen Besen, der in der Nähe lag. Diesen bekam der Schneemann in die Hand und somit war Goliath fertig. Dick genug war er, grimmig genug sah er auch aus und so glaubte besonders Friedel den leibhaftigen Riesen vor sich zu haben.

„Mutter, Mutter!" rief er hastig nach der ersten Etage hinauf. „Da steht er. Da steht er."

„Wer denn, Friedel?" antwortete diese aus dem Fenster.

„Nun, der Riese Goliath, von dem ich Dir heute erzählt habe."

„Aber wo steht er denn?

„Hier, hier, Mutter. Mußt Dich ein Wenig rechts biegen. Siehst Du ihn jetzt?"

„Ach ja, jetzt sehe ich ihn. Hu! Der hat ja ein barbarisches Gesicht. Man könnte sich vor ihm fürchten, wenn er nicht aus Schnee wäre."

Die Knaben waren ganz glücklich über ihren Riesen und tanzten förmlich um ihn herum, wie die Israeliten um das goldene Kalb. Die Mutter hatte jetzt auch den Vater ans Fenster gerufen. Er konnte sich, als er das Ungeheuer erblickte, nicht enthalten, laut aufzulachen. „Was die Jungens für Einfälle haben!" sagte er leise zu seiner Frau. Darauf aber rief er den Knaben zu: „Aber nun kommt die Hauptsache, ihr Knaben: Wer von Euch wird nun mit dem Riesen kämpfen?"

Was der Vater geahnt hatte, geschah. „Ich, ich," rief Friedel. „Nein, ich," sagte Ernst, „ich bin der Größte."

„Gerade weil Du der Größte bist, darfst Du es nicht," erwiderte Friedel. „David war ja auch klein. Ich muß den David machen."

„Ei, seht doch," versetzte Otto, „heute will der Friedel gern klein sein. Sonst ist er bitterböse, wenn ihn Jemand den kleinen Friedel nennt."

Da der Streit kein Ende nehmen wollte, baten sie endlich den Vater, zu entscheiden, welcher von ihnen den David spielen solle. Der Vater, der sich bei der

Sache einen Spaß versprach, sagte: „Ich kann allerdings nicht anders entscheiden, als daß Friedel den David spielen muß, weil er der Kleinste unter Euch ist. Damit Ihr aber Alle etwas bei dem Kampfe zu thun habt, so mögt Ihr, Ernst und Otto, Euch hinter den Riesen stellen. Wenn dann der kleine David schleudert, gebt Ihr dem Riesen einen tüchtigen Stoß, daß er zusammenbricht."

„Ei ja! Ei ja!" riefen alle, wie aus einem Munde und hüpften dabei vor Freuden hoch empor. „Das wird lustig! Das wird prächtig!"

Friedel war etwa zehn Jahr alt. Doch seiner Größe nach konnte man ihn höchstens für sieben Jahre alt halten. Was ihm aber an der Länge fehlte, hatte er reichlich an Dicke erreicht. Sein Vater nannte ihn deshalb oft scherzweise einen kleinen „Pommer."

Friedel eilte nun schleunigst hinaus auf die Straße. Und bald hatte er einige kleine Steine in der Tasche. „Jetzt stellt Euch an," rief er den beiden Kameraden schon von Ferne zu. Diese begaben sich sogleich auf ihren Posten, legten die Hände an den Rücken Goliaths und machten sich stoßfertig.

Das aber war zum Todtlachen, wie nun der kleine David gravitätisch auf den Riesen zuschritt. Er nahm eine Miene an, als ob er jetzt die ganze Welt erobern müßte. Die eine Hand hielt er schon in der Tasche bei den Steinen. Den Rock hatte er bis auf den letzten Knopf zugeknöpft und die Mütze weit herein gedrückt. Vater und Mutter lachten hell auf. Der kleine David aber ließ sich nicht stören. Er schritt immer vorwärts, und schien gar nicht zu bemerken, daß ihm sein kleiner „Ammi" auf dem Fuße folgte. Jetzt war er nur noch etwa zehn Schritte von seinem Gegner entfernt. Da schien es beinahe, als ob er mit einer gewissen Aengstlichkeit seine Füße fortsetzte. Er fing sogar an, ganz leise aufzutreten, wie eine Katze, wenn sie ein Mäuschen überrumpeln will. Langsam zog er die Hand mit dem Steine aus der Tasche. Aber es schien, als ob sie etwas zitterte. Um ganz sicher zu treffen, näherte sich der kleine David bis auf zwei Schritt. Ammi stand dicht an seiner Seite.

Jetzt kam die alte Courage wieder. „Stirb, du Prahlhans!" rief er aus. Und mit diesen Worten zischte der Stein in Goliaths Stirn. In diesem Augenblicke auch gaben die andern beiden Knaben dem Riesen einen gewaltigen Stoß. Er stürzte. Aber — o Weh! O Weh! — Der ganze riesige Goliath stürzte über dem kleinen David und über dem Ammi zusammen. Natürlich wurden beide sofort zu Boden geworfen und förmlich im Schnee begraben.

„Au! Au! meine Nase!" schrie der kleine David unter dem Schnee heraus. Dabei aber sah man weiter nichts von ihm, als die Mützenquaste und einen Stiefel. Von dem Hundchen guckte nur die Nase noch hervor.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0107-9

Ernst und Otto standen ganz erschrocken, denn Goliath und David waren verschwunden. Der Vater indeß, der gleich sah, daß hierbei kein Unglück zu fürchten war, mußte so sehr lachen, daß er sich den Bauch hielt und die Mutter, daß ihr die Thränen über die Backen liefen. Beide konnten vor lauter Lachen gar nicht wieder zu Worte kommen.

Ammi hatte sich sehr bald unter der Lawine heraus gemacht. Es dauerte indeß eine geraume Zeit, ehe sich Friedel wieder ganz aus den Trümmern Goliaths hervor wühlte. Aber wie sah er nun aus? Ueber und über mit Schnee bedeckt. Er war zwar über das plötzliche Ungemach etwas erschrocken, doch hielt der Schreck nicht lange an. Bald mußte er selbst mit lachen.

Nachdem er sich den Schnee aus dem Gröbsten abgeschüttelt hatte, wobei ihm die andern sehr behilflich waren, erblickte er den Kopf des Riesen, der ein Stück fortgekollert war. Da ergrimmte der kleine David, eilte auf den Kopf zu, sprang mit beiden Füßen darauf und zertrümmerte ihn mit den Worten: „Aber sterben mußt Du doch, du alter Prahlhans!“

Eine Bescheerung.

Von dem Kirchlein des Dörfchens Lindenthal erschollen die drei ziemlich kleinen Glocken und riefen gleichsam den friedlichen Landbewohnern zu: „Laßt nun die Arbeit ruhen, denn heute ist heiliger Abend.“

Es war nahe an die Dämmerstunde, indem jene ihre frommen Stimmen erhoben. Baum, Hütte und Flur hatten bereits seit einigen Tagen ihr Festgewand angelegt. Und das kein ordinäres, so arm die Leute des Dörfchens auch waren. Von der feinsten weißen Wolle gewebt, blitzte es von unzähligen Sternchen und Diamanten. Die Fenster der kleinsten Hütte zierten heute blendend weiße Gardinen, mit Silberblumen durchwirkt, wie sie kein König schöner haben konnte. Allen diesen Weihnachtsschmuck hatte Freund Winter besorgt.

Während die Glocken läuteten, sah man an einem kleinen Gartenabhange, dicht hinter einem Bauerngute, eine Anzahl Knaben mit Schlitten. Gestern noch fuhren sie flott den Abhang hinunter, einer hinter dem andern her und konnten es kaum erwarten, bis sie wieder oben waren, um auf's Neue aufzusitzen. Heute war

die Bahn viel glätter und doch wollte das Fahren kein rechtes Vergnügen gewähren. Die Knaben hielten ihren Schlitten an der Schnur, steckten die Hände in die Taschen und standen meist auf einem Trupp beisammen. Hören wir ein Wenig zu, von was sie sprechen und wir werden uns dann erklären können, warum sie das Fahren vergessen.

Fritz: „Du, Heinrich, was wirst denn Du heute Abend bekommen?"

Heinrich: „Wahrscheinlich ein Paar neue Lederhosen. Denn mein Vater hat vor sechs Wochen einen Ziegenbock schlachten lassen und da habe ichs weggekriegt, daß er das Fell zum Gerber trug."

Fritz: „Ei, da bekommst Du aber viel. Ich habe mir ein Paar Holzpantoffel bestellt. Aber meine Mutter sagte, dieß Jahr würde es wohl gar nichts setzen, weil sie so lange krank gewesen sei."

Ehregott: „Wenn wird denn bei Dir bescheert, Leberecht?"

Leberecht: „Bei mir? Heute Abend, wenn mein Vater von der Arbeit nach Hause kommt."

Ehregott: „Was wirst Du denn bekommen?"

Leberecht: „Voriges Jahr brachte mir mein Vater einen Dreierwachsstock und eine neue Schiefertafel und einen Schiefer mit. Ei, da habe ich mich sehr gefreut! Dieß Jahr wirds wohl nicht so viel werden, denn er hat jetzt nicht viel verdient mit dem Topfeinstricken. Ich habe heute nur erst ein Brod borgen müssen. Was bekommst denn Du?"

Ehregott: „Ei, ich denke mirs und ich freue mich! Heisa! Heisa! Trallala!"

Leberecht: „Nun was denn?"

Ehregott: „O, was ganz Schönes. Die alte Botenfrau unten hat mir's verrathen. Mein Vater hat ihr aufgetragen, einen Farbenkasten für zwei Groschen und einen Bilderbogen für fünf Pfennige und auch eine Mandel Nüsse aus der Stadt mitzubringen. So viel hätte ich mir dieß Jahr nicht eingebildet."

Fritz: „Nun, was weinst Du denn, Wilhelm?"

Wilhelm: „Ach' laßt mich gehen."

Heinrich: „Es friert Dich wohl, Wilhelm?"

Wilhelm: „Nein."

Ehregott: „Was weinst Du denn aber da? Es thut Dir ja Niemand etwas?"

Wilhelm: „Laßt mich nur weinen."

Ehregott: „I, Wilhelm, wer wird heute weinen. Freue Dich doch mit uns. In zwei Stunden ist der heilige Christ da."

Wilhelm: „Ja, Ihr habt gut freuen. Ihr bekommt Alle bescheert. Ich habe noch niemals Etwas bekommen und kann auch nichts bekommen. Ihr wißt es ja selbst, daß ich jede Woche zweimal betteln gehen muß."

Ehregott: „Armer Kerl! Ja, 's ist wahr, Du dauerst mich wirklich."

Wilhelm: „Nur ein einziges Mal möchte ich ein Butterzöpfchen, oder ein Wachsstöckchen, oder so Etwas bekommen, damit ich nur auch wüßte, wie es wäre, wenn einem der heilige Christ beschеert."

Leberecht: „Armer Wilhelm! Wenn ich nur reich wäre!"

Die Knaben standen noch lange beisammen und sprachen vom heiligen Christ. Wilhelm aber konnte nicht wieder froh werden. Er schlich nach Hause und noch manche Thräne rollte, bis er in das Armenhaus, seine Wohnung, kam, über seine Wangen auf den knarrenden Schnee.

Kaum aber war er fort, ergriff Leberecht schnell das Wort, zog die Andern an den Aermeln dicht an sich heran und sagte nur halblaut und geheimnißvoll: „Hört, wißt Ihr was, jetzt ist mir gleich Etwas eingefallen."

„Was denn, was denn, Lebrecht?"

„Wir wollen doch morgen Abend dem armen Wilhelm eine Freude machen. Ihr wißt's ja alle, daß es ein ganz guter Kerl ist. Er neckt und schimpft keinen von uns. Er prügelt sich mit Niemandem und wenn man ihm einen Süßapfel giebt, thut er einem sonst etwas zu Gefallen."

„Das ist wahr," fügte Ehregott hinzu. „Und seine Eltern, das sind auch ganz seelensgute Leute. Aber sie sollen den zehnten Tag keinen Bissen Brod haben. An Butter ist gar nicht zu denken."

„Ja, aber," sagte Fritz, „was wollen wir ihm denn für eine Freude machen?"

„Wir wollen ihm beschеeren." erwiderte Leberecht.

„Wir? Wir ihm beschеeren? Wir haben ja selber nichts?" sagten einige. „Wir sind ja selber arm?"

„Das ist wohl wahr," entgegnete Leberecht. „Indeß, wenn wir wollen und wenn unsere Eltern wollen, wird sich die Sache schon machen."

„Da bin ich doch begierig," versetzte Heinrich, „wie Du Dir die Sache gedacht hast."

„Nun seht, ich denke mir es so," antwortete Leberecht. „Eine Kleinigkeit bekommt doch Jeder von uns. Und wenn es nur ein paar Nüsse, oder Pfeffernüsse, oder Aepfel sind. Und wenn nun Jeder von uns von jeder Sorte ein Stück für den Wilhelm bestimmt, so giebt das schon ein ansehnliches Häufchen."

„Ei ja, Leberecht," sagte Martin, der Sohn des Nachtwächters, „der Einfall ist gut."

„Dann haben ja auch einige von uns kleine Sparbüchsen," fuhr Leberecht fort. „Und wenn nun Jeder einen Pfennig daraus nimmt, das giebt schon etwa einen Groschen. Und dafür läßt sich mancherlei kaufen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0110-6

„O da gebe ich gern einen Dreier," sagte Martin. „Ich zwei Pfennige," rief Ludwig. „Ich einen halben Groschen," schrie Jacob, der Sohn eines Strumpfwirkers. „Ich habe zwar nur einen einzigen Pfennig darin," sagte Fritz, „aber den gebe ich gern dazu."

„Halt, dabei fällt mir noch Etwas ein," versetzte Ehregott schnell. „Ich glaube, wenn wir unsre Eltern bitten, geben sie uns auch Etwas dazu."

„Und was denn zum Beispiel?" frug Martin.

„I nun, meine Mutter gäbe mir gewiß eine Düte voll Erbsen. Ein Andrer bekäme vielleicht eine Mahlzeit Kartoffeln, Einer ein paar Löffel Mehl u. s. w. Und damit würden wir den Eltern Wilhelms gewiß eine große Freude machen."

Auch mit diesem Vorschlage waren Alle einverstanden. Es wurde nun noch Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt und wohlgemuth begaben sie sich hierauf in ihre Wohnungen.

„Ihr lieben, braven Knaben! Könnte ich zaubern, Ihr solltet jetzt, wenn Ihr nach Hause kommt, ein Jeder einen reichgeschmückten Christbaum finden, von zahllosen Lichtern strahlend, umsponnen mit blitzenden Perlenschnuren, übersä't mit Nüssen und Aepfeln und süßem Backwerk. Und darunter sollten liegen allerlei wunderfreundliche Dinge zur Lust und Lehr', zu Nutz und Spiel. Und auch eine vergoldete Bibel müßte für Jeden darunter liegen, darin der Vers stehet: Hast du viel, so gieb reichlich, hast du wenig, so gieb doch das Wenige mit getreuem Herzen!"

Den ersten Feiertag Abend zog eine ziemliche Anzahl Knaben nach dem Armenhause. Jeder trug ein Päcktchen oder Schächtelchen ꝛc. Sie traten ein. Sie klopften an die Thür von Wilhelms Wohnung. Es wird ihnen geöffnet. Wilhelm ist eben beschäftigt, seinen Eltern die Geburtsgeschichte Jesu aus einer alten Bibel vorzulesen. Er erschrickt, indem er die Menge Knaben erblickt.

Da tritt Leberecht einen Schritt vor und spricht: „Lieber Wilhelm, willst Du nicht so gut sein und mit Deinen Eltern auf einige Minuten diese Stube verlassen? Wir werden Dich und sie bald zurückrufen."

Wilhelm sah bald die Knaben, bald seine Eltern an und wußte nicht, wo das hinaus wollte. Sein Vater indeß ahnete, daß es wahrscheinlich auf einen kleinen Spaß mit dem Wilhelm abgesehen sei, winkte diesem und bald waren die Knaben allein. Nun ging es rasch ans Werk. Sogleich wurde der Tisch in die Mitte der Stube gerückt, einige Pfenniglichter, in ungekochte Kartoffeln befestigt, angezündet und aufgestellt und die mitgebrachten Geschenke geordnet.

Nachdem dieß geschehen, stellten sich die Knaben, etwa zwölf an der Zahl, in zwei Reihen, vom Tische nach der Thüre zu, auf und die Harrenden wurden eingelassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0111-1

Diese aber blieben vor Ueberraschung gleich vor der Thüre stehen, wie wenn es nicht möglich wäre, daß dieß Alles für sie bestimmt sein könne. Jetzt aber trat Ehregott einen Schritt vor und sprach: „Nun, lieber Wilhelm, tritt nur an den Tisch heran. Das ist für Dich und Deine Eltern."

Wilhelm trat, seinen Vater an der Hand nachziehend, dem Tische näher. Sprechen konnte er nicht. Aber in seinem Auge glänzten Freudenthränen. Auch sein Vater und seine Mutter waren aufs Tiefste gerührt. Endlich sagte ersterer: „Aber sagt mir nur, Ihr lieben, guten Kinder, wie wir dazu kommen, daß Ihr uns heute eine so gar große Freude macht?"

„Nehmts nur, nehmts nur," riefen die Knaben durch einander, „es ist ja nicht viel, aber wir gebens Euch gern."

„Nicht viel?" erwiderte der Vater. „Es ist ja ein ganzer Tisch gerappelt voll. Vergelts Euch der liebe Gott tausendmal, Ihr guten Kinder!"

„Schon gut, schon gut," entgegneten einige.

Jetzt erst wurde von den überglücklichen Leuten die Bescheerung näher in Augenschein genommen. Wir treten auch mit hinzu und besehen uns, was die Knaben zusammen gebracht haben.

Da giebt es vor allen Dingen eine Menge Papierpäcktchen. Darin sind: Mehl, Erbsen, Linsen, Gräupchen, Salz, einige Möhren, ein Paar Zwiebeln und etwas Grütze. In einem größeren Packete befinden sich Kartoffeln. Daneben liegen zwei Kohlrüben und ein Kürbis. Mehr auf der Mitte des Tisches erblicken wir etwa eine Mandel Nüsse, ein Stück Hefenbrod, ein Häuflein Aepfel, zwei Schieferstangen, einen halben Bleistift und ein altes Lineal. Dort aber steht noch ein Schächtelchen. Wilhelm besieht es. Es klirrt darin. Er öffnet. Es enthält zwölf Pfennige. So viel Geld hat er noch nie sein genannt. Er dünkt sich reich, wie ein König.

Soll ich Euch, meine kleinen Leser, nun noch weiter beschreiben, wie sich die drei Armen freuten und wie der Wilhelm jetzt, fast wie schüchtern, jedem Knaben herzlich die Hand drückte? Ich dächte nicht. Das könnt Ihr Euch schon selbst vorstellen. Aber, was meint Ihr: Wer war wohl jetzt am glücklichsten? — Ihr sagt: Wilhelm. — Ich nicht. Ich meine, die zwölf Knaben haben die größte, die schönste Freude empfunden. Denn Geben ist seliger, als Nehmen! Darum gehe hin und thue desgleichen!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0112-7

Das Körnlein.

Klipp! klapp!
Auf und ab
Flegel hüpft,
Körnlein schlüpft
Aus der Garbe,
Gelb von Farbe.
Hoch es springt,
Doch es sinkt
Bald zur Erde,
Daß es werde
Rein gesiebet
Und gesiebet,
Dann gesammelt
Und gerammelt
In die Säcke
In der Ecke.
Drescher „Hösel"
Bringt den Esel.
Auf den Rücken,
's wird ihn drücken,
Kommt der Pack.
Einen Sack
Muß er tragen,
Mag sich plagen,
In die Mühle,
's wird ihm schwüle.
Müller du,
Mahle zu;
Schütte auf!
Wasser lauf',
Räder treib'!
Mühlstein reib',
Körnchen schäl',
Machs zu Mehl.
Bäcker dann
Backen kann,
Was uns noth:
Täglich Brod.

Der reiche Stiefelputzer.

Andreas, ein schon etwas ältlicher, hagerer Mann, war Stiefelputzer bei dem Baron v. B. Der Baron wohnte in einem großen Schlosse und liebte ein flottes Leben. Dabei jedoch hielt er auf seine Dienerschaft und ließ sie nie Mangel leiden.

Andreas stand schon viele Jahre in seinem Brode und hatte seine Wohnung in einem kleinen, düsteren Stübchen, im Erdgeschoß. Zwar mußte er von früh bis abends im Schlosse umher „pusteln" und überall zurecht sehen, doch dafür wurde ihm eine gute Kost, Wohnung, Kleidung und auch etwas Lohn.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0113-2

Andreas aber war immer mürrisch und niedergeschlagen. Ging er für sich, so brummte er unverständliche Worte in den Bart, wie wenn er sich über Etwas ärgere.

Eines Tages trat er in den prachtvollen Salon des Barons, um die riesigen Spiegel zu putzen. Hierbei ließ er seinem verborgenen Grolle freien Lauf. „Man möchte das Gallenfieber bekommen," brummte er für sich, „wenn man diese Pracht hier sieht. Diese Spiegel, Bilder, Kronleuchter, Teppiche u. s. w. Was da für ein Sündengeld darin steckt. Und unser einer ist arm, wie eine Kirchenmaus. Wenn sie hier fressen und saufen, daß sie platzen möchten, muß ich unten stehen und den Schmuz verschlucken, den ich von den Stiefeln bürste. Wenn hier Trompeten und Pauken erklingen und einige hundert Masken eine glänzende Polonaise tanzen, steh' ich unten und muß Steinkohlen klopfen. Wenn der gnädige Herr mit seinen vier Apfelschimmeln zum Thore hinaus rattert, muß ich den Besen nehmen und draußen die Straße kehren. 's ist nicht zum aushalten! Man ist ein zu geplagtes Thier auf der Welt. Da ist der gnädigen Frau ihr Mops zehnmal reicher und glücklicher, als ich."

Das Alles hörten die großen Spiegel geduldig mit an. Sie sagten kein Wort dazu, zeigten aber dem Andreas dann und wann, was er für ein gurkensaures Gesicht machte und wie ihm vor Aerger die Mütze beinahe bis auf die Nase gerutscht war.

Dem Baron war nicht entgangen, daß der alte Andreas seit einiger Zeit ganz verdrießlich einherging und zuweilen wie ein Kater für sich knurrte. „Was muß nur „der Alte" haben," fragte er deshalb einmal den Leibjäger. „Ja, gnädger Herr," antwortete dieser, „das weiß der liebe Gott. Der Andreas brummt den ganzen Tag wie ein Bär. Und den Besen feuert er manchmal in den Winkel, daß der arme Kerl Hals und Beine brechen möchte."

„Das muß ich erfahren," sagte der Baron für sich.

Den nächsten Morgen putzte Andreas im Hofe die Stiefel seines Herrn. Als beide blank waren, hielt sie Andreas vor sich hin und einen anderen Stiefel, einen von den seinigen, daneben. Nachdem er sie einige Sekunden mit einander verglichen, brummte er halblaut: „Da habe ich mein Pech wieder vor Augen. Was hat er für niedliche, nette, feine Stiefelchen, kosten gewiß zehn Thaler. Und nun meine Latschen dagegen. Nein, man ist und bleibt ein Unglückspilz, das geht bis auf die Bärlatschen herab."

„Aha! Schaust du da heraus?" sagte der Baron, der von seinem Fenster aus den Andreas belauscht hatte. Und zugleich ging er zu ihm und sprach: „Höre, guter Andreas, warum seid Ihr nur immer so traurig?"

„Hm! gnädger Herr, das ist kein Wunder."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0114-8

„Aber ich dächte, Ihr hättets keine Ursache."

„Keine Ursache, gnädger Herr? Ja, ja, Sie sprechen aus einem großen Beutel."

„Nun, warum seid Ihr denn so niedergeschlagen?"

„Hm! Weil mich unser lieber Herrgott gar so arm hat werden lassen."

„Waret Ihr denn einst einmal reich?"

„Ich? reich? gnädger Herr?"

„Nun ja. Und seid vielleicht um Euren Reichthum gekommen?"

„Nein, gnädger Herr, ich bin gleich so blutarm auf die Welt gekommen. Denn mein Vater war Nachtwächter bei Schneeberg."

„Andreas! Andreas!" nahm der Baron wieder das Wort, „versündiget Euch nicht!"

„Ei bei Leibe, bei Leibe! gnädger Herr. Das will ich nicht. Es kann mir doch einmal kein Doctor helfen. Ich bleibe eine Kirchenmaus, bis ich drüben neben der Kirche begraben liege."

„Andreas, hört mich an. Ihr seid nicht so arm, als Ihr denkt. Ihr wohnt zwar in einem meiner finstersten Stübchen. Aber Ihr seid reich, sogar sehr reich. Ihr wißt es nur nicht, oder wollt es nicht wissen. Ich aber weiß es. Ihr besitzt einen großen Reichthum, Ihr habt ihn nur noch nicht gesucht."

„Ich? Ich? Ich reich?"

„Ja, Ihr, Andreas."

„Gnädger Herr, zum Narren laß ich mich nicht noch haben." Er wollte noch mehr sagen, aber der Baron kehrte ihm schon den Rücken.

Andreas schüttelte den Kopf ob dieser seltsamen Rede, rückte seine Mütze gerade, packte Stiefeln und Wichszeug zusammen und ging in sein Stübchen. Er setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz hinter den Ofen und sann weiter über die Rede des Barons nach. Die Worte: „Ihr habt Euren Reichthum noch nicht gesucht," gingen ihm wie ein Mühlenrad im Kopfe herum. Mehrere Tage hindurch mühte er sich mit der Frage ab, wie das der Herr Baron wohl gemeint haben könnte.

Eben saß er wieder auf seiner Ofenbank und grübelte. Plötzlich aber sprang er ganz entzückt auf und rief: „Am Ende liegt in deinem Stübchen gar ein Schatz verborgen."

Sogleich sendete er einen scharfprüfenden Blick an alle vier Wände, Decke und Dielen. Da sich hier nichts Verdächtiges entdecken ließ, zündete er eiligst seine Lampe an und untersuchte alle Winkel auf das Sorgfältigste. Er hob sogar die schwere Steinplatte vor der Thürschwelle auf und leuchtete darunter. Aber nirgends war eine Spur von einem Schatze zu finden. Kleinlaut stellte Andreas die Lampe

jetzt wieder auf den Tisch und streckte sich mißmuthig auf die Ofenbank. „Es bleibt bei der Kirchenmaus," brummte er noch.

Auf einmal klopfte es leise an die Thür. „Herein!" rief Andreas.

Ein steinfremder, aber vornehmer Mann trat ein. Andreas zog sogleich sein Mützchen. Der Herr näherte sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Tische, zog einen dicken Lederbeutel hervor und schüttete einen großen Haufen nagelneue Goldstücke auf den Tisch. Die Augen des Alten staunten.

Jetzt erst begann der Fremde zu reden und sprach: „Nicht wahr, Ihr seid Andreas, der arme Stiefelputzer?"

„Zu dienen, mein Herr," entgegnete der Alte ängstlich.

„Ich bin gekommen, um Euch in Zeit von fünf Minuten zu einem reichen Manne zu machen."

„Alle gute Geister! Sie sind doch nicht etwa ein Hexenmeister? Nein, bei meiner armen Seele, da bleiben Sie mir ja vom Halse. Da machen Sie, daß Sie fort —"

„Na, nur nicht gleich so furchtsam, lieber Andreas. Ein Hexenmeister bin ich nicht. Aber ich bin ein sonderbarer Mann und habe so manchmal ganz absonderliche Einfälle."

„Aber wozu das viele Geld, mein Herr?"

„Es sind 5000 Thaler. Sie gehören Euer, wenn Ihr Euch jetzt sogleich von mir Euren linken Fuß abhauen laßt."

„Ach, um Gotteswillen!" schrie Andreas erschrocken auf.

„Nun, es kommt doch auf den einen Fuß nicht an, Andreas?"

„Nein, nein, mein Herr, aus dem Handel kann durchaus nichts werden. Packen Sie nur getrost Ihr Geld wieder ein. Mein linker Fuß ist mir lieber, als fünftausend Thaler."

Nach einigem vergeblichen Zureden strich der Herr sein Geld wieder ein und entfernte sich. Andreas hingegen streckte sich beruhigt wieder auf die Ofenbank.

Kaum aber konnte eine halbe Stunde verstrichen sein, gings draußen abermals: Poch! poch! — „Herein!" rief Andreas. Und herein trat ein stattlicher, junger Mann. An seinen Fingern blitzten Diamantringe und aus der Westentasche quoll eine schwere, goldne Kette.

„Nehmt es nicht ungütig, lieber Andreas, daß ich Euch störe. Ich habe ein eigenthümliches Anliegen." Mit diesen Worten ließ er eine schwere Geldrolle so stark auf den Tische fallen, daß Andreas in die Höhe und der Docht in der Lampe ein Stück zurückfuhr.

„Und da kommen Sie zu mir armem Stiefelputzer?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0116-9

„Um Euch glücklich zu machen. Seht, ich gehöre zu den Reichen dieser Welt. Aber ich bin in einen schlimmen Proceß verwickelt, der mich um Freiheit und all' meine Schätze bringen kann, wenn ich mich nicht zu rechtfertigen weiß. Dazu aber brauche ich eine abgehauene menschliche Hand."

Andreas zuckte zusammen. Jener aber fuhr fort: „Hier seht Ihr eine Rolle. Sie enthält 10,000 Thaler in Gold und Cassenbillets. Diese Summe gehört Euer, wenn Ihr Euch jetzt Eure rechte Hand abhauen laßt."

Bei diesen Worten zog der junge Herr ein großes Messer aus der Tasche. Andreas aber fuhr einige Schritte zurück, konnte vor Entsetzen kein Wort hervorbringen, sondern wehrte nur mit beiden Händen ab.

„Nun, Andreas, warum erschreckt Ihr so?"

„Ma — ma — machen Sie, daß — Sie fortkommen!" stotterte der Alte zitternd.

„Aber, Andreas, bedenkt doch, was sich Alles mit zehntausend Thalern anfangen ließe."

„Nein, nein! — Herr! Behalten Sie — Ihr Geld. Meine beiden Hände sind mir lieber, als zehntausend Thaler."

Niemand war froher, als Andreas, als der Herr endlich sein Messer und seine Geldrolle wieder in seine Taschen barg und das Stübchen verließ.

Noch immer aufgeregt schritt der Alte jetzt wohl eine Stunde lang in seiner Zelle auf und ab. In dieser Zeit aber besah er sich den geretteten Fuß und seine beiden Hände so viele Mal, als dieß gewiß während seines ganzen Lebens nicht geschehen war. Eben wollte er sich wieder auf die Ofenbank strecken, da klopfte es zum dritten Male. Andreas hätte sich lieber gar nicht gemeldet, denn er fürchtete schon ein ähnliches Anerbieten. Er glaubte indeß, es könne wohl auch drüben der alte Kesselflicker sein, mit dem er gern des Abends einen „Schneider" spielte. Aber seine Hoffnung war getäuscht. Auf sein „Herein!" öffnete ein langer, hagerer Mann, mit dürren, knöchernen Fingern und spitzer Nase die Thür und trat ein.

Andreas wollte sich gleich von vorne herein aller Unannehmlichkeiten entheben und sagte: „Sie werden wohl in ein falsches Zimmer kommen, mein Herr. Hier wohnt blos ein armer Stiefelputzer."

„Ganz recht. Zu dem will ich eben. Und nicht wahr, Euer Name ist Andreas?"

„Ja, so heiß' ich. Aber sehen Sie, mein Herr, ich bin nicht ganz wohl und da wäre mirs lieb, wenn Sie ein ander Mal wiederkämen."

Der lange Herr aber that, als ob er diese Worte gar nicht höre, sondern trat an den Tisch, nahm ein großes Etui aus seinem Frack und breitete eine Menge kleine, äußerst feine Messerchen und andere ärztliche Instrumente aus. Zudem legte

er noch ein beschriebenes Papier hin, auf dem in großen Ziffern die Zahl 100,000 zu sehen war.

Andreas, Schlimmes ahnend, hatte sich so weit als möglich entfernt, und machte schon Miene, durch die Thür zu entschlüpfen.

Der Fremde aber ergriff jetzt mit der freundlichsten Miene seine Hand und sprach: „Andreas, les't einmal dieß Papier."

„Herr, ich kann nicht lesen und ich mag nicht lesen."

„Andreas, warum zittert Ihr denn so? Ich meine es ja gut mit Euch. Ich will Euch lebenslänglich glücklich machen."

„Dachte ich mirs doch, daß Sie auch so Einer wären!"

„Da hört doch nur erst, Andreas. Seht, dieser Zettel da ist eine Anweisung auf hunderttausend baare Thaler, die sofort bei dem Banquier erhoben werden können. Diese Summe kann in zehn Minuten Euer Eigenthum sein, wenn Ihr —"

„Nicht wahr, wenn ich mir Hände und Füße abschneiden lasse und wohl gar noch den Kopf dazu?"

„Nein, nein, Andreas, so schlimm solls nicht werden. Hört: Ich bin ein Arzt und habe einen Fürsten in Kur, der eine gefährliche Augenkrankheit hat. Heute noch muß ich ihn operiren und ihm den einen gänzlich zerstörten Augapfel herausnehmen. Nun aber wünscht der Fürst, daß ich ihm einen andern dafür einsetzen soll und verspricht Demjenigen, der einen von den seinigen dazu hergeben will, diese Summe von hunderttausend Thalern. Da nun Eure Augen gerade so beschaffen sind, wie die des Fürsten, so könnt Ihr Euch diese Summe verdienen, wenn Ihr Euch jetzt von mir Euren rechten Augapfel herausnehmen laßt."

Bei diesen letzten Worten fing Andreas an zu trippeln und mit beiden Händen zu fachiren, wie wenn es ihm im Kopfe rapple.

„Andreas, was ist Euch?" frug der Arzt.

„Bei meiner armen Seligkeit," stotterte der Alte, „davor bewahre mich doch unser lieber Herrgott in Gnaden!"

„Aber hunderttausend Thaler?"

„Und wenn Sie mir ein Königreich auf einem Teller herbrächten, es würde nichts daraus."

„Aber bedenkt doch nur, Alter, was Ihr alles mit dieser Summe anfangen könntet? Ein Schloß könntet Ihr Euch kaufen, wie Euer Baron hat und Kutschen und Pferde."

„Nichts da! Nichts da! Mein rechtes Auge ist mir lieber, als zehnmal hunderttausend Thaler."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0118-0

„Aber Ihr stoßt Euer Glück gewaltig mit Füßen, Andreas. Ich will Euch doch eine Stunde Bedenkzeit geben."

„Brauch' keine Minute Bedenkzeit. Packen Sie nur schnell Ihre Blutmesser wieder zusammen, ich kann sie nicht länger ersehen."

„Andreas, Ihr werdet es bereuen."

„Herr, machen Sie meinen alten Kopf nicht noch wärmer, sonst — sehen Sie meine Fäuste — und dort hat der Zimmermann ein Loch gelassen."

Die geballten Fäuste und die zornsprühenden Augen des Alten erschienen dem Arzte selber nicht mehr geheuer. Er beschleunigte deshalb das Einpacken und beeilte sich, zu jenem Zimmermannsloche hinaus zu kommen.

Als er fort war und Andreas wieder zu einem ruhigen Denken kam, überlegte er sich die drei sonderbaren Erscheinungen und rechnete sich mit Kreide die Summen zusammen, die ihm geboten worden waren. Sie betrugen 115,000 Thaler. Mehr als zehnmal sprach er diese Zahl langsam und bedächtig für sich aus. „Beim Kuckuk, ein schönes Sümmchen! 115,000 Thaler! Ich wäre einer der reichsten Leute in der Umgegend geworden! Ein Schloß hätte ich mir kaufen, eine Equipage und Reitpferde, Kutscher und Diener halten, einen Weinkeller anlegen, eine reiche Küche führen, alle Tage Gäste um mich haben können. Ach, das wäre ein Seidenleben geworden!"

Ueber diesem Selbstgespräche fielen ihm plötzlich die Worte des Barons ein: „Ihr seid reich, sehr reich. Ihr wißt es nur nicht, oder wollt es nicht wissen."

In diesem Augenblicke ging dem Stiefelputzer ein Licht auf. Hurtig löschte er die noch immer brennende Lampe aus und rief: „Der Schatz ist gefunden!"

Er kniete nieder und mit Thränen in den Augen dankte er Gott für den Reichthum, den er ihm in einem gesunden Körper gegeben habe. Indem er noch inbrünstig betete, trat der Baron, von dem jene drei Herren geschickt worden waren, ein. Als er den Andreas auf den Knien erblickte und seine Dankesworte vernahm, sagte er, sichtlich erfreut: „Gott sei Dank, einer Seele zur Zufriedenheit verholfen zu haben!"

Andreas aber küßte dem Baron, der ihm hierauf Alles erzählte, die Hand, murrete von Stund an nie wieder über seine Armuth, sondern war zufrieden und glücklich.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0119-9

Lebensgeschichte eines Thalers.

Eines Morgens kam Ludwig an das Schreibepult seines Vaters, der eben eine kleine Rechnung bezahlt erhalten hatte. Unter anderem kleinen Gelde lag ein alter Thaler. Sein Gepräge, ein Königshaupt und auf der anderen Seite ein königliches Wappen, war schon bedeutend abgeschliffen. Den Glanz hatte er gänzlich verloren, wenn auch nicht den Klang. Dieser stammt von dem edlen Metalle und das Edle bleibt.

Ludwig hatte Wohlgefallen an dem Geldstücke, nahm es in die Hand, drehte es um und um und sagte: „Bist wohl auch kein Jüngling mehr?"

„O nein," erwiderte der Thaler, „eher bin ich ein Greis unter meinem Geschlechte."

„Wann bist du denn geboren, alter Freund? Ich kann deinen Geburtstag nicht mehr entziffern, die Jahreszahl ist abgegriffen."

„Anno 1760 war es, als ich in Berlin unter dem Prägstempel hervorging."

„Also gerade hundert Jahre alt. Ach, da hast du wohl Manches auf deiner langen Wanderschaft erfahren?"

„Manches! Manches, lieber Knabe. Gutes und Böses."

„Ei, das wäre mir interessant, lieber Alter, wenn du mir Einiges aus deiner Lebensgeschichte erzählen wolltest. Bitte! bitte!"

„Nun, wenn es dir Spaß macht, warum nicht. Leg' mich nur wieder hin und setze dich nieder. Alles kann ich freilich nicht erzählen, denn da würde ich in drei Tagen kaum fertig. Aber Einiges."

„Sieh, mein erster Herr war ein reicher Geizhals, ein alter Isegrimm, wie die Geizhälse alle sind. Dieser sperrte mich fünfzig Jahre lang in einen großen, eisernen Kasten. Selten erblickte ich hier das Licht der lieben Sonne. Denn selten sah er einmal nach. Und wenn er mich und meine Kameraden einmal umstieß, brummte er allemal ärgerlich: „Noch lange kein Rittergut! 's geht schlecht! 's geht schlecht." Sehr oft auch ging er an dem Kasten vorüber und wir hörten ihn die Worte sagen: „Es langt nicht zu! Ich muß noch verhungern!" Eines Tages kam er wüthend gerannt, riß den Deckel auf und nahm einen einzigen von uns heraus, indem er zähneknirschend ausrief: „Ist die dumme Schule wieder abgebrannt. Wo soll nur immer das Geld herkommen. Man möchte es hexen können. Kaum

hat man sich ein Paar Dreier erübrigt, wirds Einem wieder abgebettelt. Ich brauche keine Schule mehr. Zum armen Manne wird man!"

Eine geraume Zeit hörten und sahen wir ihn indeß nicht mehr. Und wir sagten deshalb zu einander: „Meister Knicker muß verhungert sein."

Da, eines schönen Tages, sprang plötzlich der Deckel auf und zwei gierig ausgespreizte Hände langten herein. Diese leerten hastig den ganzen Kasten. Es waren aber nicht die knöchernen Hände des Alten, sondern die seines Sohnes. Der Alte war seit acht Tagen gestorben. Der Sohn zeigte uns freilich ganz andere Mienen. Er lachte im ganzen Gesichte, wie ein Töpfer, als er den Haufen Thaler erblickte. „Das soll ein lustiges Leben werden!" rief er jubelnd aus. „Ein neues Wohnhaus wird gebaut, mit einem Weinkeller. Ein Reitpferd muß ich haben. Den Jacob jag' ich fort, der taugt nichts zu einem Kutscher. Ein Johann muß herzu, mit goldnen Tressen um den Hut. Meine Freunde müssen alle Tage zu mir zum Frühstück kommen. Ich gebe Kränzchen, Bälle, Diners, Soupers und wie die Feste alle heißen. Heisa! Das soll fidel werden! Habe lange genug mit am Elendsknochen nagen müssen!

Was er da sagte, machte er auch wahr. Er ging mit uns um, als ob wir Kieselsteinchen wären. Eines Tages wollte er mich sogar mit in sein Empfangszimmer, als Diele, pflastern lassen. Zum Glück kugelte ich ihm von der Hand herunter, in einen Winkel. „Da bleib' liegen, du lumpiges Ding!" sagte er und ließ mich richtig liegen, denn zum Aufheben war er zu bequem. Erst nach etwa einem Jahre kam er und suchte mich. Er schien mich jetzt nothwendig zu brauchen. „Du sollst mich retten!" sagte er, wie etwas geängstigt, als er mich aufhob. Aber wohin führte er mich? — An eine Spielbank. Kaum waren fünf Minuten vergangen, so war ich nicht mehr sein, ich war — verspielt.

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen kam ich in die Hand eines armen Webers. Mein Besitz kostete ihm viel Arbeit und Mühe. Er sagte dieß auch selbst, indem er mich betrachtete. „Endlich sehe ich doch," sagte er für sich, „wieder einmal einen harten Thaler auf meiner Hand. Aber, Alter, du bist mir sehr sauer geworden. Acht Tage hinter einander habe ich von früh an bis nach Mitternacht sitzen und würgen und schwitzen müssen. Nicht einmal recht Zeit zum Essen konnte ich mir nehmen. Und hätten mein Imanuel und der dicke Christlieb mir nicht so wacker das Garn gespult, ich hätte es kaum noch zu einem Thaler gebracht." — Ich spazierte darauf in seine geflickte Westentasche. Aber ich machte ihm manche Sorge. „Was fange ich nun mit dem Thaler an?" sagte er. „Es fehlt an allen Ecken. Mein Christlieb, der Pommer, hat die Hosen wieder ganz zerfetzt. Er braucht ein Paar neue. Der Imanuel will nicht mehr in meiner Pelzmütze in die Schule gehen. Ich möchte ihm eine Zipfelmütze kaufen. Die kleine Gustel hat kein Hemdchen mehr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0121-7

anzuziehen. Die Mutter braucht einen neuen Kaffeetopf. Dem Schuster bin ich schuldig und dem Schneider. Das letzte Brod habe ich auch noch nicht bezahlt. Das Salz wird alle sein. Der Schulgeldeinnehmer wird morgen kommen. Der Amtsvoigt wird die Steuern haben wollen und der ist noch dazu so höllisch grob und möchte Einem lieber auf der Stelle fressen, wenn er sie nicht gleich bekommt. Ich selber brauche etwas Warmes an die Füße und wenn es nur ein Paar Bastschuhe wären. Ich weiß vor Angst nicht, wo dieser Thaler hinlangen soll. Na, so viel steht fest: Erst kommen meine Kinder!"

„Der arme Mann!" bedauerte Ludwig. „Mein Vater verdient die Thaler viel leichter. Der geht alle Tage spazieren, manchmal fährt er auch. Und wenn es Sonnabend ist, kommt der Buchhalter aus dem Schnittgeschäft und bringt ihm einen ganzen Sack voll Geld. Da sind manchmal zehn Tausend Thaler darin. — Doch, wie ist dir es denn nun weiter ergangen?"

Geraume Zeit darauf kam ich zu einem Geldwechsler. Dieser behandelte mich ganz alla Bagatell. Mit kalten Augen sah er über mich und meine Collegen hinweg, ließ uns dann durch seine Finger laufen, indem er uns zählte und warf uns in einen großen, eisenbeschlagenen Kasten. Sein gleichgiltiges Benehmen fuhr mir bald in die Nase. Denn ob man eine alte Nagelschmiedsfrau Schuhzwecken zählen sah, oder diesen Banquier die harten Thaler, war ganz gleich. — Bei ihm hatten wir ein sehr unruhiges Leben. Bald wurden wir verwechselt, bald verkauft, bald auf Reisen geschickt, kurz, wir hatten wenig Feiertage. Und immer wußte er es so einzurichten, daß wir wieder zu ihm zurückkehren und neue Collegen mitbringen mußten. Aber von Liebe zu uns keine Spur, er wollte uns blos haben.

„Da ist meine Mutter nicht so," versetzte Ludwig. „Die hat das Geld sehr lieb. Denn wenn ich einmal ein Paar Neugroschen haben will zu einer Zuckerdüte, oder zu Knallerbsen, da zankt sie mich allemal aus und giebt mir lieber ein Paar Kopfnüsse."

Einige Wochen darauf kam ich in die Tasche eines jungen Menschen, der in seinem Leben noch nicht viel Geld in den Händen gehabt haben mochte. Diesem machte ich den Kopf sehr warm. Sofort trug er seine Nase einige Zoll höher, als früher. Wo er ging und stand, klimperte er mit mir in der Tasche herum. Kaufte er sich Etwas, wozu er vielleicht nur einen Pfennig brauchte, mußte ich gewiß jedesmal mit aus der Tasche herausspazieren, daß mich die Leute sehen sollten. Kaufte er sich bei einer armen Frau ein Päcktchen Streichhölzchen, so fragte er allemal erst: Können sie mir einen Thaler wechseln? Zu seinen Kameraden, die nicht so viel Geld hatten, sagte er: Mit Euch armen Schluckern gebe ich mich nun gar nicht mehr ab. Saß er in einer Bierstube und wünschte ein Glas Bier, so klirrte er nicht mit dem Glasdeckel, wie das andere Herren zu thun pflegen, sondern

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0122-2

er zog mich hervor und schlug mit mir an das Glas. Kurz, dieser Mensch war durch mich gänzlich zum Narren, ich möchte lieber sagen, zum Affen geworden.

„Da ist mein Onkel nicht so. Der ist doch sehr reich und hat schrecklich viele Thaler, aber wenn er hört, daß einer seiner Arbeiter krank ist, und wenns der Nachtwächter wäre, da geht er hin und besucht ihn, steckt ihm wohl gar heimlich einen Thaler ins Bette."

Später wurde ich das Eigenthum eines Greises, dessen Haupt schon längst der Schnee des Alters bedeckte. Bei diesem aber hatte ich die traurigste Zeit zu verleben. Er sah mich nie anders, als mit Verachtung an. Ich schien ihm fast ein Dorn in seinen Augen zu sein. „Ihr Bestien!" brummte er zuweilen, wenn er mich und meine Brüder erblickte. Wir wußten natürlich nicht, womit wir seinen Groll verdient haben sollten. Eines Tages jedoch erfuhren wir dieß klar und deutlich, indem er seinem Zorne einmal Luft machte und uns also anfuhr: „Ihr Satanskinder! Ihr versilberten Schlangenaugen! Wie viel Menschen mögt ihr schon verführt, wie viele schon bewogen haben, vor euch niederzuknieen und euch anzubeten. Auch mich habt ihr so schändlich betrogen. Ich jagte euch nach. Ich opferte meine Gesundheit, meine Ehre, mein Gewissen, meine Seelenruhe. Ich lästerte Gott, indem ich den Sabath entheiligte, nur um eurer recht viel zu besitzen. Ihr solltet mich glücklich machen und ihr habt mich unsäglich elend gemacht! Da liegt ihr nun, ihr giftigen Ungeheuer! Ihr Würfel der Hölle! Mein Leben geht zu Ende! Schon hebt der Todtengräber den Spaten, um mein Grab zu bauen. Ich habe euch gewonnen und mein Leben verspielt! Ach, wie arm fühle ich mich jetzt! Jetzt, wo ich Schätze aufweisen soll für den Himmel. — Ich habe euch mehr geliebt, als Alles in der Welt! Mein ganzes Herz hing an euch! Aber, sagt, ihr Treulosen, wer von euch wird mit mir gehen, wenn ich fort muß? Ihr bleibt lachend liegen und ich muß gehen! — Darum, Wehe dem Menschen, der an euch sein Herz hängt!" So sprach der Greis und wandte den Blick von uns ab.

„O, der hat hart gesprochen," sagte Ludwig. „Es muß aber doch wahr gewesen sein, sonst hätte er es nicht sagen können."

Endlich, fuhr der Thaler fort, spielte mich das Schicksal auch einmal in die Hände eines Kindes. Es war fünf Jahre alt und bekam mich von seinem Herrn Pathen zum Geburtstage geschenkt. „Ei! ei! Mama! Sieh einmal das schöne Ding, was mir der Herr Pathe geschenkt hat," rief der kleine Knabe und freute sich königlich. „Ei! Wie das blitzt! Und da ist auch ein kleines Köpfchen drauf. He! hat gar einen Schnurrbart! Nicht wahr, Mama, da kann ich recht hübsch damit kugeln? — Und sogleich rollte mich der Knabe auf den Dielen hin. Mein Klirren beim Umfallen entzückte ihn aufs Neue. „Horch! Mama! Das Ding hat auch einen recht schönen Klang. Klingt wie ein kleines Glöcklein, so hell." Wohl

zehnmal ließ mich darauf der Kleine in die Stube fallen, um meinen Silberton zu hören. Und so spielte, kugelte und klimperte er mit mir wohl eine Stunde lang. Als er zum Essen gerufen wurde, packte er mich mit in eine große Schachtel, worin Kegel, Knallbüchse, Hanswurst, Gummiball, Zinnsoldaten, Schäfchen und anderes Spielzeug lag. Nie aber fragte das Kind nach meinem Werthe. Dieß war der einzige Herr, den ich wahrhaft glücklich gemacht habe.

Ludwig dankte dem alten Thaler für seine Erzählung und sagte: „Gieb Acht, du sollst mir deine Lebensgeschichte nicht umsonst erzählt haben. Ich werde, wenn ich größer bin, an dich denken."

Die Rosinen.

„Könnt' ich stets Rosinen essen,
Brod und Fleisch wollt' ich vergessen!
Ach, Rosinen sind mein Leben,
Weil so süßen Saft sie geben."
So die kleine Bertha spricht,
Schaut der Mutter ins Gesicht.

Mutter spricht: „Ich will erfüllen
Deinen Wunsch und Deinen Willen,
Will Dir blos Rosinen geben,
Davon sollst Du nunmehr leben."

Bertha jubelt auf vor Wonne!
Mit der nächsten Morgensonne
Rühret sie kein Brod mehr an,
Ißt Rosinen weil sie kann.
Mittag, Besper, Abendessen
Hat die Bertha heut vergessen,
Denn wohl zehnmal jede Stunde
Führt Rosinen sie zum Munde.

Doch schon mit dem zweiten Tage
Höret man von ihr die Klage:
„Mutter, die Rosinen hier
Schmecken nicht so süß mehr mir,
Als wie gestern." — Mutter schweigt,
Weil ihr das natürlich däucht.

Bertha immer seltner jetzt
Sich an ihrer Kost ergötzt.
Und nach Mittag, hört' ich recht,
Sprach sie: „Mutter, mir wird schlecht!"
Mutter aber hörts und schweigt,
Weil ihr das natürlich däucht.

Als darauf das Abendbrod,
Allensammt Erquickung bot,
Bertha bei der Mutter stand,
Nahm sie weinend an der Hand,
Flehte: „Gute Mutter mein,
Ich seh' meine Thorheit ein,
Gib mir ach! ein Rindchen Brod,
Die Rosinen sind mein Tod!"

Mutter schaut ihr ins Gesicht,
Giebt ihr Brod. Doch ernst sie spricht:
„Merk' Kind: Lauter Süßigkeiten
Werden sauer mit den Zeiten.
Wer nur frohe Tage hat,
Wird des Glückes müd und matt,
Lauter Freuden werden Leiden,
Ohne Leiden keine Freuden!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0124-3

Die Wurst.

Ehe! Du kleiner Schwarzer! Hast Du eine Viertelstunde Zeit? Könntest mir gleich noch meine Esse kehren. Es will gar nicht mehr recht „ziehen“ in dem Kamine.

So rief der Bauer Sumsel einem vorübergehenden Schornsteinfegerknaben, Namens Jakob, zu.

„O ja,“ erwiderte dieser, „ich bin für heute fertig. Das kann ich gerade noch mit abthun. Aber nicht wahr, guter Sumsel, ein Dreier fällt dabei für mich mit ab? Hm?“

„Ach was Dreier, was Dreier! Ich bezahle Deinem Meister, was es kostet und damit Basta! Wo sollen bei uns armen Bauern immer die Dreier herkommen, wenn das Stückchen Butter nur fünf Neugroschen gilt?

„Aber einen einzigen Dreier, lieber Sumsel! Ich bin ein blutarmer Junge aus dem Gebirge!“

„Bring' mich nicht in Harnisch, Junge. Wenn Du nicht willst, so mache, daß Du fortkommst. Aber Deinem Meister will ichs sagen und da wirst Du dann schon Deinen Dreier bekommen. Weißts wohl, was ich meine, he?“

Diese Drohung mit dem Meister bewog den Jakob, von seiner Bitte abzustehen. Er trat mit Besen und Leiter ins Haus und ging nach der Küche zu.

„Das Feuer ist doch nieder?“ fragte er etwas verdrossen.

„Schon seit zwei Stunden,“ erwiderte Sumsel. „Bei uns kann nicht zum Staate gefeuert werden.“

Darauf trat er mit dem Knaben in die Küche. Dieser legte seine Leiter an den Rauchfang, zog sein schwarzes Visir vor den Mund, nahm den Besen unter den Arm und wollte eben hinaufsteigen.

„Halt, noch Eins! Kleiner,“ versetzte der Bauer, hielt den Jakob am Arme und drehte ihn mit dem Gesichte herum. „Bist doch auch ein ehrliches Bürschchen?“

„Ei, Sumsel, was denkt Ihr? Ich habe in meinem Leben noch keinen Pfennig gestohlen.“

„Nun Pfennige habe ich auch in meiner Esse nicht, aber Würste, Würste. Verstehst Du mich? Würste hängen oben. Du weißt doch, was ich meine, mein Söhnchen?“

„Ja wohl, Würste meint Ihr.“

„Ganz recht, lieber Junge, ich meine die Würste. Beiße mir ja keine an, oder so etwas. Denn weißt Du, eine ist darunter, die ist vergiftet. Und wenn Du die erwischtest, Du wärst, bei meiner Pudelmütze, ein Kind des Todes. Hörst Du?"

„Ich habe Alles gehört, guter Sumsel."

„Na, das ist mir lieb, mein Seelchen. Hast ja auch (und dabei schaute ihm der Bauer schmeichelnd in das rabenschwarze Gesicht) ein braves, ehrliches Gesicht."

„Bei Euch gilt also schwarz für ehrlich," scherzte Jakob. „Das können Euch die Weißen sehr übel nehmen. Aber nun muß ich hinauf, sonst wird es immer später."

„Na, da steig' zu, mein Goldsöhnchen. Aber meine Würste, hörst Du?"

In wenig Augenblicken war Jakob in der finstern Esse verschwunden. Es dauerte auch gar nicht lange, so kratzte, scharrte und polterte es darin, als ob ein Regiment Kobolde dort oben ihr Wesen trieben. Bald auch hörte Sumsel, der die Küche aus ängstlicher Fürsorge nicht verließ, das bekannte Signal: „Jua, ho, ho, hupp! welches die Essenkehrer ertönen lassen, sobald sie mit dem Kopfe oben aus der Esse herausgucken.

Bald darauf vernahm der Bauer, daß Jakob sein Werk beendet habe und herniedersteige. Schnapp! schloß er die Küchenthüre ab.

Jetzt zeigten sich Jakobs Beine und gleich darauf das ganze schwarze Männchen. Er stieg nieder, schien aber mit Mißfallen zu bemerken, daß Sumsel noch dastand. Es schien sogar, als ob er vermeide, ihm nahe zu kommen. Eben wollte er seine Leiter auf die Schulter nehmen, als der Bauer ausrief:

„Kerl, was guckt Dir hier aus dem Hemde!"

Jakob, der sich wirklich eine Wurst zugesteckt, dieselbe aber nicht tief genug verborgen hatte, so daß sie mit dem einen Zipfel ein Wenig aus dem Oberhemde hervorlugte, fuhr vor Schreck zusammen und wollte mit einem Sprunge durch die Thür entwischen. Ja, die war verriegelt.

Der Bauer aber fing an zu schimpfen und zu toben, als habe ihm Jakob das ganze Bauerngut gestohlen. „Siehst Du, Du Range, wenn ich Dich erwische, ich schleppe Dich an den Haaren in die Büttelei. Lebenslänglich aufs Zuchthaus mußt Du, Du Taugenichts!"

Jakob aber wußte sich durch geschickte Wendungen den Händen des ergrimmten Bauers zu entziehen und so entstand in der geräumigen Küche eine wahre Hetzjagd. Als indeß der listige Dieb sah, daß er sich doch schließlich auf Gnade und Ungnade ergeben müsse, faßte er schnell einen kühnen Entschluß. Mit einigen kühnen Sprüngen war er die Leiter hinan und den Schornstein wieder hinauf. Weg war er. Trostlos stand Sumsel und sah an der rußigen Schlotte hinaus. Nach konnte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0126-4

er nicht, das war klar. Aber etwas Anderes war ihm auch klar: „Herunter muß er wieder," brummte er für sich, indem er zur Küchenthür hinausging und dieselbe sorgfältig verschloß.

Kaum war der Bauer aus der Küche heraus, hörte er ganz deutlich vom Hause herab: „Jua, ho, ho, hupp!" Er trat in den Hofraum und richtig, oben saß der leichtsinnige Jakob, auf dem Feueressenkopfe und verzehrte ganz gemächlich seine Wurst.

„Warte nur, Du Rabenvogel!" rief Sumsel hinauf und drohte dabei mit der Faust. „Diese Wurst soll Dir theuer zu stehen kommen! Du wirst schon herunter müssen und vom Hause herunterspringen wirst Du bleiben lassen."

Jakob aber, der die Wurst nicht gerade aus bösem Willen, sondern mehr dem Bauer zum „Schur" genommen, weil er keinen Dreier bekommen und weil auch jener eine gar so große Besorgniß um seine Würste gezeigt hatte, ließ sich nicht stören, sondern verzehrte seinen Raub bis auf die Hölzchen. Darauf setzte er sich in reitender Stellung auf den Firsten, lehnte den Rücken an den Schornstein, schlug die Arme in einander und that, als ob er so schlafen wolle.

Das war dem Bauer doch zu arg. Am schlimmsten waren aber seine Knechte und Mägde daran. Sie hätten vor Lachen über den verschmitzten „Feuerrüpel," wie sie den Knaben nannten, platzen mögen und doch durften sie sich das nicht merken lassen, sonst wäre Sumsel außer sich geworden.

„Jetzt weiß ich, was ich thue," sagte dieser endlich zu seinen Leuten. „Geht alle hinein ins Haus und schließt alle Thüren zu. Es ist ohnedies bald Nacht. Besonders aber bewacht mir die Küchenthüre. Ich gehe indeß zu dem Schornsteinfegermeister, der mag seinen spitzbübischen Jungen selbst herunterholen." Sumsel ging und die Thüren schlossen sich.

Nach ohngefähr einer Stunde kehrte er mit dem Meister und mit noch einem Gesellen, der sein schwarzes Berufskleid trug, zurück. Beide waren von dem Bauer hinlänglich von dem Vorgange unterrichtet. Als sie an das Bauergut kamen, sagte Sumsel zum Meister: „Sieht Er, dort oben muß er sitzen."

„Aber ich sehe nichts weiter, als den Schornsteinkopf," erwiderte dieser.

„Sieht er nichts, Geselle?" wandte sich der Bauer an diesen. „Es ist schon sehr dunkel und ich kann ohnedieß nicht scharf sehen."

„Ich sehe eben so wenig, als der Meister," versetzte dieser.

„Da muß der Schlingel in der Esse stecken," tobte Jener wieder.

Sie traten in die Bauernwohnung ein und begaben sich sogleich mit einem Lichte in die Küche. Man leuchtete in alle Winkel, hinter alle Fässer, die auf dem Lande nicht selten ihren Platz in der Küche haben, aber nirgends eine Spur von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0127-0

dem Diebe. Der Meister rief: „Jakob! Jakob! Melde Dich, sonst machst Du das Uebel ärger."

Der Geselle rief in die Esse hinauf: „Junge, wenn Du hieroben steckst, ich rathe Dir, steige herunter. Denn wenn ich Dich erst holen muß, dann Wehe Dir!" — Aber es gab keine Antwort.

Endlich befahl der Meister, dem die Sache bisher im Stillen immer noch etwas lächerlich vorgekommen war, der aber jetzt auch unwillig zu werden schien, der Geselle solle in die Esse steigen und zwar bis oben hinaus. Dieser, obwohl nicht ohne ärgerliches Brummen, thats. Bald hatte er das obere Ende des Schornsteins erreicht, was er durch das bewußte Signal ankündigte. Aber nirgends war von dem Jakob etwas zu sehen, zu hören, oder zu fühlen. Zu Aller Erstaunen kehrte der Geselle in die Küche zurück, wie er sie verlassen hatte.

„Nun ist nur zweierlei möglich," sagte der Meister zu dem Bauer. „Entweder der Junge ist vom Dache herunter gesprungen, oder Ihr habt uns beide zum Narren gehalten."

„Ei bei Leibe, mein lieber Meister," entgegnete Sumsel, „das würde ich mir durchaus nicht wagen, solche ehrbare Leute zum Besten zu haben. So gewiß, als ich jetzt den Besen hier vor mir sehe, habe ich den Jungen an der Esse oben sitzen sehen."

„Ja aber, was ist hier weiter zu thun, guter Sumsel?" sagte der Meister.

„Ich weiß mir keinen Rath," erwiderte dieser. „I, wenn ich nur wenigstens meine Wurst wieder hätte, da möchte der Schlingel meinetwegen sein, wo die Pfütze über die Weide hängt."

„Nun," versetzte der Meister, „wenn Ihr weiter keine Schmerzen habt, als die, da soll Euch bald geholfen sein. Was kostet die Wurst?"

„I nun, wenns eine von den größern gewesen ist, möchten wir sie doch — so vielleicht — ohngefähr — etwa — wie spreche ich denn gleich — na, ich wills billig machen — zehn Neugroschen rechnen."

„Hier sind sie, Sumsel, und für das Uebrige laßt mich sorgen. Der Junge ist an mein Brod gewöhnt. Er wird sich schon wiederfinden. Gute Nacht, Sumsel."

„Gute Nacht, Meister Essenkehrer," schmunzelte Sumsel, seine zehn Neugroschen in die Tasche gleiten lassend. „Na, ich danke auch vielmals. Nichts für ungut."

Meister und Geselle entfernten sich. Der Bauer war vollkommen zufrieden gestellt, nur darüber zerbrach er sich noch den ganzen Abend den Kopf, wo der Junge hingekommen sein müsse. Endlich kam er auch darüber ins Klare. Er sagte: „Es ist nicht anders, der Junge steht mit bösen Geistern in Verbindung und die haben ihn unsichtbar gemacht, oder ihm ein Paar Flügel geborgt."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0128-5
DFG

Jakob bildete für diesen Abend natürlich den Mittelpunkt des Gesprächs in jener Bauernwohnung. Nach dem Abendbrode sagte die Bauerfrau zu der ältesten Magd: „Christiane, Du mußt heute noch buttern."

„Ach," sagte diese, wenn es nur nicht gerade heute sein müßte, ich fürchte mich beinahe, in die Küche zu gehen."

„Dummes Zeug," entgegnete die Bauerfrau, „wer soll Dir denn Etwas thun? Der Junge ist längst über alle Berge. Und Du kannst ja auch schreien, wenn Dir Etwas passirt."

Die Magd ging. Kaum aber war sie etwa fünf Minuten fort, hörte man plötzlich ein furchtbares Geschrei in der Küche.

„Botz Vetter und Velten, was war das!" fuhr der Bauer auf. Und Alle eilten sogleich zur Thür hinaus. In diesem Augenblicke aber stürzte auch Christiane aus der Küche heraus, zitterte an Händen und Füßen und sah blaß aus, wie eine Leiche.

„Was giebts denn? Was ist denn?" fragten Alle durcheinander. Christiane aber vermochte keine Silbe hervorzubringen. Sie zeigte nur nach der Küche, und sank beinahe zusammen.

Man eilte dahin. Aber — was erblickten ihre Augen? — Hier stand — Jakob, neben dem umgeworfenen großen Butterfasse. Allein nicht mehr als ein Schwarzer, sondern über und über weiß, vom Kopf bis zu den Füßen. Auch er zitterte vor Schreck und stand da wie ein Kaninchen vor dem Löwen. Noch lief die weiße Farbe in kleinen Strömen vom Kopfe, von Armen und Fingern, von Brust und Rücken und über das schwarze Gesicht herein.

So sehr Alle erschrocken waren, konnten sie sich doch bei diesem Anblicke des Lachens nicht enthalten. Selbst Sumsel dachte jetzt nicht an die gestohlene Wurst, sondern sprach mit einem unterdrückten Lächeln: „Nun sag' mir aber nur, Junge, was ist denn mit Dir vorgegangen?"

„Wenn Ihr mir nichts thun wollt, will ich Alles erzählen."

„Nein, nein, Du armer Kerl," ergriff schnell die guthmüthige Bauerfrau das Wort, „es soll Dir nichts geschehen, Du bist gestraft genug."

„Ja seht," begann Jakob, in ganz krummknieiger Stellung, „als der Bauer meinen Meister holte, kroch ich schnell den Schornstein herunter und suchte mich in der Küche zu verbergen. Aber ich fand dazu weiter nichts, als das Butterfaß da. Nur mit vieler Mühe gelang es mir endlich, hinein zu kriechen."

„Also in diesem Butterfasse hast Du gesteckt," versetzte der Bauer, „als wir Dich in allen Winkeln suchten?"

„Ja, mir liefs aber auch eiskalt über die Haut, vor Furcht, Ihr möchtet hinein leuchten und mich finden."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0129-5

„Ei, hätte ich das geahnt, Junge!"

„Aber wie denn nun weiter?" fragte die Bauerfrau.

„In dem Fasse wollte ich nun stecken bleiben, bis Alles zu Bette wäre. Dann wollte ich mich auf und davon machen. Aber da traf mich eben das Unglück. Plötzlich ging die Küchenthüre auf. Ich sehe Licht und höre Jemanden herein treten. Es kam ganz nahe an das Butterfaß. Ich ducke mich nieder und bin stille, wie ein Mäuschen. Da auf einmal bekomme ich einen ungeheuern Sturz Milch auf den Kopf. Es war mir nicht anders, als wenn sich ein Wolkenbruch über mir entlüde und ich dachte in aller Schnelligkeit noch: Jetzt mußt du ertrinken. Ich stieß einen gewaltigen Schrei aus und wollte mit einem Sprunge aus dem Fasse heraus. Aber das Faß fiel um und nun, da seht nur, wie ich aussehe."

„Und wie ich erst erschrocken bin," fügte Christiane, die sich wieder erholt hatte und eben herbei kam, hinzu, „als aus dem Buttermilchfasse der Schrei herausfuhr, das Faß umkugelte und das schwarze Ding da herauskroch! Ich denke, ich soll des Todes sein!"

Was wurde nun?

Der ganze Schreck löste sich in ein allgemeines Gelächter auf, in das auch Sumsel mit einstimmte. Jakob wurde in die Stube geführt, etwas abgetrocknet und unter ernstlichen Ermahnungen, künftig die Würste in Ruhe zu lassen, nach Hause geschickt.

Sein Meister gehörte nicht zu denen, die ihre Lehrburschen bei ihrer ersten Thorheit gleich braun und blau schlagen. Jakob war stets ehrlich gewesen, das wußte er und erkannte, daß dieser hier mehr leichtsinnig als böswillig gehandelt hatte. Nachdem Jakob sein Abenteuer erzählt hatte, bekam er einen sehr ernsten Verweis und versprach, sich nie wieder einen solchen Streich zu schulden kommen lassen zu wollen. Hat auch Wort gehalten.

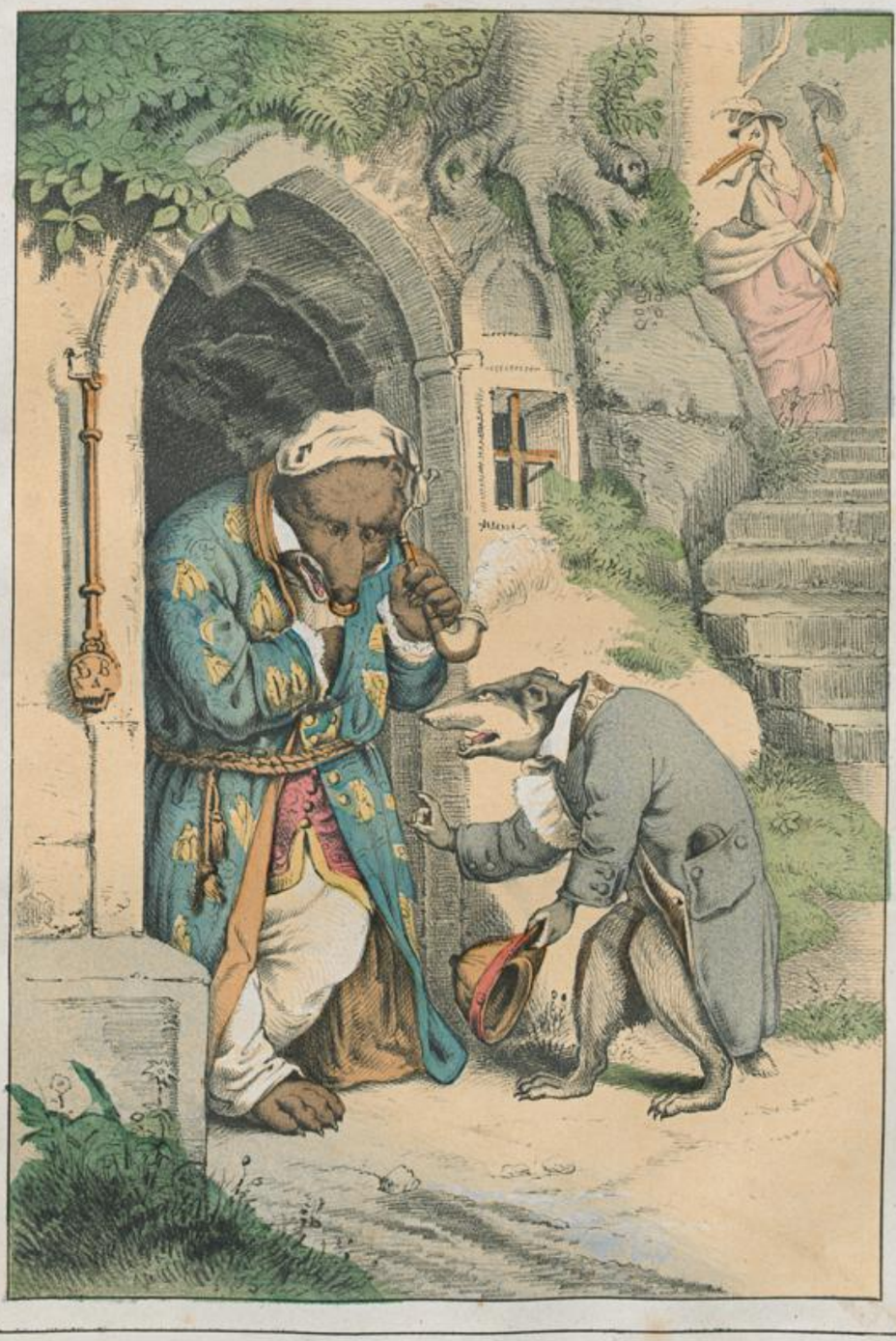
Die Freunde.

Guten Morgen, Bruder Dachs! sagte ein Fuchs, der eben an dessen Höhle vorüberging. „Ausgeschlafen?"

„Danke schöne, Freund Fuchs, ich bin nicht eher aufgestanden, bis ich gehörig ausgeschlafen hatte. Nichts Neues im Walde?"

„Und ob. Wir haben einen neuen Nachbar bekommen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0130-6



Die Freunde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0131-2
DFG

„So? Wer denn? Woher denn? Was ist er denn?"

„Ein Bär ist seit acht Tagen mit seiner Frau in die Felsenhöhle hinten am Hexengrunde gezogen."

„I das wäre! Was sind's denn für Leute?"

„Prächtige Leute sind's, sag' ich Dir. Sehr reich, sehr reich! Sie haben sich feenhaft eingerichtet, haben Diener und Köche. Und ein Speisegewölbe und ein Weinkeller sind da, hui! sag' ich Dir, da wäre was zu machen."

„Hast Du denn schon ihre Bekanntschaft gemacht, Freund Fuchs?"

„Das versteht sich. Wo es gut zu essen und zu trinken giebt, bin ich immer der erste Hausfreund. Ich habe schon ein famoses Frühstück weg."

„Du Glücklicher! Da muß ich mir heute noch Mühe geben, auch in das Haus zu gelangen. Auf ein paar Schmeicheleien soll mir's nicht ankommen."

Sogleich zog sich der Dachs in seine Grube zurück, putzte sich und machte sich auf den Weg nach der Höhle. Der Bär lehnte eben in seinem kostbaren Schlafrocke an dem Eingange, rauchte aus einer langen Pfeife und besah sich die Umgegend.

„Ergebener Diener, mein Herr!" grüßte der Dachs ganz artig.

„Ihr Diener! Ihr Diener!" erwiderte der Bär, eben so höflich.

„'s ist heute recht schönes Wetter," warf der Dachs hin.

„Ja, es ist sehr schön. Wenn wir nur nicht Nachmittag Gewitter bekommen."

„Glaub's nicht. Die Schwalben fliegen hoch!"

„Aber es ist sehr schwül!"

„O Herr Baron von Bär, wer einen solchen Weinkeller hat, wie Sie, dem kann es doch unmöglich schwül werden. Er kann sich ja jeden Augenblick darin erfrischen."

„Kennen Sie mich denn, lieber Freund? Und woher wissen Sie von meinem Weinkeller? Ich bin ja noch ein Fremdling hier?"

„Thut nichts, Herr Baron. Edle, gute Menschen werden den ersten Tag bekannt. Und von Ihnen spricht schon der ganze Wald, daß Sie und Ihre Gattin so höchst liebenswürdig seien und daß die Gastfreundschaft bei Ihnen zu Hause wäre."

„Nun, wenn Sie das glauben, so kommen Sie auch gleich herein und trinken Sie ein Fläschchen Wein mit mir."

Der Dachs that erst, als ob er diese Güte nicht annehmen könnte, ging aber dann sehr bald und sehr gern mit hinein.

Während sie mit einander zechten, trat ein Kaninchen in Dienerkleidung herein, zog sein Tressenhütchen und sagte: „Einen gehorsamsten Empfehl von der Frau

Störchin und ob sie die Ehre haben könnte, der Frau Baronin von Bär ihre Visite zu machen?"

„Soll mir außerordentlich angenehm sein!" erwiderte diese mit einem freundlichen Nicken.

Das Kaninchen verschwand und in der nächsten Minute trat Frau Störchin ein. „Entschuldigen Sie tausendmal," begann Sie unter unaufhörlichen Verbeugungen, „daß ich mir die Freiheit nehme, Ihre werthe Bekanntschaft zu suchen. Aber ich habe schon so unendlich viel Gutes und Schönes von der Frau Baronin gehört, daß ich nicht umhin konnte, eine so interessante Dame näher kennen zu lernen."

„Ich danke Ihnen, Frau Störchin, für das schmeichelhafte Kompliment, was Sie mir da gemacht haben. Es freut mich unaussprechlich, Sie bei mir zu sehen. Bitte, nehmen Sie gefälligst Platz!"

„Was Sie für reizende Zimmer und für geschmackvolle Möbel haben, Frau Baronin! Und die Gardinen, wie fein und kostbar!"

„O bitte, es könnte noch schöner sein!"

„Nein, nein, das Arrangement ist unübertrefflich. In solchen Räumen fühlt man sich wohl und wünscht, sie oft genießen zu können."

„Das können Sie haben, Frau Störchin. Besuchen Sie mich nur recht oft."

„Sie sind sehr gütig, Frau Baronin. Ich werde mir erlauben, von dieser freundlichen Einladung Gebrauch zu machen. In Ihrer Nähe zu sein, wird mich unendlich glücklich machen."

„Aber, Frau Störchin, nicht wahr, Sie trinken ein Täßchen Chocolade mit mir?"

„Sie sind allzufreundlich, Frau Baronin. Ich werde ein Täßchen mit Dank annehmen."

Während Diese beiden Chocolade und Jene Wein tranken und dabei sich lebhaft unterhielten, klopfte es an die Thür. Ein Diener öffnete und draußen stand ein Affe. (Es war einer seinem Herrn entsprungener, der sich zur Zeit hier im Walde aufhielt.)

„Ach, Sie entschuldigen," begann er, „ist mein Freund Dachs hier?"

„Zu dienen, mein Herr," erwiderte der Diener. „Was wünschen Sie von ihm?"

„Ich möchte ihn gern auf ein paar Worte sprechen, wenn ich nicht störe."

Der Diener trat wieder ins Zimmer und meldete: „Herr Dachs, Ihr Freund Affe wünscht Sie zu sprechen."

„Der Herr soll doch so gütig sein und herein kommen," fiel der Bär schnell ein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0134-9

„Nein, nein, Herr Baron," versetzte der Dachs, „ich kann ja doch hinaus gehen."

„Lieber Dachs, das gebe ich nicht zu. Der Affe ist Ihr guter Freund und deshalb ist er mir angenehm. Steffen (so hieß der Diener), bringe den Herrn herein."

Der Affe hatte erreicht, was seine Absicht war. Er trat ein und es dauerte nicht lange, saß er mit am Tische und leerte ein Glas nach dem andern.

Auf solche und ähnliche Weise suchten sich in kurzer Zeit eine Menge Waldbewohner in dem Hause des Bären Eingang zu verschaffen. Dem Bärenpaar schmeichelte diese zahlreiche Freundschaft. Es wurde daher weder Keller noch Küche geschont, die vielen Besuche auf das Nobelste zu bewirthen. Je besser die Küche, je delikater der Wein, desto größere Schmeicheleien wurden von den Gästen gezollt. Alle versicherten die herzlichste Dankbarkeit, die tiefste Bewunderung und die aufrichtigste Freundschaft. Einer nannte den Bären Baron, der Andere Graf, der Dritte Fürst und der Uhu betitelte ihn sogar König.

„Was wir doch hier, in diesem Walde, für eine Menge liebe, gute Freunde gefunden haben!" sagte der Bär eines Abends zu seiner Frau. „Kein Tag vergeht, an dem uns nicht einige besuchen. Und wie aufmerksam sie gegen uns sind. Wie sie sich immer nach unserem Befinden erkundigen, wie sie uns bei jeder Gelegenheit gratuliren und wie sie uns so hoch schätzen und ehren!"

„Ich fühle gerade wie Du, lieber Mann. Die Leute wissen einem ordentlich das Herz aus dem Leibe zu stehlen. Nur gestern erst sagte mir die Madame Gans, ich wäre ein wahrer Engel. Das hat mich fast zu Thränen gerührt."

„Weißt Du was, Weibchen, wir wollen doch unsern guten Freunden übermorgen ein Soupé mit Ball geben. Ei, da wird Lust und Leben werden!"

„Du sprichst mir aus der Seele, liebes Männchen. Dadurch wird unser Haus immer berühmter. Und es ist mir überdieß auch ein schönes Gefühl, wenn ich so recht viel liebe Freunde und Freundinnen um mich sehe!"

O ihr Thoren! Merkt ihr denn nicht, daß die guten Freunde nicht euch, sondern nur eure Küche und euren Keller lieben? Ihr werdet es noch einsehen lernen. Wenn ihr ihnen euren Reichthum geopfert habt, wenn Küche und Keller geleert sind, dann werden euch die Augen aufgehen. Aber dann ists zu spät. Prüfet jetzt eure Freunde!

Der Festabend ist da. Alle Zimmer sind glänzend erleuchtet. Im Salon steht eine lange Tafel, fürstlich servirt. Ein Gast nach dem andern kommt an. Jetzt fehlt keiner mehr. Wir treten auch ein, um uns das Fest mit anzusehen. Jetzt sitzen sie alle bei Tafel. Oben an sitzt der Bär mit seiner Gemahlin. Anders haben es die Gäste nicht erlaubt. Es folgt nun zuerst der Fuchs mit ungeheuer steifem

Halskragen; dann Frau Störchin mit einem lächerlichen Kopfputze; dann der Dachs in großblumiger Weste; dann Madame Gans (es ist eine wilde) mit einer Lorgnette; hierauf ein alter Hase mit einer großräderigen Brille; diesem zur Seite sitzt der Uhu in einer ungeheuern Krinoline; dann kommt ein Reh mit gepreßten Manschetten; sein Nachbar ist ein Habicht mit dicken Ringen an den Krallen; weiter erblicken wir einen verlaufenen Wolf mit riesigem Busenstreif; daneben ein Auerhahn mit goldner Uhr und Fächer; weiter unten sitzen dann noch der Affe im schwarzen Frack, ein Wiesel, ein Kuckuk, ein Frettchen, eine Elster und einige andere. Alle haben blendende Servietten, theils vorgebunden, theils zur Hand. Die Diener tragen auf und der Schmaus beginnt. Wie das allen Gästen schmeckt! Sie essen und trinken, als ob sie acht Tage lang gefastet hätten. Bald aber ergreift Herr Fuchs sein Glas, erhebt sich und spricht:

„Der edle, seltne Freund soll leben,
Der heute uns dieß Fest gegeben.
Und wenn die Welt noch größer wär',
Es giebt darin nur Einen Bär.
Ergreift die Gläser, blank und roth:
Ihm treue Freundschaft bis zum Tod!
Stoßt an! stoßt an und gleich daneben
Soll seine schöne Gattin leben!"

Alle brachen in einen schallenden Jubel aus und stießen so stark an, daß einige Gläser zersprangen. Nur Einer machte zu diesem Freudensturme ein sehr bedenkliches Gesicht und schüttelte vielsagend den Kopf. Es war ein alter, erfahrener Diener des Bären, ein altes, grau gewordenes Eichhörnchen, das an der Thüre stand. „O weh! mein armer Herr!" brummte es für sich.

Die Diener konnten kaum zu Athem kommen, so viel hatten sie aufzutragen, leere Teller zu beseitigen, einzuschenken u. s. w.

Nach aufgehobener Tafel begab man sich ins Ballzimmer. Hier saß bereits ein wohleinstudirtes Musikchor, es bestand aus den sämmtlichen Musici des Waldes, und spielte eine Polonaise. Sogleich paarten sich die Gäste und der Reigen begann. Der Fuchs tanzte mit der Frau Baronin, der Bär mit der Störchin, der Dachs mit der Gans, der Hase mit dem Uhu, der Affe mit dem Habicht u. s. w.

Zu wiederholten Malen erhielten der Bär und die Bärin die Versicherung, daß man noch nie einem so reizvollen Balle beigewohnt habe, als in diesem Hause. Indem man dem Keller noch tüchtig zusprach, schwelgte die Gesellschaft bis an den lichten Morgen. Bei der Verabschiedung ließen alle Gäste den Wunsch durch ihre Komplimente blicken, daß man ihnen bald wieder einen so vergnügten Abend bereiten möge.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0136-0

Und das geschah auch. Die Kaffeevisiten, Theegesellschaften, Dinés und Soupés, Kränzchen und Bälle nahmen von nun an in dem Hause des reichen Bären kein Ende. Und mit jedem Tage fanden sich neue Freunde ein. Niemand bemerkte dieß mit größrer Besorgniß, als jener alte Diener. „Ich muß auf Mittel denken," sagte er für sich, „meinen Herrn vor Spott und Elend zu schützen!"

Nachdem der Bär und die Bärin ohngefähr ein Jahr das Glück jener Freundschaft in reichem Maße genossen hatten, bemerkten sie eines Tages, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß ihr Vermögen bedeutend abgenommen habe. „Frau," sagte der Bär, „wir möchten wahrhaftig etwas Einhalt thun."

„Ja, das geht nicht, lieber Mann. Was würden unsere guten Freunde von uns sagen? Im ganzen Walde würde man unsrer spotten."

„Hast Recht, mein Kind. Da bleibt mir nun freilich nichts weiter übrig, als wir müssen — borgen."

Es wurde geborgt und das lustige Leben nahm seinen ungestörten Fortgang. Das Geborgte ging bald zur Neige und es wurde immer und immer wieder geborgt. Die Freunde indeß kümmerten sich darum nicht. Sie kamen alle Tage und aßen und tranken.

„Aber, liebe Frau," sagte der Bär eines Abends, „nun bin ich in größter Verlegenheit. Niemand will mir mehr borgen. Was nun anfangen?"

„Das ist freilich eine höchst fatale Geschichte. Wenn's nur unsere guten Freunde nicht erfahren."

„Weißt Du was, liebes Kind? Du hast einen kostbaren Schmuck. Den wollen wir verkaufen, dann können wir unsere Festabende wieder eine lange Zeit ungestört forthalten."

„Ich bin es zufrieden. Der Schmuck thut mir zwar sehr leid, aber ehe wir uns vor dem ganzen Walde blamiren, — lieber fort damit!"

Aber, o weh! Als die Frau Bärin den Schmuck aus einer Schatulle heraus nehmen wollte, war dieselbe leer, — der Schmuck war gestohlen. Das Unglück wurde noch größer. Den andern Tag kamen Alle, bei dem der Bär geborgt hatte, und wollten ihr Geld wieder haben. Und doch hatte er keins. In dieser Angst rannte er, wie ganz von Sinnen, zu allen den Freunden, die die vorige Nacht noch bei ihm geschwelgt hatten.

„Ich bitte Euch um Alles in der Welt," bat er inständigst, „helft mir aus einer schrecklichen Verlegenheit. Borgt mir eine kleine Summe Geld und wenn es nur einige Thaler sind, sonst bin ich verloren!"

Ja aber die Freunde zuckten bedauerlich die Achseln und machten allerlei Ausreden, warum sie ihm nicht dienen könnten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0137-5

Der Bär war außer sich. Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner. „Was thust du?“ sagte er für sich. „Ohne Geld nach Hause gehen, das kannst du nicht. Jetzt ist es aus mit dir! Du bist blamirt für alle Zeiten! Du machst fort, über alle Berge! — Aber deine arme Frau? — I, das ist nun Einerlei, sie wird schon ein Unterkommen finden.“

Und richtig, der Bär riß aus und entwich in einen andern, fernen Wald. Die arme Frau ertrug dieses Unglück nicht länger als zwei Monate, dann starb sie in Noth und Elend. Weder Gans, noch Storch, noch Uhu, noch Habicht hatten auch nur ein einziges Mal fragen lassen, wie es ihr ginge, vielweniger daß sie dieselbe selbst einmal besucht hätten.

Der Bär selbst aber gerieth in der Fremde immer tiefer ins Elend. Zumal da er jetzt mit alt wurde, blieb ihm nichts weiter übrig, als — betteln zu gehen.

Allein, auch der Bettelstab schützte ihn nur nothdürftig vor dem Hungertode. Da besann er sich wieder auf seine einstigen Freunde und sprach zu sich: „Ich will hin und sie aufsuchen. Sie haben ja so manchen frohen Tag bei mir verlebt, sie können mich doch unmöglich verhungern lassen.“

Und sogleich machte sich der alte Bettler auf und kam den andern Tag zum Fuchs: „Ach, lieber Freund,“ redete er ihn an, „mich hungert! Gieb mir doch ein Stückchen Brod!“

„Was?“ entgegnete der Fuchs. „Ich wäre Dein Freund? Wer bist Du denn? Ich kenne Dich ja gar nicht?“

„Wie? Du kennst Deinen alten Freund Bär nicht mehr, den Du einst immer Baron nanntest und bei dem Du manche Flasche Wein getrunken und manchen Braten verzehrt hast?“

„Kann mich durchaus nicht mehr darauf besinnen. Uebrigens, da könnte auch jeder alte Bettler kommen und mir weiß machen wollen, ich sei sein Freund gewesen. Kurz und gut, ich kenne Dich nicht!“

„Aber ich bitte Dich, Freund Fuchs! Ich muß verhungern!“

„Ach, was geht mich das an. Ich kenne Dich nicht und damit Punktum!“

Hiermit warf der Fuchs die Thür zu und der Alte stand tiefbetrübt draußen.

Bald darauf klopfte er bei der Frau Störchin an. „Gute Frau Störchin,“ flehte er, „erbarmt Euch über mich Alten! Ich bin in der größten Noth! Ich kann vor Hunger kaum noch gehen!“

„Ach was! Ich habe jetzt nicht Zeit, mich mit alten Bettlern abzugeben! Geht weiter!“

„Aber, gute Frau Störchin! Kennt Ihr mich denn nicht mehr?“

„Nicht im geringsten. Ich habe keine Bekanntschaft mit Bettlern. Das fehlte mir noch!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0138-1

„Aber Ihr werdet Euch doch noch auf Euren einstigen Freund Bär —"

„Ach was einstiger Freund," unterbrach ihn die Störchin, „da hätte man sich viel zu merken. Marsch fort von meiner Thür!"

„Aber habt Ihr denn gar kein Herz? Ich bitte nur um einen Bissen —"

„Fort, sag' ich! Aus meinen Augen! Dein Anblick macht mir Ekel! Ich kann nichts geben!" Und somit verschwand sie.

Wer beschreibt die schmerzlichen Gefühle, die sich in der Brust des Alten jetzt zusammen drängten. Weinend schlich er weiter, um sein Heil bei den übrigen Freunden zu versuchen. Aber es erging ihm bei diesen nicht besser, als bei den ersten beiden. Niemand wollte ihn mehr kennen, Niemand ihm auch nur einen Bissen Brod reichen. Einige beschimpften und verspotteten ihn sogar noch. Der Uhu hielt es nicht einmal für nöthig, ihm die Thüre zu öffnen.

Verlassen, sterbensmüde, hungrig und aufs Tiefste erschüttert lehnte der Arme jetzt an einem Fichtenstamme. Ein Thränenstrom quoll aus seinen grauen Wimpern. Verzweiflung kämpfte in seinem Innern. Schon stieg der schreckliche Gedanke in ihm auf, seinem Elende ein Ende zu machen und sich ins Wasser zu stürzen.

In diesem furchtbaren Augenblicke fiel plötzlich ein Kästchen zu seinen Füßen nieder. Er erschrak. Er hob es auf und öffnete. Und was fand er darin? — Den Schmuck von seiner verstorbenen Frau, von dem sie einst geglaubt hatten, daß er gestohlen sei.

„Das ist eines Engels Hand!" jauchzte er auf. „Woher kommt mir diese Rettung jetzt am fürchterlichsten Abgrunde meines Lebens?"

Er hob seine Augen auf. Und siehe, über ihm, hoch im Gipfel der Fichte, saß sein ehemaliger Diener, das Eichhorn.

„Freund, bist Du es, der mich rettet?" rief er hinauf.

„Ja, ich bins," antwortete das Eichhorn. „Ich sah Euere Verblendung. Ich sah, wie Ihr Euch glücklich schätztet im gefährlichen Schwarme falscher Freunde, die nicht Euch, sondern nur Eure Küche und Euren Keller liebten. Ich ahnete, was das Ende vom Liede sein würde, nämlich, daß Ihr durch diese Freundschaft arm werden würdet und daß Euch dann Eure guten Freunde verlassen würden, wie das mit solchen Freunden nicht anders zu gehen pflegt. Ich sahe Euch damals schon im Geist am Bettelstabe. Und darum nahm ich heimlich diesen Schmuck. Ich habe ihn nicht gestohlen, sondern nur für die Zeit aufgehoben, die jetzt für Euch da ist. Ich wollte Euch dadurch vor Schmach und einem elenden Untergange retten. Nehmt also jetzt den Schmuck, macht ihn zu Geld und so werdet Ihr Eure alten Tage nun noch ohne Sorgen, in Friede und Ruhe verleben können."

„O komm' herab, Du edler, Du treuester Freund, daß ich Dich umarme und küsse!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0139-0

„Ich will keinen Dank für meinen Liebesdienst. Nur um Eins bitte ich Euch! Warnt die Jugend, so oft Ihr Gelegenheit habt, vor falschen Freunden. Erzählt ihr Euere Lebensgeschichte und ermahnt sie, bei der Wahl ihrer Freunde vorsichtig zu sein. Nicht das Glück, sondern die Noth ist der Prüfstein für treue Freundschaft!“

Der badende Knabe.

Klar Bächlein fließt im Waldgebüsch,
Verborgen rollt sein Gleis.
In seinem Bett ists wunderfrisch,
Doch drüber schwül und heiß.

Da hüpft herbei ein muntrer Knab',
Klar Bächlein lud ihn ein.
Schnell wirft er Schuh und Kleider ab
Und husch! springt er hinein.
Die Wellen,
Sie schwellen,
Und spühlen
Und kühlen.

Du kleine helle Silberfluth,
Umkränzt mit grünem Moos,
Wie brennend ist der Sonne Gluth
Und wie so kühl dein Schooß!
Da plätschert's
Und glätschert's
Stets heller
Und schneller.
Es kommen
Geschwommen
Die Fischlein
Im Goldschein.
Die zucken
Und schlucken
Und stehen
Und drehen,
Keck schwänzelnd,
Umtänzelnd
Des Knaben Fuß,
Fast wie zum Gruß.

Der Knabe theilt mit rascher Hand
Die Wasser um sich her;
Hascht nach den Fischlein, wühlt im Sand,
Und wälzt sich kreuz und quer.
Die Kieseln,
Sie rieseln.
Der Blümlein
Zart Köpflein
Am Rande,
Im Lande,
Es neiget
Und beuget
Zum Bach sich.
Ists durstig,
Bach winket,
Es trinket.
Und heiter
Perlt weiter
Der Schaumkranz
Im Sonn'glanz.

O Lust, zur heißen Sommerzeit,
Auf Wellen, klar und kühl,
Sich wiegen. Welche Seligkeit,
Welch wonniges Gefühl!

Der Knabe tauchet noch einmal
Hinab in kühle Fluth.
Dann hüpft er durch das Blumenthal
Und singt mit frohem Muth:

„Du liebes Bächlein, hell und schlank,
Im grünen Waldgebüsch;
Nun murmle fort und habe Dank!
Wie bin ich leicht und frisch!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0140-2

Eine Kinderkomödie.

„Rudolph, Rudolph, kommst Du heute Nachmittag auch?“

„Wohin denn? In den Pfarrbusch zum Räuberspielen?“

„Bewahre, bewahre. Der Herr Pastor ist heute zu Hause. Da dürfen wir nicht.“

„Wohin denn sonst, Clemens?“

„Nun, in die Komödie. Weißt Du's noch nicht?“

„In die Komödie? Wo denn? Wo denn? Bei wem ist denn Komödie?“

„Das weißt Du noch nicht? — Unten bei Pastelbauers?“

„I was! Bei Pastelbauers? Wer spielt denn?“

„Alle weiß ich sie nicht. Aber Pastelbauers Gottfried, Schulmeisters Otto, Müllers David und Schmidts August sind dabei.“

„O, da freu' ich mich. Da komme ich ganz gewiß.“

„Ja, das wird auch sehr schön werden. Schulmeisters Otto hat mir schon so was davon erzählt. Er hat sich gestern schon einen Dolch und auch einen Säbel dazu geschnitzt.“

„Aber, Clemens, 's wird nicht viel Platz sein in Pastelbauers Stube.“

„Stube? Was denkst Du? In der Scheune ist das Theater aufgebaut. Und die ist sehr groß.“

„Ja, das ist was anderes. Da freilich, da muß es hübsch werden.“

„Kannst mir's glauben, Rudolph, ich kann's kaum erwarten. Wenn nur erst Mittag vorbei wäre.“

„Was wird denn gespielt, Clemens?“

„I nun, das wußte Schulmeisters Otto eigentlich selber noch nicht ganz genau. Sie wollen's erst ausmachen, wenn sie Nachmittag Alle beisammen sind.“

„Na, wenn's nur dabei so recht verwegen zugeht, dann soll mir Alles recht sein.“

„So viel sagte mir Schulmeisters Otto, entweder würde es ein Ritterstück, oder ein Räuberstück.“

„Nun ja, Clemens, das ist so meine Lieblingssorte.“

„Aber, Rudolph, nun muß ich fort. Denn ich muß noch Verschiedenes dazu besorgen.“

„Du? Was denn?“

„Ach, Mancherlei. Ich muß noch aus den alten Pelzstücken, von dem Pelze meiner Großmutter, mehrere Schnurrbärte schneiden. Ich muß noch zwei Paar Sporen aus steifer Pappe machen. Ich muß noch Ziegelmehl reiben und dergleichen."

„Ziegelmehl? Wozu denn das?"

„Nun, sie müssen sich doch schminken können. Und Schulmeisters Otto meinte auch, man könne das Ziegelmehl gebrauchen, wenn man einen Blutfleck auf die Brust machen wollte."

„Ja, der Otto, der versteht diese Sachen gut."

„Na, adieu, Rudolph! Also Du kommst. Sag's nur allen noch, die Du triffst, damit das Theater voll wird."

„Ja wohl. Aber, halt, Clemens, noch Eins! Was kostet es denn? Ich bin jetzt gerade nicht sehr bei Geld, denn ich habe mir nur gestern erst zweiundsiebenzig Ellen Bindfaden zu meinem Drachen gekauft."

„Nun, Schulmeisters Otto meinte, jedes Kind solle zwei Pfennige geben, das wäre gar nicht zu viel."

„Und wer soll denn das Geld bekommen?"

„Davon, meinte Schulmeisters Otto, sollten erstens die Steckenadeln, und der Bindfaden, und die Farbe, und die Papierbogen, was sie alles brauchten, bezahlt werden und das Uebrige wollten sie dann unten dem armen „Käsemichel" geben, der neulich das Bein gebrochen hat."

„Gut so, gut so, Clemens. Zwei Pfennige habe ich noch und auch noch einen darüber. Und weißt Du, für den einen Pfennig, den ich übrig habe, will ich doch den Nachtwächter-Ernst mitbringen. Nicht wahr, den laßt Ihr für den Pfennig hinein? Der arme Junge hat keinen Heller Geld. Und er sieht so Etwas auch gern. Nicht wahr, Clemens? Hm? Sag's nur Schulmeisters Otto. Der ist auch nicht so."

„I ja, Rudolph. Wenn Du den Pfennig daran wenden willst, da bringe nur den Nachtwächter-Ernst mit. Ich werde mit dem Otto reden. Aber nun habe ich durchaus keine Zeit mehr. Adieu, Rudolph, adieu!"

„Adieu, Clemens! Schneide nur recht tüchtige Schnurrbärte und wenn der ganze Pelz drauf geht. Hörst Du?"

Dieses Gespräch zwischen den beiden Knaben fand an einem Sonntage Vormittag statt. Die meisten Kinder des nicht allzukleinen Dorfes wußten bereits, was es heute Nachmittag bei dem Pastelbauer geben solle. Und die es noch nicht wußten, erfuhren es noch bis Mittag.

In dem Dorfe hatte einige Wochen vorher eine Schauspielertruppe einige Stücke aufgeführt. Und den Schauspielern, Seiltänzern und Soldaten ahmen die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0142-3

Kinder gern nach. Der alte Pastelbauer aber war ein Kinderfreund. Auf wiederholtes Bitten seines Gottfried, dem Schulmeisters Otto zur Seite stand, räumte er endlich ein, daß sie seine Scheune auf einen Tag in ein Theater verwandeln durften. „Aber," sagte er im strengen Tone, „auf Dreierlei habt Acht: Macht mir keinen zu großen Lärm, führt in Eurer Komödie keine garstigen Reden und gebraucht kein Feuer. Ich werde selber mit zusehen. Und wenn ich eine einzige Dummheit sehe, jage ich Euch alle zum Tempel hinaus. Das merkt Euch."

Kaum war der Mittag vorüber, so versammelten sich in der betreffenden Scheune eine Anzahl Knaben, Schulmeisters Otto an der Spitze. Er führte das Wort. Und auf ihn hörten auch alle, weil er in der Schule zu oberst saß und weil er der Sohn des Herrn Schulmeisters war.

Vor allen Dingen wurde nun das Theater aufgebaut, wobei ihnen der Pastelbauer selbst und auch dessen Großknecht behilflich waren. Die Pastelbäuerin indeß, eine gutmüthige Frau, mußte dabei die größten Opfer bringen. Sie gab eine Menge Betttücher, Handtücher, Schürzen, Kopftücher und Tischtücher her, damit die Bühne gehörig mit Coulissen und Vorhang versehen werden konnte.

Ein Dritttheil der länglich-viereckigen Scheunentenne ward zur Bühne bestimmt. Drei Betttücher, querüber an eine Stange geheftet, bildeten die vordere Ansicht. Das mittelste Tuch galt als Vorhang. Wurde dieser geöffnet, so erblickte man zwei Seitenwände, aus Schürzen und bunten Tüchern gebildet, und eine Rückwand aus Tischtüchern.

Während Otto diese inneren Einrichtungen arrangirte, besorgten der Pastelbauer und sein Knecht Sitze für das Publicum, indem sie Bretter herbeiholten und diese auf Böcke und Holzblöcke befestigten.

Jetzt glaubte man Alles aufs Beste eingerichtet zu haben. Nur Schulmeisters Otto schien noch einen Wunsch auf dem Herzen zu tragen. „Ja, wenn ich wüßte, wenn ich wüßte!" sagte er immer, indem er den Pastelbauer wie fragend von der Seite ansah.

„Nun, Otto," sagte endlich der Bauer, „was haben Sie denn noch auf dem Herzen?" (Den Otto nannte er „Sie", die anderen Knaben aber alle „Du".)

„Ja, wenn ich wüßte, ob ich dürfte."

„Nun was denn? Wenn's geht, erlaube ich es schon."

„Ja, Sie können mir es gar nicht erlauben."

„Ich nicht? Wer denn sonst?"

„Nun, wenn ichs sagen soll: die Frau Pastelbauern."

„Aha! Ich merke schon was! Sie haben da ein Töpfchen mit Farbe und einen Pinsel. Merk's schon, wo das hinaus will. Na, sagen Sie's nur heraus. Ich will dann fragen, ob sie es erlaubt."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0143-9

„Sie haben es errathen. Ich möchte gerne den Vorhang hier ein Bischen malen, daß er nicht so kahl aussieht."

„Hab' mir's gedacht. Zeigen Sie 'mal die Farbe. 's ist doch kein Firniß und kein Oel darin? — Nein. — Na, da will ich fragen."

Bald war der Pastelbauer mit der Erlaubniß zurück und sogleich begann Otto sein Werk. Er malte mit ziemlicher Leichtigkeit (denn im Zeichnen besaß er viel Geschick) oben eine Art Himmel mit Mond und Sternen. Und darunter die beiden berühmten Männer „Eisele und Beisele", wie sie durch ein großes Fernrohr nach dem Monde sehen. Natürlich hatte er dazu nur eine einzige Farbe, und die sah rothgelb aus.

Das Bild gefiel selbst dem Pastelbauer, so daß er sagte, als Otto den Pinsel wusch: „I, i, Sie sind ja ein Tausensassa im Malen!"

Jetzt war Alles beendet. Nun ging's in das Wohnhaus des Bauers, nach Garderobe. Da mußte nun freilich Alles herhalten, was nur einigermaßen brauchbar schien. Alte Röcke, Westen, Tücher, Handschuhe, alte Hüte, Dachmützen, Zipfelmützen, Pelzmützen, Stricke, Spazierstöcke ꝛc. ꝛc. „Nur so Vielerlei, als möglich," sagte Otto immer, „man weiß nicht, wozu man dieß und jenes gebrauchen kann."

Zu dem Ende wurde nun noch beschlossen, was sie eigentlich für eine Komödie spielen wollten. Einer schlug vor „die Genoveva", ein Anderer „der Berggeist Rübezahl", ein Dritter „Rinaldo, der kühne Räuberhauptmann". Endlich gab Otto den Ausschlag und so wurden sie einig, aufzuführen: „Kunz von Kaufungen oder der sächsische Prinzenraub."

Sogleich wurde dieser Titel auf einen Zettel geschrieben und an's Scheunenthor geheftet. Darauf aber vertheilte Schulmeisters Otto die Rollen, bestimmte von ungefähr, was Jeder zu sagen und zu thun habe und veranstaltete sofort eine kleine Probe.

Gegen vier Uhr saß die Scheune gedrückt voll Kinder, groß und klein. Jedes hatte am Eingange seine zwei Pfennige an den Cassirer erlegt. Nur Nachtwächters Ernst war, wie wir bereits wissen, mit Einem Pfennige durchgekommen. Auch der Pastelbauer hatte für sich und sein ganzes Haus à Person zwei Pfennige entrichtet und bereits im hintersten Winkel Platz genommen.

Das zahlreiche Publicum verhielt sich fast gänzlich lautlos. Alle saßen voller Erwartung und lauschten auf jedes kleine Geräusch, was sich hinter den Coulissen vernehmen ließ. Die kleinern Kinder falteten sogar ihre Hände und zeigten auf ihren Gesichtern eine gewisse Andacht, wie wenn sie in der Kirche säßen.

Schulmeisters Otto, der umsichtige Theaterdirector, hatte es an nichts fehlen lassen. Denn jetzt ertönte sogar Musik. Auf der vordersten Reihe nämlich saß sein Bruder „Eduard" und blies auf einer Mundharmonika.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0144-4

Endlich, nach längerem Harren, ertönte eine „Klinkel“ (eine Glocke von einer Kuh) in einem äußerst blechernen Tone. So schlecht der Klang auch war, versetzte er doch die Kinderschaar in die freudigste Bewegung. „Nun wird's bald losgehen!“ lief es flüsternd von Mund zu Munde. Und Jedes rückte ein Wenig hin und her, wie wenn es sich nun festsetzen müsse.

Jetzt klingelte es zum zweiten und bald darauf zum dritten Male und der Vorhang öffnete sich. Ein langgedehntes „Ah!“ zog halblaut durch die Reihen.

Auf der Bühne stand ein kleiner Tisch, daneben ein Stuhl und darauf saß Friedrich der Großmüthige. Es war Pastelbauers Gottfried. Um alt auszusehen, hatte er seine Haare mit Mehl bestreut. An den Füßen trug er seines Vaters steifschäftigen Stiefeln, an der Brust einen weißen Stern aus Papier, über die Brust Otto's rothen Shawl und auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut aus Pappe, mit einer Hahnenfeder.

Er erzählte für sich, daß er froh sei, daß endlich der blutige Bruderkrieg ein Ende genommen habe und daß er nun wieder ruhig auf seinem Schlosse zu Altenburg wohnen könne. Sagte aber auch, daß er sich über einen Ritter, den Kunz von Kaufungen, sehr ärgern müsse, weil er diesem gar nicht genug geben könne.

Er schloß mit den Worten: „Ha! seh' ich recht, dort kommt der Kunz, der alte Nimmersatt! “

Und herein trat jetzt mit polternden Schritten Kunz von Kaufungen. Beinahe hätte das Publicum in ihm den Schulmeisters Otto nicht erkannt. Seine Züge waren durch einige Farbenstriche in ein grimmiges Gesicht verwandelt. Der lange Schnurrbart stempelte ihn vollends zu einem wahren Räuberhauptmanne. Den Kopf bedeckte eine Art Helm aus Pappe. Eine bleichblaue Schürze, künstlich um die Brust geschlungen, sollte einen Harnisch vorstellen. Den Leib umgürtete ein Handtuch als Schärpe, worin zwei Dolche staken. An der Seite hing ein großer hölzerner Säbel. An den Füßen trug er ein Paar große Wasserstiefeln vom Großknecht, mit mächtigen papiernen Sporen. Die Hände bedeckten ein Paar dicke Pelzhandschuh von der Pastelbauerin.

„Was bringt Ihr mir, lieber Kunz?“ redete ihn der Churfürst an.

„Ich bringe nichts!“ versetzte Kunz barsch.

„Oder was wollt Ihr?“

„Herr, meine drei Schlösser will ich wieder haben.“

„Die könnt Ihr nicht bekommen, Kunz, denn ich hatte sie Euch ja blos geborgt.“

„Ach was, geborgt! Ich will die drei Schlösser haben.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0145-0
DFG

„Aber, ich habe Euch ja alle Eure Schlösser in Thüringen wieder zurückgegeben. Weiter habt Ihr nichts zu verlangen."

„Ich muß sie aber kriegen! Bomben und Granaten!"

„Ich geb' sie Euch aber nicht!"

„Bei meinem Säbel, Herr Churfürst! Ich werde nun zornig!"

„Oho! Kunz! Oho!"

„Wißt Ihr nicht mehr, Herr Churfürst, wie ich für Euch gekämpft habe? Ich habe gekämpft wie ein Löwe! Ganze Regimenter habe ich ganz allein niedergehauen. Die Hussiten rissen vor mir aus, wie die Hasen. Mohrenpommerknacker! Wenn i ch nicht gewesen wäre! Die ganze Welt wäre zu Grunde gegangen. Ja, ja, Herr Churfürst, seht mich nur an!"

„Erhitzt Euch doch nicht so, Kunz!"

„Herr Churfürst, macht mich nicht noch wilder! Rrrrr!"

„Nur gemach! Nur gemach!"

„Nun, wie soll's werden mit den drei Schlössern?"

„'s wird wohl nichts werden, Kunz!"

„Aber ich m u ß sie kriegen! Heraus damit!"

„Und wenn Ihr noch so sehr brüllt. 's hilft Euch doch nichts!"

„Rrrrr! Mohrenpommerknackerdisacker! Meine Schlösser, oder 's wird nicht gut. Ich reiße vor Wuth die ganze Scheune ein!"

„Kunz, die werdet Ihr schon stehen lassen."

„Also, Herr Churfürst, ich soll wirklich die Schlösser nicht bekommen?"

„Nein, lieber Kunz!"

„Wirklich nicht?"

„Nein, wirklich nicht!"

„Herr Churfürst, fürchtet Ihr Euch nicht vor meinem Säbel?"

„Nein, lieber Kunz!"

„Ihr macht mich wüthend! Ich werde ein Tiger!"

„Thut nichts."

Kunz rannte, wie ganz außer sich, auf der Bühne auf und ab, stieß dabei den Tisch um, stampfte mit dem Säbel, schnaubte, tobte und brach endlich, indem er fortging, in die Worte aus: „Ha! Ich werde mich an Eurem Fleisch und Blute rächen!"

„Kunz!" erwiderte darauf der Churfürst ganz gelassen, „verbrennt mir nur die Fische im Teiche nicht."

Bei diesen Worten fiel der Vorhang und der erste Akt war zu Ende. Das Publicum athmete tief auf und ein allgemeines Klatschen erfolgte. Dazwischen hörte man den Ausruf: „Das war schön!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0146-5

Als sich nach einer Weile der Vorhang wieder erhob, lagen zwei schlafende Knaben dort, jeder auf einem Bündel Stroh und mit weißen Tüchern bedeckt. Die Knaben, die Prinzen Ernst und Albert vorstellend, waren Müllers David und Schmidts August. Man hörte ganz deutlich, wie sie schnarchten. Da kam ganz leise der Küchenjunge, Hans Schwalbe (es war Gastwirths Robert) mit einer weißen Schürze und einer weißen Zipfelmütze angethan, herein geschlichen, beguckte und belauschte die Schläfer und sagte endlich: „Ja, sie schlafen fest, wie die Ratten. Nun kann ich ihn herein lassen."

Nach wenig Secunden stürzte Kunz von Kaufungen mit dem Ritter Mosen (es war Bäckers Julius), der sich ganz vermummt hatte, herein. Ohne Weiteres nahmen sie die beiden Prinzen bei den Beinen und schleppten sie zum Tempel hinaus. Die Knaben zappelten und schrieen aus Leibeskräften: „Hilfe! Hilfe!" Aber es half Alles nichts. „Schweigt!" brüllte Kunz, „sonst seid Ihr alle Beide verloren."

Kaum waren sie hinaus, stürzte die Churfürstin Margarethe über die Bühne. Es war Schwundlers Moritz. Er hatte Mädchenkleider an, eine weiße Nachthaube auf und eine nicht brennende Oellampe in der Hand. Die Churfürstin schrie und jammerte: „Meine Kinder! Hilfe! Hilfe! Kunz, Kunz! Laß mir nur meine Kinder! Du sollst Alles bekommen, was Du verlangst."

Der Vorhang fiel.

Bald öffnete er sich wieder und man erblickte in den beiden Ecken zwei kleine, ziemlich dürre Fichtengipfel, in der Gestalt, wie Christbäume. Sie sollten bedeuten, daß jetzt das Stück in einem Walde spiele.

Bald darauf erschien der Prinz Albert und brachte einen jungen Ziegenbock geführt. Das sollte sein Pferd sein. Jetzt aber brach unter dem Publicum ein Gelächter los, das gar kein Ende nehmen wollte. Als nun vollends der Ziegenbock zu meckern anfing, wollten die Kinder vor Lachen platzen.

Endlich gebot der Pastelbauer Ruhe und das Spiel ging weiter.

Der Prinz stellte sich, als pflücke und äße er Beeren. Dabei schien es, als ob er weine und wischte mit dem einen Aermel in den Augen. Auch seufzte er für sich: „Ach, wenn ich nur wieder bei meinem Vater und bei meiner Mutter wäre!"

Jetzt erschien der Kohlenbrenner Georg Schmidt. Es war Lehnrichters Karl. Er trug einen grauen Leinewandkittel, auf dem Kopfe einen alten, breiten Wetterhut, in der Hand einen fürchterlichen Knüttel und hatte sich das Gesicht fast ganz schwarz gemacht.

„Wer bist denn Du, Kleener?" fragte er neugierig.

„Bst! bst! Nicht so laut! Ich bin der Prinz von Sachsen!"

„I, 's is ni wahr."

„Ja, ja, es ist wahr. Ich bin geraubt worden."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0147-1

„Von wem denne?"

„Dort, dort. Seht Ihr ihn nicht? Den dort mit dem großen Barte?"

„Der dort? Der?"

„Ja, ja, der hat mich geraubt."

„I, da käm' er mi grad' recht."

„O, lieber, guter Mann, rettet mich! Rettet mich! Mein Vater wird Euch gewiß gut dafür belohnen."

„Ja, aber, Kleener — —."

In diesem Augenblicke stürmte Kunz unter fürchterlichem Toben herbei und wollte auf den Kohlenbrenner losgehen. Aber er stolperte über seine eigenen Beine und fiel hin, so lang er war. Sogleich warf sich der Kohlenbrenner auf ihn und schlug (natürlich nur scheinbar) mit seinem Knüttel jämmerlich auf den Gefallenen los. Er ließ auch nicht eher nach, bis Kunz bat: „Ach, liebster, bester Köhler, schlagt mich nur nicht todt! Ich will mich gern gefangen geben."

Schnell riß der Köhler sein Halstuch ab und band jenem die Hände auf den Rücken. Darnach schleifte er an den einen Arm einen Strick und führte ihn, den Knüttel drohend in der Hand, ab. Der Prinz, das Ziegenböcklein an der Seite, folgte. Und der Vorhang fiel.

Der vierte Akt zeigte, wie Prinz Ernst mit seinen Räubern in einer Höhle steckt. Man hört Sturmlauten (was mit der alten Klinker bewerkstelligt wurde). Prinz Ernst klagte über Hunger. Man giebt ihm Wurzeln und er nagt daran. Den Räubern wird immer bänglicher. Endlich beschließen sie, den Prinzen auszuliefern. Sie führen ihn fort.

Im fünften Akte tritt der Churfürst und seine Gemahlin wieder auf. Letztere weint vor Freuden und ruft immer aus: „Ach, wenn sie nur bald kämen! Ach, wie freue ich mich, meine Kinder wieder zu sehen! Wie mir die Zeit lang wird. Friedrich, welche Zeit ist's denn?" u. s. w.

Der Churfürst sagt Verschiedenes, um sie zu trösten und geht dabei ruhig auf und ab.

Endlich ertönt ein Marsch, den Otto's jüngerer Bruder, hinter den Coulissen, auf seiner Mundharmonika bläst. Es tritt ein Zug ein. Voran der Köhler, seinen Knüttel wie ein Gewehr schulternd und mit gravitätischen Schritten, dabei aber mit berußtem Gesicht, wie früher. Ihm folgen die beiden Prinzen, sich an der Hand führend. An diese schließen sich ein Rathsherr aus Zwickau (Gärtners Ferdinand). Er hat seine Rockschöße zurückgeschlagen, damit es aussieht, als habe er einen Frack an und trägt einen ungeheuer großen, steifen Halskragen, der mit seinen Spitzen fast das ganze Gesicht bedeckt. Den Zug schließen mehre Kohlenbrenner, die nicht vergessen haben, recht berußt und zerlumpt zu erscheinen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0148-6

„Hier, edler Fürst und Herr," spricht jetzt der Köhler, „bringe ich Euch Eure Kinder wieder."

Der Churfürst und seine Gemahlin fielen sogleich den beiden Prinzen um den Hals und küßten sie so laut, daß man es außerhalb der Scheune hören konnte, worüber das Publicum wieder in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Jetzt wendete sich der Churfürst an den Köhler, drückte und schüttelte ihm die Hand und dankte ihm „recht schön" für seine Dienste. „Hast wohl auch," setzte er noch hinzu, „dem Kunz ein Paar tüchtige Rettige versetzt?"

„Na, das will i globe," erwiderte der Köhler, „der wird an mi gedenke, denn i hob' ihn weidlich getrillert."

„Brav, Alter. Du sollst auch von nun an der „Triller" heißen. Und zum Lohne schenke ich Dir ein Bauerngut. Sollsts von nun an gut haben."

„I dank' Euch, Herr Churfürst, und i freu' mi schie auf das Gütle. Aber am Meisten freuts mi doch, daß i Euch die beeden Büble da hob' rette könne."

Darauf gab der Churfürst ein Zeichen und Alle fielen nieder auf ihre Kniee, falteten ihre Hände und sahen stumm zum Himmel auf. Das sollte das Dankgebet bedeuten.

Während sie dort knieten, ging ein zweiter Zug stumm über die Bühne. Zwei Polizeidiener brachten Kunz von Kaufungen und den Küchenjungen, Hans Schwalbe, geführt. Beide waren mit dicken Seilen, so stark wie ein Kinderarm, gebunden und hatten schwarze Tücher über den Kopf. Das sollte bedeuten, daß beide jetzt zum Tode geführt würden. Beide hingen die Köpfe. Der neckische Otto aber konnte, obgleich es durchaus nicht in seine Rolle gehörte, nicht unterlassen, einen Augenblick das Gesicht dem Publicum zuzuwenden und dabei eine lächerliche Grimasse zu schneiden.

Dieser „Schäker" verhinderte, daß bei einigen Kindern die Thränen nicht zum Vorschein kamen, denn alle waren jetzt sehr wehmüthig gestimmt. Der Schluß sollte auch ernst sein, so war es beschlossen worden. Aber da spielte der Ziegenbock noch einen Streich. Er hatte sich hinter den Coulissen von seinem Stricke losgemacht und gerade jetzt, da die Gefangenen vorüber waren, die andern aber noch andächtig dort knieten, kam er meckernd hereingehüpft, worüber ein schmetterndes Gelächter losbrach. Ueber diesem Halloh aber fiel der Vorhang und die Komödie war aus.

Ein vielstimmiges „Bravo! Bravo!" begleitet von einem so starken Händeklatschen, daß die Scheunenwände zitterten, versicherte den Schauspielern, daß ihre Komödie dem Publicum sehr gefallen habe. Einige riefen noch: „Nächsten Sonntag wieder und ein neues Stück!"

Den andern Tag indeß folgte noch ein kurzes Nachspiel. Und dieses war das Schönste bei der ganzen Komödie. Nämlich das: Der alte Käsemichel, unten im Dorfe, bekam zu seinem freudigen Staunen sechs Neugroschen drei Pfennige als Ueberschuß der Einnahme, nach Deckung aller Ausgaben.

Den General erschossen.

„Herrmännel, heute müssen wir aber tüchtig putzen, sagte ein schon ziemlich bejahrter Feldwebel, Namens Schnauzer, zu seinem fünfjährigen Söhnchen.

„Warum denn, Papa?"

„Weil heute Revue ist. Da kommt der General und besieht uns Alle. Deshalb müssen wir unsere besten Sachen anziehen, müssen die Knöpfe putzen, daß sie flimmern wie die Sterne am Himmel, und die Flinten und Säbel müssen so blank sein, daß man sich darin bespiegeln kann. Bomben und Granaten!"

„O, Papa, da mache ich auch mit Revue."

„Ja, Bomben und Granaten! Hast Du denn schon geputzt, Herrmännel?"

„Nein, aber ich will gleich anfangen."

„Aber da mußt Du schnell machen, sonst wirst Du nicht fertig. Ein Soldat muß pünktlich sein. Bomben und Granaten!"

„Ja, ja, Papa, das will ich schon. Gieb mir nur meinen Czako da herunter, das Andere werde ich gleich herzuholen."

Und hurtig brachte der kleine Herrmann all' seine Soldatensachen, wie er die Dinge nannte, herbei. Sein Vater, ein ächtes Soldatenblut, der schon in vielen Schlachten gewesen war, hatte seine Freude daran, sein Söhnchen von Jugend auf an das Militärische zu gewöhnen. Alle seine Spielsachen mußten in das Soldatenleben einschlagen. Er besaß eine große Festung, Kanonen, ein Lager, viele Schachteln Kavallerie, Jäger, Artillerie und andere Soldatengattungen. Dazu hatte ihn sein Vater auf das Vollständigste armirt. Herrmann trug, wenn es ihm erlaubt wurde, eine grüne Uniform, einen Czako mit einem rothen Regimentszeichen, Schnuren und Roßschweif. Seinen dicken Bauch umgürtete ein weißer Gurt mit

Der Rangstreit der vier Jahreszeiten.

I.

Der Frühling.

Ich bin der Frühling, reich an Freude,
Verbreite Frohsinn weit und breit.
Es sagens viele, viele Leute,
Ich sei die schönste Jahreszeit.

Ich laß die Blumen wieder blühen,
Ruf aus der Knospe frisches Laub,
Laß durch der Sonne segnend Glühen
Die Saaten sprossen aus dem Staub.

Ich laß die Vöglein wiederkehren
Und sag': Stimmt eure Lieder an!
Ich laß die Stunden sich vermehren,
In denen man viel schaffen kann.

Und wer in meine grünen Hallen
Einmal verstimmt und mürrisch tritt,
Läßt seine Grillen bei mir fallen,
Ich geb' ihm neuen Frohsinn mit.

Drum ward ich auch schon oft besungen,
Mein Ruhm erschallet weit und breit!
Und nah' ich, jauchzen alle Zungen:
„Jetzt kommt die schöne Frühlingszeit!"

II.

Der Sommer.

O Freundin, all dein Ruhm verschwindet,
Wie deine Blumen schnell verblühn.
Im Sommer sieht man erst und findet,
Wie deine Reize schnell verglühn.

Du kannst der Hoffnung Stern nur lichten,
Erfüllung kommt von mir allein.
Du giebst die Schale zu den Früchten,
Ich leg' den goldnen Kern hinein.

Ich führ' die Heerden auf die Triften,
Ich reife dort der Menschen Saat;
Ich feg' mit Blitzen in den Lüften,
Die deine Spur verpestet hat.

All ihre Kraft zeigt meine Sonne,
Ich laß die längste Bahn sie gehn.
Mein Schatten fächelt Ruh' und Wonne,
Selbst meine Nächte sind noch schön!

Drum auch, so wahr ich Sommer heiße,
Mir strahlt die Ehre, rein und hell.
Ich bin der Mittelpunkt im Kreise,
Ich bin der Freude tiefster Quell.

III.

Der Herbst.

O zähl' nur immer deine Spenden,
Du Frühling und du Sommer auf,
Die Krone bleibt in meinen Händen,
Den meisten Segen führt mein Lauf.

Ihr laßt nur Aug' und Ohr genießen,
Ich aber stille jeden Sinn.
Aus meinem reichen Schooße fließen
Den Menschen tausend Freuden hin.

Ich fülle Kammern, Küch' und Keller,
Ich fülle Becher, Faß und Glas,
Des Schöpfers Lob ertönte heller,
Wenn man von meinen Früchten aß.

Ich lohn' den Mühen und den Sorgen,
Die ihr den Menschen auferlegt,
In mir ruht jene Hand verborgen,
Die Alles sättigt, was sich regt.

Drum mögt ihr mirs nur zugestehen,
Daß mir allein der Preis gebührt.
Zwar wird mich euer Neid umwehen,
Doch mich, den Herbst, das wenig rührt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0156-1

IV.

Der Winter.

Wer ist der Herr — der, der da dienet?
O nein! Der, dem gedienet wird.
Indem ihr euch zu streiten schienet,
Habt ihr euch stark, sehr stark geirrt.

Ihr Alle schaffet nur und spendet
Für mich, der still die Ruh' genießt.
Und wenn ihr eure Huld geendet,
Dann schmauf' ich, was zurück ihr ließt.

Ich sitz' mit meinen weißen Haaren
Ganz ruhig im gefüllten Haus,
Laß Ruh' auch Andern widerfahren
Und theile viele Freuden aus.

Ich bin der Vater von euch allen,
In meinem Arm müßt ihr erst ruh'n.
O laßt's euch nimmermehr einfallen,
Daß ihr was ohne mich wollt thun.

Der Schöpfer selbst hat mich erhoben
Und zeigt, daß mir der Ruhm gebührt:
Von Diamanten ist durchwoben
Das Kleid, das mich, den Winter, ziert.

V.

Die Sonne als Schiedsrichter.

Schon lange nun mußt' ich den Rangstreit mit hören,
Ich wollte nur eure Begeist'rung nicht stören;
Doch, seid ihr nun fertig, so höret mich an,
Vielleicht, daß die Sonne belehren euch kann.

Ihr Alle habt Wahrheit und Irrthum gesprochen,
D'rum werde auch keinem der Stab jetzt gebrochen.
Ihr Alle geht segnend durch's irdische Land,
Seid Alle als freundliche Boten bekannt.

Ihr gleichet vier Schwestern im stattlichen Hause:
Die eine hier decket die Tafel zum Schmause,
Die andere kochet, die dritte dort schmückt,
Die vierte die Pfühle der Ruhe beschickt.

Und wollte nur Eine den Dienst 'mal versagen,
So würden vergeblich die andern sich plagen,
Zu spenden den Gästen den vollen Genuß,
Sie hätten durch Eine dann Alle Verdruß.

So möget d'rum ihr euch jetzt weiter nicht streiten,
Und nicht euch um Vorzug und Ehre beneiden.
Ihr Alle streut Freuden und Segen viel aus,
Euch Alle nennt Schwestern ein väterlich Haus.

Man freut sich im Frühling, im Sommer nicht minder,
Vergißt selbst des freundlichsten Herbstes im Winter.
D'rum steht ihr auch Alle im Range euch gleich,
Seid All' durch die Güte des Schöpfers nur reich.

Vereinet die Kräfte zum innigen Bunde
Und wirket und schaffet im irdischen Runde.
Es lerne aus euerem Streite die Welt,
Daß Rangsucht auch immer viel Thorheit enthält.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0157-6

Im Walde.

Ueber Wald und Feld und Berg und Thal lag ein reizender Julimorgen. Blatt und Blume schwelgten in den rosigen Strahlen der liebenden Himmelsmutter. Schillernde Käfer und buntfarbene Schmetterlinge durchkreuzten die duftigen Lüfte. Jubelnde Lerchen schwebten als kleine, schwarze Pünktchen unter den leichten Windwölkchen, und im schattigen Gebüsch ertönten die sanften Melodien der Rothkehlchen und Grasmücken.

Da, auf einem freien Platze, dicht vor dem Stadtthore, versammelte sich eine Anzahl Knaben, meist vornehmen Eltern angehörend. Sie schienen noch auf einige Kameraden zu warten. Diese kamen endlich. Und nun erscholl es, wie aus Einem Munde: „Jetzt vorwärts! Hinaus in den Wald!"

Mit einem jauchzenden „Hurrah!" brach die Schaar auf und schlug einen breiten Feldweg nach dem Walde ein.

„O, wie froh bin ich," sagte Curt v. Katzenstein unterwegs zu Horst v. Löwenblitz, „daß uns unser Lehrer, Herr Liebmann, nie viel Ferienarbeit giebt. Kann man sich doch einmal ordentlich austummeln und die schöne Natur genießen. Heisa! Ein solcher Morgen, wie der heutige, welche Lust!"

„Ja wohl," entgegnete Horst, „ich freue mich auch sehr darüber, daß uns Herr Liebmann die schöne Freiheit gönnt. Weißt Du, was er sagte?"

„Nun? Curt?"

„Er sagte: Kinder, die Ferien sind für uns zur Erholung da. Ich habe mich viele Monate hinter einander tüchtig anstrengen müssen und ihr auch. Täglich sechs bis sieben Stunden auf der harten, engen Schulbank sitzen müssen, dabei ununterbrochen aufmerksam und thätig sein; jeden Tag dann noch zu Hause ein oder zwei Stunden Lectionen lernen, schriftliche Aufgaben fertigen und Exempel lösen, nebenbei wohl auch noch Musik treiben, das sehe ich ein, das ist nicht wenig von euch verlangt. Darum gönne ich euch die wenigen Tage der Freiheit von ganzem Herzen und will sie euch nicht durch fortgesetzte Schularbeiten verkürzen. Seid nur dann wieder recht fleißig, wenn die Ferien zu Ende sind."

„O, der gute Herr Liebmann! Wir wollen ihn aber auch nie ärgern, weil er es so gut mit uns meint."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0158-2

Im Walde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0159-1
DFG

„Ja und dann setzte er noch hinzu: Seht, Kinder, ich kann es euch offen gestehen, ich selbst strenge mich während der Ferien auch nicht an. Ich stehe erstens eine Stunde später auf, trinke gemächlich meinen Kaffee, rauche meine Cigarre, lese dann etwa in einem interessanten Buche, oder besuche einen Freund, oder gehe spazieren. Nach Tische halte ich wohl gar ein Mittagsschläfchen, gucke dann ein Wenig zum Fenster hinaus, oder setze mich in meine Laube, oder ich gehe wieder spazieren. Abends suche ich meine Freunde auf, trinke mit ihnen ein Glas Bier drüben im Eiergarten und gehe dann zu Bette. Zur Abwechselung sehe ich wohl auch einmal meine Insekten- und Mineraliensammlung durch u. s. w. Oder ich unternehme eine kleine Reise. Und so erhole und stärke ich mich. Und das sollt ihr eben auch können, darum erlasse ich euch die Ferienarbeiten. — So sagte er."

„Vivat hoch! Herr Liebmann soll leben!" rief Horst, um seiner Freude über den guten Lehrer Luft zu machen.

Alle Anderen stimmten ein, als sie diesen Namen hörten, obgleich sie nicht wußten, um was es sich handele.

Plaudernd, lachend, singend und springend ging es immer weiter, dem Walde zu. Bald hatten sie ihn erreicht. Wie das lustig darin schallte! Das girrte und schlug und trillerte! Hier schmetterte ein munteres Finkhähnchen seine schnellen Läufer, dort pfiff eine stolze Amsel ihre melancholischen Strophen. Hier flötete eine Nachtigall aus dem dunklen Gebüsch hervor, dort in der Ferne rief ein Kuckuk unermüdlich seinen Namen durch die Gipfel. Hier niedelte eine Blaumeise, verkehrt an einem wiegenden Aestchen hängend, ihr Liedchen. Von dort oben herab ließ ein Specht seine ächzende Stimme vernehmen. Eine bunte Musik! Keine Harmonie, und doch so himmlisch! Den Knaben ging das Herz auf. Die schönen Waldlieder reizten auch sie zum Gesang. „Wie herrlich ist's im Wald!" begann Theodor und sogleich stimmten alle Anderen ein und das Lied wurde mit froher Begeisterung bis zu Ende gesungen.

„Nun laßt uns vor allen Dingen unsere Mützen bekränzen", sagte Richard v. Zschinnerattata. Sogleich wurden Eichensträucher gesucht und saftig-grüne Zweige davon auf die Mützen gepflanzt. Einige der Knaben pflückten auch noch Waldblumen und steckten diese in einem Strauße in ein Knopfloch.

„So", sagte Alexander, „jetzt sehen wir reizend aus! Halt, Konrad, Dein Zweig hängt zu sehr nach hinten, mußt ihn etwas nach vorn biegen. So, so ist's genug."

„Nun laßt uns erst ein schönes, weiches Moosplätzchen suchen, wo wir uns lagern und unsere Frühstücksemmeln verzehren können," sagte Wilibald.

Alle zerstreuten sich und suchten emsig, denn Jeder wollte zuerst ein solches Plätzchen finden. „Hierher! Hierher!" rief in einer Weile Kunz aus weiter Ferne,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0161-8

von einem kleinen Hügel herab. „O, hier ist es wunderschön! Seht, hier unter der dicken Buche ist das Moos so frisch und weich, wie ein sammtenes Polster. Und seht nur, wie sie ihre knorrigen Aeste gleich riesigen Armen über uns ausbreitet, uns zu beschatten!"

Von allen Seiten strömten die Knaben herbei und nahmen das wirklich reizende Plätzchen in Besitz. Einige setzten sich blos, die meisten aber streckten sich lang hin. Beim Verzehren des Frühstücks gab es manchen Spaß und manche unschuldige Neckerei. So steckte z. B. Theodor dem Curt einen Pilz in die Rocktasche. Einer warf den Andern mit Bucheckerhülsen. Theodor und Louis tanzten um die Buche herum. Viktor machte sich von Moos einen Schnurr- und einen Backenbart. Guido schoß einige Purzelbäume. Alexander kitzelte den Horst mit einem Grasstengel an der Nase u. s. w.

„Wißt Ihr auch," sagte Woldemar plötzlich, „daß wir hier ganz königlich speisen?"

„Wie so?" fragten Einige.

„Nun seht, wir haben offene Tafel und auch die schönste Tafelmusik. Hört nur, wie die Vögel um uns her musiciren!"

„Ganz guter Witz!" sagte Alexander. „Nur ein Unterschied ist: Der König muß seine Kapelle bezahlen, unsere Künstler aber concertiren umsonst."

Nach dem Frühstücke wurden verschiedene Spiele ausgeführt. Kämmerchenvermiethen, Haschekater, Verstecken, Jäger und Hasen, Räuber, Soldaten, alles kam an die Reihe. Ach, das war eine Lust!

Plötzlich aber rief Constantin: „He! he! ein Eichhörnchen! ein Eichhörnchen! Da, da klettert's den Baum hinauf!"

„Ah!" machten's Alle vor Freuden und sahen dem flinken Thierchen nach.

„Ei! was ich erst sehe!" jauchzte Louis. „Es hat ein Nest oben im Gipfel. Seht Ihr es? Nein, Ihr müßt hierher kommen. Dort steht's, hoch im Gipfel."

„Ja wirklich!" versetzte Wilibald. „Seht, es schlüpft hinein!"

„Ei, es hat gewiß Junge darin," sagten Einige. „O, wenn wir die einmal sehen könnten!"

„Ich danke schön!" erwiderte Horst. „Hinauf klettern, die Kleider zerreißen, herunterstürzen, einen Arm brechen: ich danke schön!"

„Wenn nur das Eichhörnchen bald wieder herauskäme!" sagte der kleine Alfred v. Dudeldei.

„Brr! brr! — Gsch! gsch!" machten es jetzt Alle. Einige klopften dazu mit ihren Fäusten an den Baumstamm. Und wirklich. Plötzlich kam das Thierchen aus seinem Neste heraus. Aber, o Wunder! Es trug ein Junges im Maule.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0162-4

Die Freude der Knaben ging jetzt in ein schallendes Aufjauchzen über. Dadurch aber wurde das Thierchen ängstlich und ergriff mit seinem Kinde um so eher die Flucht. Hastig sprang es mit ihm von Ast zu Ast, von Baum zu Baum. Kaum konnten die Knaben so schnell mit fortkommen. Nachdem es ohngefähr dreißig Bäume zurückgelegt hatte und eben auf einer hohen Fichte angekommen war, bemerkten die Knaben auf ihr ein zweites Nest. Und husch war das Eichhörnchen mit seinem Kinde hinein.

„Wie das wunderbar ist," sagte Curt, „daß diese Thierchen mehrere Nester haben."

„Ja, das ist so," versetzte Richard belehrend. „Herr Liebmann hat uns nur neulich erst erzählt, daß die Eichhörnchen, sobald sie ihre Kinder gefährdet sehen, dieselben in ein anderes Nest tragen."

„Aber nun, dächte ich," nahm Theodor das Wort, „störten wir das arme Thierchen nicht mehr. Kommt, laßt uns weiter gehen."

Kaum waren sie einige Hundert Schritte fort, rief Guido: „Ei! ei! ein Vogelnest! ein Vogelnest!" — Alle eilten herbei und gruppirten sich um die Stelle, die Guido bezeichnete. Unter einem Busche, ziemlich versteckt, sahen sie ein zierlich gebautes Nestlein, mit fünf Eierchen. Es entstand nun die Frage, was das wohl für ein Nest sein könne. Der kleine Alfred meinte: „Gewiß ist es ein Kuckuksnest."

„Haha!" lachte Curt, die Kuckuke haben ja gar keine eigenen Nester, sondern legen ihre Eier in die Nester kleiner Vögel." Man stritt sich lange hin und her. Endlich hörte man das ängstliche Zirpen eines Vogels. Es war eine Lerche, die unruhig die Knaben umkreiste, und sogleich war man einig, daß das Nest dieser Haidelerche gehöre.

Alfred wollte die Eier antasten. Richard aber verbot es ihm und sagte: „Kommt, laßt uns gehen. Was sollen wir länger die arme Lerche ängstigen. Hört nur, wie sie klagt und jammert."

Wir wollen es den Knaben zum Ruhme nachsagen, daß nicht einer darunter war, der Lust bezeugt hätte, das Nest zu zerstören. Sie freuten sich über die zierliche Bauart und gingen weiter.

Jetzt gelangten sie auf eine Anhöhe, der eine andere, noch höhere, entgegen stand. „O," sagte Woldemar, „hier muß es ein schönes Echo geben. Laßt uns einmal versuchen. Richard, Du hast eine recht helle Stimme. Rufe einmal hinüber."

Richard holte tief Athem, um seiner Stimme rechte Forsche geben zu können und schrie dann aus Leibeskräften: „Konstantinopel!"

„Nopel!" erwiderte das Echo.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0163-9

Wieder schrie Richard: „Austria!“

„I—a!“ antwortete das Echo.

„Eine alte Schnarre!“ rief jetzt Constantin.

„Narre!“ entgegnete das Echo.

„Dicht am Rhein liegt Wesel!“ schrie Louis.

„Esel!“ ließ das Echo vernehmen.

Das gab nun wieder eine neue Lust! Wohl eine halbe Stunde lang wurde das arme Echo malträtirt. Aber es hielt geduldig aus und gab getreulich stets die letzten beiden Silben wieder. Zu Aller Erstaunen jedoch veränderte es sich plötzlich. Als Horst rief: „Zuckerhut!“, antwortete es: „Thu' nicht gut!“ Und als Theobald schrie: „Ich hab' Durst!“, hörte man ganz deutlich: „Leberwurst!“ — Alle standen verwundert. Jetzt trat Curt hervor und rief ganz langsam und deutlich: „Ziegenleder!“ Und das Echo erwiderte: „Struwelpeter!“

Endlich aber merkten sie den Betrug. Der schelmische Wilibald nämlich hatte sich heimlich fortgeschlichen und selbst das Echo gemacht. „Na, warte, dem soll's aber schlecht gehen!“ riefen Alle wie aus Einem Munde. Und sogleich wurde eine Art Treibjagd angestellt. Es dauerte auch nicht lange, war Wilibald gefangen. Sogleich wurde er zu Boden geworfen und ihm Einige aufgezählt. Aber natürlich nicht derb, sondern Alles im Spaße.

Schließlich kam der Knabentroß an einen kühlen Waldbach. „Wißt Ihr was,“ sagte Horst, „hier wollen wir uns noch baden und dann nach Hause gehen, es wird Zeit.“

Alle waren dabei. „Aber erst abkühlen!“ versetzte der vorsichtige Theodor. Auch das wurde befolgt. Nach Verlauf einer Viertelstunde lagen Alle im Wasser. Neue Lust! Das war ein Plätschern und Jauchzen und Lachen und Schäkern! Bei sonniger Schwüle sich in einen hellen, kühlen Waldbach tauchen, welche Wonne! Es wurde einzelnen Knaben fast schwer, sich von den erquickenden Wellen zu trennen. „Nur noch fünf Minuten laßt uns!“ baten die Letzten. „Es ist zu schön in diesem Waldbache!“

Nachdem sich Alle angekleidet hatten, mußte der Heimweg angetreten werden. Das aber sollte auf militärische Weise geschehen. Curt wurde zum Hauptmann erwählt und alle Andern stellten sich in Reihe und Glied. So wurde nun marschirt. Eben kamen sie an ein Eichengebüsch. Da commandirte plötzlich der Hauptmann: „Halt!“ — Die Compagnie stand wie eine Mauer. „Eben ist mir Etwas eingefallen,“ versetzte Curt. „Unserm guten Herrn Liebmann haben wir es eigentlich zu verdanken, daß wir heute so fröhlich sein konnten. Und da dächte ich, wir brächten ihm aus Dankbarkeit einen Eichkranz!“

„Ei ja! ei ja!“ riefen Alle. „Das ist ein prächtiger Einfall.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0164-5

Einige fielen sogleich über den Eichbusch her und brachen frische Zweige ab. Andere suchten Bindfaden aus ihren Taschen hervor und bald war ein dichter Eichkranz gewunden. Doppelt vergnügt setzten sie hierauf den Marsch weiter fort.

Am Waldrande jedoch commandirte der Hauptmann plötzlich wieder: „Halt!"

„Was giebt's denn schon wieder?" frugen Horst und Louis.

„Dort sitzt ein armes Mütterchen," versetzte der Hauptmann, „das hat einen Korb voll dürres Holz. Er ist hoch aufgethürmt und muß dem alten Mütterchen schwer werden. Wer von Euch entschließt sich, der armen Frau die schwere Bürde zu tragen?"

„Ich! ich!" erscholl es bunt durcheinander.

„Nun gut," sagte der Hauptmann, „da ihrer so viele bereit sind, mögt Ihr abwechseln. Es mögen immer Zwei und Zwei tragen. Und wenn die Reihe an mir ist, werde ich mich auch nicht ausschließen."

Das alte Mütterchen wollte anfangs gar nicht zugeben, daß diese wohlgekleideten Knaben ihren Korb trügen. Sie hatten alle Mühe, den Korb in ihre Hände zu bekommen.

So ging's nun, gleichsam wie im Triumphzuge, der Stadt zu. Das Mütterchen ging langsam hinterdrein und konnte es gar nicht begreifen, daß diese vornehmen Kinder so gut gegen sie seien. Vor dem Stadtthore erst bekam die Arme ihren Korb wieder. Sie dankte aufs Herzlichste und fast gerührt.

Die Knaben aber zogen bis an die Wohnung Herrn Liebmanns. Curt und Horst traten mit dem Eichkranze in sein Zimmer und überreichten ihn mit den Worten: „Diesen Kranz bringen Ihnen Ihre Schüler aus Dankbarkeit, weil Sie ihnen die Freiheit gönnen."

Herr Liebmann schien ganz überrascht und dankte aufs Freundlichste.

Die Knaben aber zerstreuten sich jetzt und jeder eilte mit seinem hungerigen Magen seinem heimathlichen Mittagstische zu. Alle aber konnten ihren Eltern nicht genug schildern, wie schön es gewesen sei „im Walde".

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0165-1

Ein Paar Stiefel.

„Papa, warum sind nur eigentlich so viel Menschen in der Welt?“ So fragte Eugen, ein kleiner Knabe, seinen Vater, mit dem er eben spazieren ging.

„Eine sonderbare Frage, mein Sohn,“ versetzte der Vater. „Wohl giebt es viel Menschen, aber es könnten deren noch einmal so viel sein und sie fänden alle Brod, Kleidung und Wohnung. Denn die Erde ist ungeheuer groß.“

„Aber was machen denn die Menschen alle, Papa?“

„Der Eine Dieß, der Andere Jenes. Alle aber sind für einander da. Einer muß für den Andern arbeiten, Einer dem Andern helfen.“

„Wer arbeitet denn für uns, Papa?“

„Diese Frage könntest Du Dir leicht selbst beantworten. Wer fertigte Dir denn Dein Röckchen und Deine Stiefeln? Wer webte die Leinewand zu Deinem Hemde? Wer malte Deine Bilderbücher? Wer goß Deine Zinnsoldaten?“

„Ach ja, Papa, da bin ich dumm gewesen. Das hätte ich wissen können. Das ist ja der Schneider, der Schuhmacher u. s. w.“

„Es ist überhaupt merkwürdig, lieber Eugen, wie oft eine ganze Menge Menschen arbeiten müssen, um ein ganz kleines Geräth, oder Geschirr, oder Instrument für uns zu liefern. Man sieht es oft dem Dinge gar nicht an, durch wie viel thätige Menschenhände es gehen mußte, ehe es für unsern Gebrauch fertig war.“

„So, Papa? Das ist mir etwas Neues. Bitte, nenne mir doch ein solches Ding?“

„Nun, z. B. Dein Blechlöffel, mit dem Du alle Abende Deine Suppe ißt.“

„Der einfache Löffel?“

„Ja wohl, mein Sohn. Dieses ganz einfache Ding hat gewiß durch 15 bis 20 Paar Hände gehen müssen, ehe Du es in die Hand nehmen konntest, um Dein Abendbrod damit zu verzehren.“

„Das ist aber merkwürdig, Papa. Da muß ich mir doch gleich den Löffel einmal recht ordentlich ansehen, wenn wir nach Hause kommen.“

„Thue das, Eugen. Aber Du wirst es ihm nicht ansehen. Ebenso ist es z. B. mit einer Stecknadel, mit einem Stückchen Papier, mit einem Stückchen Zucker.“

„Nun sieh' nur, Papa, das Alles habe ich noch nicht gewußt und doch esse ich den Zucker so gern.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0166-6

„Ja, Eugen, Du wirst noch Manches lernen müssen in der Welt."

„Aber, Papa, weißt Du nicht noch ein anderes Ding, woran so recht viel Menschen arbeiten müssen? Bitte, erzähle mir doch da etwas davon. Sieh', dort ist ein recht schattiger Baum. Dort wollen wir uns setzen, damit ich recht ungestört zuhören kann."

„Das können wir thun. Ich will auch Deine Bitte erfüllen. Und es soll mich freuen, wenn Du aus meiner Geschichte lernst, daß alle Menschen für einander da sind, daß deshalb keiner den andern verachten darf, weil jeder in seiner Weise andern nützt."

„So, Papa, ich sitze ganz schön. Ich will Dir doch meine Mütze unter den Ellenbogen legen, daß Dich's nicht drückt, wenn Du Dich aufstemmst."

„Ich danke Dir, mein Söhnchen."

„So, nun freue ich mich, Papa."

„Was hast Du an Deinen Füßen, Eugen?"

„Stiefeln."

„Nicht wahr, Du denkst, die Stiefeln macht der Schuhmacher. Und weiter weißt Du es keinem Menschen Dank, wenn Du sie anziehst?"

„Du hast Recht, Papa. Ich habe mir noch nie etwas Anderes dabei gedacht, als: Die Stiefeln macht der Schuhmacher. Und weiter denke ich mir auch jetzt nichts dabei."

„Nun, so höre mir zu und Du sollst bald andrer Ansicht werden."

„Also von den Stiefeln willst Du mir erzählen?"

„Ein Paar Stiefeln. Das ist die Ueberschrift meiner Geschichte."

„Da bin ich doch begierig, Papa."

„Es war einmal ein König, der feierte seinen Geburtstag. Unter den vielen Geschenken, die er bekam, waren auch ein Paar prächtig gearbeitete Stiefeln. Diese Stiefeln machten ihm ganz besondere Freude und er wollte gern dankbar dafür sein. Deshalb ließ er durch die Zeitungen bekannt machen, alle die Leute, die an den Stiefeln gearbeitet hätten, sollten an einem bestimmten Tage in sein Schloß kommen, er wolle sich abfinden.

Der Tag kam. Da trat der Kammerherr zu ihm und sprach: „Majestät, die Leute, die an den Stiefeln gearbeitet haben, sind drüben im großen Eckſalon versammelt und harren Eurer Majestät."

Der Fürst trat in den Salon und glaubte, einige Schuhmacher dort zu finden. Wie sehr aber staunte er, eine ganze Schaar Männer in den verschiedenartigsten Trachten zu erblicken.

„Habt ihr wirklich Alle an den mir geschenkten Stiefeln gearbeitet?" frug er, seine Blicke in dem weiten Kreise, den die Leute gebildet hatten, herumsendend.

„Ja, Majestät!“ ertönte es einstimmig aus Aller Munde.

„Nun, da bin ich doch begierig, das Nähere zu erfahren. Was hast denn du da in der weißen Zipfelmütze dabei gethan?“

„Ich bin ein Bauer und habe das Rind und das Kalb groß gezogen, deren Haut zu den Stiefeln verbraucht worden ist.“

„Gut, Bauer. Das läßt sich hören. — Und du, mit der weißen Schürze?“

„Ich bin ein Fleischer und habe jene beiden Thiere geschlachtet!“

„Schön. — Und du, mit den braunen Händen?“

„Ich bin ein Gerber und habe jene beiden Häute gegerbt.“

„Ganz wohl. Das habe ich mir gedacht. — Und du?“

„Ich bin ein Spinner und habe das Hanfgarn gesponnen, woraus die Drähte gemacht werden.“

„So, so. — Und du in der grünen Kutte?“

„Ich bin ein Maschinenbauer und habe das Spinnrad gefertigt, darauf der Hanf gesponnen wurde.“

„Ganz recht. Hast auch dein Verdienst dabei. — Aber nun Du, in dem schwarzen Kittel?“

„Ich bin ein armer Pechsieder und habe das Pech geliefert, was der Schuhmacher zu den Stiefeln gebraucht hat.“

„Brav, Alter, Pech gehört nothwendig dazu. — Jetzt du, mit den struppigen Haaren und fahlem Gesicht. Du siehst ja bald aus wie ein Eskimo. Du mußt weit her sein. Sag' an, was hast du mit den Stiefeln zu schaffen gehabt?“

„Ich bin ein Wallfischfänger aus Lappland und habe den Fischthran beschafft, womit das Leder eingerieben wird.“

„Ja, ganz richtig. Daran hätte ich kaum gedacht. Ja wohl, du durftest heute nicht fehlen und wenn du noch so weit zu reisen hattest. — Doch, was willst du hier, du negerschwarzer Fremdling?“

„Ich bin ein Elephantenjäger und habe das Elfenbein geliefert, das, nachdem es vorher gebrannt ist, zur Bereitung der Wichse verwendet wird.“

„I, da sind ja wirklich alle Zonen vertreten, Nord und Süd? — Was hast denn du dabei gethan, du mit den schwarzen Händen?“

„Ich bin ein Rusbrenner. Von mir hat der Schuhmacher den Rus gekauft, mit dem er die Stiefeln schwärzt.“

„So. Das muß natürlich auch sein. — Nun du. He, dir sitzt eine Biene auf dem Kragen.“

„Kann wohl sein. Ich bin nämlich ein Bienenvater und habe dem Schuhmacher das Wachs abgelassen, was er zur Politur des Leders braucht.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0168-7

„Muß auch sein, lieber Mann. — Und du, du scheinst mir ein Leineweber zu sein?"

„Nein, Majestät, ich bin ein Bandweber und habe die Borde gewirkt zu den Struppen."

„Ach so. — Jetzt der Folgende."

„Ich bin ein Wichsfabrikant und habe die Wichse zu den Stiefeln zusammengebraut."

„Ei, Wichse ist ein nothwendiges Stück am Stiefel. — Weiter in der Reihe."

„Ich bin der Zuckersieder. Von mir bezieht mein Vorgänger den Syrop, wenn er Wichse macht."

„Also sogar ein Zuckersieder gehört mit dazu. — Was hast du zu sagen? Du siehst mir etwas gelehrt aus."

„Ich bin ein Chemiker und liefere den Vitriol zur Bereitung der Wichse. Damit pflegt man sie zu kochen."

„Das sind nun schon vier Personen, allein zu der Wichse. — Was wird da Alles noch zum Vorschein kommen! — Was leistest du, in der grünen Schürze?"

„Ich bin der Bürstenbinder. Von mir bezieht der Schuhmacher die Bürsten, wenn er den Stiefel wichsen will."

„Und du dort?"

„Ich bin ein Leistenmacher. Ich fertige die Leisten und Hölzer, worüber das Leder gespannt wird."

„Ei, versteht sich, das ist eine Hauptsache, eine gute Form. — Weiter."

„Ich bin ein Sattler und mache die Knieriemen, deren der Schuhmacher bei seiner Arbeit sehr benöthigt ist. Nicht selten braucht er sie auch, seinen Lehrbuben damit die Dummheiten auszutreiben."

„Davon habe ich gehört. — Aber was willst du hier, mit der Lederschürze hinten und dem Lämpchen vorne?"

„Ich bin ein Bergmann und fördere das Eisen zu Tage, daraus Zwecken für den Schuhmacher gefertigt werden."

„Ach so. — Jetzt der Nachbar dort."

„Ich bin ein Nagelschmied und verarbeite eben dieses Eisen zu Zwecken."

„Ganz in der Ordnung. — Aber da scheint auch noch ein Messerschmied zu stehen?"

„Sehr wohl, Majestät! Ich bin ein Messerschmied. Von mir holt der Schuhmacher seine Kneife (Messer) und Scheeren."

„Und dieser?"

„Ein Glaser, Majestät. Bei mir holt der Schuhmacher die Glasstücken, mit denen er die Sohlen abschabt, damit sie weiß aussehen lernen."

„Drollig! Sogar einen Glaser braucht man dazu. — Was bist denn du?"

„Ich bin ein Sägeschmied und fertige die Schuhahle, womit der Schuhmacher die Löcher in das Leder bohrt."

„Da bist du freilich dem Schuhmacher ganz unentbehrlich. — Nun du da, links, mit den hufigen Händen, was bist du?"

„Ich bin ein Drechsler. Bei mir sind die Hefte zu den Ahlen zu haben."

„Auch ein nothwendiger Artikel. — Nun kommt der Letzte. Und ich bin sehr begierig, was du noch für einen Antheil an den Stiefeln haben wirst."

„Majestät, einen sehr großen. Ja, gewiß den größten unter allen Anwesenden. Denn ich bin — der Schuhmacher selbst."

„Ei, das will ich meinen! Du bist, so zu sagen, die Krone unter deinen vielen Mitarbeitern. — Nun, lieben Leute, ich bin ernstlich erstaunt über das Heer arbeitender Hände, das zu einem einzigen Paar Stiefeln gehört. Dann aber habe ich mich auch gefreut, daß ihr Alle erschienen seid und daß ihr euch so brüderlich in die Hände arbeitet. Und zur Belohnung dafür sollt ihr heute Abend in meinem Schlosse auch zusammen essen. Wer von euch seine Frau und seine Kinder in der Nähe hat, mag sie holen, daß sie sich auch mit freuen. Habt ihr Lust, so könnt ihr nach der Tafel auch noch tanzen. Ist Alles vorbei, so wird mein Hofmarschall Jedem von euch ein kleines Andenken überreichen, zum Lohne für euer Geschenk. Nun so geht, laßt's euch an meinem Tische recht gut schmecken und seid fröhlich und lustig!"

„Dieß, lieber Eugen, war die Geschichte von den Stiefeln."

„O, Papa, ich bin ganz erstaunt über die vielen Mitarbeiter. Ich glaubte, die Reihe nähme gar kein Ende. Und doch begreife ich, daß jene Leute wirklich Alle dazu gehören. Aber wer sähe das einem Paar Stiefeln an?"

„Das meine ich eben, mein Sohn, daß man es vielen Dingen gar nicht ansieht, wie viel Menschen sich damit haben bemühen müssen. Und darum darf man keinen Menschen, er mag treiben was er will, für gering ansehen. Er nützt."

„O, Papa, diese Geschichte will ich mir merken. Und heute noch will ich mir überlegen, wie viel Menschen wohl thätig gewesen sind, mein Puppentheater zu verfertigen. Und wenn ichs weiß, werde ich Dir es auch erzählen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0170-8

Den andern Tag indeß folgte noch ein kurzes Nachspiel. Und dieses war das Schönste bei der ganzen Komödie. Nämlich das: Der alte Käsemichel, unten im Dorfe, bekam zu seinem freudigen Staunen sechs Neugroschen drei Pfennige als Ueberschuß der Einnahme, nach Deckung aller Ausgaben.

Den General erschossen.

„Herrmännel, heute müssen wir aber tüchtig putzen, sagte ein schon ziemlich bejahrter Feldwebel, Namens Schnauzer, zu seinem fünfjährigen Söhnchen.

„Warum denn, Papa?"

„Weil heute Revue ist. Da kommt der General und besieht uns Alle. Deshalb müssen wir unsere besten Sachen anziehen, müssen die Knöpfe putzen, daß sie flimmern wie die Sterne am Himmel, und die Flinten und Säbel müssen so blank sein, daß man sich darin bespiegeln kann. Bomben und Granaten!"

„O, Papa, da mache ich auch mit Revue."

„Ja, Bomben und Granaten! Hast Du denn schon geputzt, Herrmännel?"

„Nein, aber ich will gleich anfangen."

„Aber da mußt Du schnell machen, sonst wirst Du nicht fertig. Ein Soldat muß pünktlich sein. Bomben und Granaten!"

„Ja, ja, Papa, das will ich schon. Gieb mir nur meinen Czako da herunter, das Andere werde ich gleich herzuholen."

Und hurtig brachte der kleine Herrmann all' seine Soldatensachen, wie er die Dinge nannte, herbei. Sein Vater, ein ächtes Soldatenblut, der schon in vielen Schlachten gewesen war, hatte seine Freude daran, sein Söhnchen von Jugend auf an das Militärische zu gewöhnen. Alle seine Spielsachen mußten in das Soldatenleben einschlagen. Er besaß eine große Festung, Kanonen, ein Lager, viele Schachteln Kavallerie, Jäger, Artillerie und andere Soldatengattungen. Dazu hatte ihn sein Vater auf das Vollständigste armirt. Herrmann trug, wenn es ihm erlaubt wurde, eine grüne Uniform, einen Czako mit einem rothen Regimentszeichen, Schnuren und Roßschweif. Seinen dicken Bauch umgürtete ein weißer Gurt mit

Säbel und Patrontäschchen. Den Rücken bedeckte ein kleiner schwarzer Tornister und in seinen Armen blitzte eine niedliche Flinte mit Hahn und Schloß. Statt der Kugel mußte er freilich den Ladestock hineinladen.

Jetzt nun putzten Vater und Sohn mit einander um die Wette. Hie und da mußte der Feldwebel dem Kleinen freilich noch Anweisung geben, wie er das Knopfholz und die Bürste anzufassen habe. „Darfst nicht zu viel Trippel darauf streichen, das nutzt nichts, Herrmann. — Hier, an dem Lederzeug, ist noch ein todter (blasser) Fleck, der muß weg. Wenn den der General sähe, setzte es gleich 25 Stück, weißts schon, wohin. Bomben und Granaten! Da, am Czakoknopfe, sitzt auch noch etwas Grünspahn. Vergiß auch nicht, den Roßschweif glatt zu kämmen."

„Zu Befehl, Herr Feldwebel," versetzte Herrmann scherzend. Diese Redensart hatte er sich von den Soldaten gemerkt. Und wenn der kleine Knabe so zu seinem Vater sagte, wollte sich dieser allemal halbtodt lachen.

„Aber Herrmann, Bomben und Granaten! Du keuchst und schwitzt ja, wie ein Rekrut, der das erstemal putzt?"

„Ja, Papa, der alte Säbel will gar nicht werden."

„Drücke nur tüchtig auf, der Hammerschlag ist billig."

„Au! au!"

„Was giebts denn? Bomben und Granaten!"

„Au! ich habe mich mit der Lederfeile an die Nase gestoßen!"

„Das schadet gar nichts, Herrmann. Dafür bist Du ein Soldat. Und ein Soldat muß einen Nasenstüber vertragen lernen. Bomben und Granaten!"

„Herr Feldwebel?"

„Was giebts?"

„Ich bitte um Urlaub." (Auch eine militärische Redensart, die er den Soldaten abgelauscht hatte.)

„Wo willst Du hin?"

„Ich will mir meine Frühstücksbemme holen, mich hungert."

„Nein, Bomben und Granaten! Erst wird vollends geputzt und dann wird gegessen. Ich esse dann auch mit. Holst mir dann für einen Sechser Nordhäuser dazu."

„Zu Befehl, Herr Feldwebel."

Herrmann strengte jetzt alle seine Kräfte an, um mit seinem Vater gleichzeitig fertig zu werden. Dabei suchte er diesem in allen Stücken möglichst nachzuahmen. Hauchte dieser einmal seine Knöpfe an, gleich that es Herrmann auch. Hielt jener dies oder jenes Stück gegen das Licht, um die todten Stellen besser entdecken zu können, augenblicklich sprang dieser auch an das Fenster.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0151-3

Endlich war Alles abgethan. „Also nun für einen Sechser Nordhäuser, Herrmännel, aber ächten, hörst Du? Bomben und Granaten."

„Zu Befehl, Herr Feldwebel."

„Halt, Männel! Rechts — umkehrt! Hier hast noch einen Vierling, bringe mir lieber für einen Neugroschen, weil wir heute die Revue haben."

„Zu Befehl, Herr Feldwebel."

„Jetzt: Rechts — umkehrt! Marsch!"

Nach wenig Minuten war Herrmann zurück und Vater und Sohn setzten sich nun zum Frühstück.

„Papa," versetzte der Kleine nach einer Weile, „wie groß muß ich denn sein, wenn ich auch mit Nordhäuser trinken darf?"

„So groß wie ich. Eher nicht."

„Ach, da muß ich noch lange wachsen."

„Schadet nichts, Männel. Kommst noch Zeit genug dazu."

„O, Papa, er schmeckt auch schlecht!"

„Was? — Höre Er einmal, Er hat mir doch nicht etwa unterwegs genippt? Bomben und Granaten."

„Bewahre, Herr Feldwebel."

„Aber woher weiß Er denn, wie er schmeckt?"

„Ja, neulich hat mich der Korporal Zschitschmann einmal nippen lassen."

„Der Blitzkerl! Bomben und Granaten! Den will ich „annehmen"."

Auch heute kam der Vater, der seinen Herrmann von ganzer Seele liebte, nicht los, er mußte seinem Lieblinge während des Frühstückens eine Kriegsgeschichte erzählen, wobei Herrmann sehr oft die lächerlichsten Fragen einwarf. Nun aber wurde es Zeit, sich in die Uniform zu stecken. Der Feldwebel war bald fertig. Etwas später auch Herrmann, der sich mit dem Zuknöpfen noch nicht recht behelfen konnte. Seine Mutter indeß stand ihm treulich bei.

Endlich kam er auf seinen Vater losmarschirt, den Tornister auf dem Rücken und die Flinte im Arm. Drei Schritt vor jenem machte er Halt, stellte sich in Achtung und sprach ganz kurz und militärisch: „Herr Feldwebel, ich melde mich eingetroffen."

Der Vater mußte anfangs lachen, steckte aber sofort die militärische Amtsmiene auf und ging zweimal langsam, scheinbar jeden Knopf musternd, um den kleinen Soldaten herum. Dieser stand regungslos, wie eine Mauer und erwartete, sichtlich gespannt, des Vaters Urtheil.

„Wie heißt Du, mein Sohn?"

„Herrmann Schnauzer."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0152-8

„Wie alt?“

„Fünf Jahr.“

„Wie lange Soldat?“

„Seit vorigem heil'gen Christ!“

„Was ist Dein Vater?“

„Feldwebel bei der dritten Compagnie.“

„Hast gut geputzt, mein Sohn! Machst Deinem König Ehre! Rühre Dich! Tret' — ab!“

Jetzt aber hätte man das freudestrahlende Gesicht des Kleinen sehen sollen. Kein Lieutenant, der von einem fremden Fürsten einen Orden erhielt, konnte glücklicher sein, als Herrmann über dieses Lob. Er machte sichs nun wieder bequem, marschirte in der Stube auf und ab und erwartete mit Ungeduld das Signal, das die Soldaten zur Aufstellung rief.

„Papa! Papa!“

„Was ist denn, mein Junge!“

„Eins fehlt mir noch.“

„Nun und was wäre denn das?“

„Wenn ich nur auch noch einen Schnurrbart hätte, wie Du.“

„I, du Bomben und Granaten! Was Du doch auch für Einfälle hast.“

„Ach, ja, Papa, dann hätte ich noch viel mehr Courage.“

„Na, warte, ich werde Dir einen verschaffen. Gehe mal gleich zur Mutter und bitte sie, Dir ein altes Stückchen schwarzen Pelz zu geben und eine Scheere.“

„Ei ja, Papa! O, wenn das ginge.“

Bald war Herrmann mit beiden Dingen zurück und der Vater schnitt ihm nun aus dem Pelzfleckchen, das zufällig recht lange Haare hatte, einen Schnurrbart. Derselbe wurde mit einem sehr dünnen Drahte unter der Nase befestigt und so war der vollständige Soldat fertig. Mit dem Augenblicke aber, da Herrmann den Schnurrbart unter seinem Näschen fühlte, war es, als ob ein ganz andrer Geist in ihn führe. Er trug den Kopf noch einmal so steif und setzte die Füße doppelt auswärts. Vater und Mutter aber hatten im Stillen ihre einzige Freude an dem kleinen, drolligen Burschen.

Jetzt gings zur Revue auf den Casernenhof. Herrmann indeß begab sich an das Thor der Caserne, um den General kommen zu sehen. Er stellte sich unweit der Schildwache auf und marschirte hin und her, wie wenn er wirklich auf diesen Posten commandirt wäre. Die Soldaten hatten ihren größten Spaß mit ihm, denn er war wegen seiner Possirlichkeit in der ganzen Caserne bekannt und beliebt. So oft ein Officier eintrat, stellte er sich in Achtung und schulterte das Gewehr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0153-4

Endlich erschien der General, ein äußerst freundlicher, väterlicher Mann. Und richtig. Augenblicklich nahm Herrmann Stellung, gerade so, wie die Schildwache, und präsentirte sein Gewehr. Dabei zuckte er keine Miene.

Der General bemerkte ihn und konnte sich des Lachens nicht enthalten. Er ging auf ihn zu und sagte ganz freundlich: „Wie heißt Du, mein Söhnchen?"

„Herrmann Schnauzer," antwortete dieser ganz kurz und mit möglichst tiefer Stimme.

„Wer ist denn Dein Vater?"

„Feldwebel bei der dritten Compagnie."

„In welcher Stube liegt (wohnt) er denn?"

„Flügel A., Nr. 6."

„Bist ein braver Soldat."

Herrmann schwieg.

„Und was Du schon für einen Schnurrbart hast." Bei diesen Worten faßte der General den Bart an, um ein Wenig zu zupfen. Aber der Bart — wie das nicht anders sein konnte — ging ab und der General hielt ihn in der Hand. Darüber aber wurde Herrmann so zornig, daß er augenblicklich seine militärische Stellung aufgab und zornentflammt auf den General losprang.

„Mein Bart! Mein Bart!" schrie er. „Ich sags meinem Vater!"

„Na, na, nur nicht so hitzig, Männchen," scherzte der General und hielt den Bart so hoch, daß ihn der Kleine nicht erreichen konnte.

Herrmann wurde blutroth im Gesicht: „Meinen Bart will ich haben! Meinen Bart!"

„Ja, warum hast Du einen so schlechten Bart."

„Ich zieh' meinen Säbel, wenn Sie mir meinen Bart nicht geben."

„Oho, Männchen, siehst Du, ich habe auch einen Säbel."

„Ich schieße Sie todt."

„J, das wirst Du doch nicht thun, mein Söhnchen?"

Herrmann wurde immer wüthender, zumal als er sah, wie sich die umstehenden Officiere vor Lachen den Bauch hielten. Und es war ihm wirklich mit dem Todtschießen ein Ernst. Er nahm seine Flinte, steckte den hölzernen Ladestock ins Rohr, spannte den Hahn und machte sich schußfertig. In dieser Stellung rief er noch einmal: „Nun, wollen Sie mir meinen Bart geben, oder ich schieße Sie todt."

Der General indeß, dem der kleine Held immer interessanter wurde, fürchtete sich nicht, sah dem Tode ruhig entgegen und that, als ob er den Bart einstecken und mitnehmen wollte. „Schieß' zu, wenn Du Courage hast."

Und richtig! knack! drückte Herrmann ab und der kleine, dünne Ladestock traf den General gerade an die Brust.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0154-0

„I, Du bist ja ein Graupelwetterkerl!“ versetzte der General, der natürlich nicht im Mindesten erschrocken war. Die umstehenden Officiere indeß wollten vor Lachen platzen. „Den General erschossen!“ lief es scherzend von Mund zu Munde.

Der General aber, höchst erfreut über die Bravour des kleinen Kriegers, gab zunächst jetzt, da er nicht länger mehr Zeit hatte, dem Knaben seinen Bart zurück. Dann aber griff er in seine Tasche, langte einen Dukaten heraus und drückte diesen dem Kleinen mit den Worten in die Hand: „Hier Kleiner, kaufe Dir Etwas dafür. Aber erschieße mir keinen General wieder.“

Die ganze darauf folgende Revue nahm einen etwas heiteren Charakter an, denn bald war es in allen Gliedern der Mannschaft und auf dem ganzen Casernenhofe bekannt, daß der kleine Feldwebel den General erschossen habe.

Herrmann steckte seinen Dukaten, dessen Werth er noch nicht kannte, ruhig in die Tasche und den Schnurrbart hocherfreut wieder an die kleine Nase und marschirte aufs Neue auf und ab.

Wie sehr aber staunte der Feldwebel, als er nach beendeter Revue bei seinem Kleinen das Goldstück entdeckte. „Männel,“ sagte er, „wo hast Du nur den Dukaten her? Bomben und Granaten!“

„Hab' ihn vom General bekommen.“

„Wofür denn aber?“

„Weil ich ihn erschossen habe.“

„Erschossen?“

„Ja, mausetodt!“

„Wo denn?“

„Am Casernenthore.“

„Und warum denn? Bomben und Granaten!“

„Weil er mir meinen Schnurrbart genommen hatte.“

„Bomben und Granaten! Du wirst einmal ein tüchtiger Soldat werden.“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0155-5

Bück' Dich.

Es waren einmal zwei Freunde, der eine hieß Ducker und der andre Stiefel. Die gingen mit einander auf die Wanderschaft. Unterwegs unterhielten sie sich darüber, wie es wohl in der Welt gehen und aussehen würde. Ducker meinte: „Wir werden uns wohl ein Wenig in die Welt schicken müssen, wenn wir unser Glück machen wollen."

Stiefel aber sagte: „Das ist falsch. Man darf sich durchaus nicht auf der Nase herumtrommeln lassen. Denn wir sind alle Menschen, der Kaiser so gut, wie der Bettelmann."

„Da hast Du Recht, Freund Stiefel. Aber es ist nun einmal eine gewisse Ordnung unter die Menschen gebracht. Der Eine ist reich, der Andre arm, der Eine hoch und der Andre niedrig. Und es ist und bleibt immer klug, sich darnach zu richten. Wer das nicht thut, kommt selten auf einen grünen Zweig."

„Schlimm genug, Freund Ducker."

„Ja, aber es ist nun einmal so und wir ändern das nicht. D'rum bleibt es mein Grundsatz: Bück' dich ein Wenig."

„Und wenn ich das auch könnte, ich thue es nicht. Mich bücken und ducken? Ich sehe nicht ein. Wir Menschen sind alle aus Erde gemacht. Warum soll ich mich da vor Meinesgleichen bücken?"

„Thue, was Du willst, Freund Stiefel, bücke Dich, oder bücke Dich nicht. Ich bücke mich ein Wenig."

Nachdem beide Freunde geraume Zeit Eines Weges gegangen waren, kamen sie an ein Wirthshaus, das an einem Kreuzwege stand. „Hier," sagte Ducker, „wollen wir uns trennen. Denn es taugt nichts, wenn wir immer beisammen bleiben."

„Das ist mir ganz recht," entgegnete Stiefel. „Ich habe mich ohnedieß schon im Stillen über Dich geärgert."

„Geärgert? Ueber mich? Warum denn?"

„Nun, weil Du vor Jedem, der ein Bischen nach was aussieht, gleich den Hut herunterreißest, bis an die Kniekehle."

„Aber hast Du nicht auch gesehen, wie ich durch diese Höflichkeit schon so manchen Kreuzer für unsre Reisekasse erlangt habe?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0171-4
DFG

„Mag sein, aber ich kann das nicht leiden. Denn wir sind als Menschen einander alle gleich. Das ist und bleibt mein Grundsatz!"

„Gut, bleibe Du bei dem Deinigen, Stiefel, ich aber bleibe bei dem meinigen, der da heißt: „Bück' dich ein Wenig". Und nun wollen wir sehen, wer von uns Beiden am Besten fährt."

„Aber, Bruder Ducker," versetzte Stiefel und nahm Jenen bei der Hand. „Wir können doch nicht so trocken von einander gehen. Komm' mit herein ins Wirthshaus und laß uns erst noch einen Abschiedskümmel trinken."

Sie gingen hinein. Beim Trinken theilten sie die bisher „erfochtenen" Kreuzer und beschlossen, wenn es nur irgend möglich wäre, in drei Jahren wieder zurückzukehren und sich hier, in diesem Wirthshause, am St. Johannistage, zu treffen.

Unter einem herzlichen Händedrucke verabschiedeten sie sich hierauf. Ducker ging die Straße rechts und Stiefel links. Beide hatten kein bestimmtes Handwerk erlernt, doch waren sie nicht ohne Schulkenntnisse und überhaupt nicht ohne Bildung. Sie wollten nun zusehen, auf welche Weise sie ein Unterkommen in der Fremde finden würden.

Wollten wir jeden Einzelnen auf seiner Wanderschaft begleiten, würden wir freilich sehr bald bemerken, wie sie sich im Umgange mit Menschen sehr verschieden benahmen und wie sie deshalb auch eine sehr verschiedene Aufnahme fanden.

So hatte z. B. Stiefel schon in der nächsten Herberge einen schlimmen Tanz zu bestehen. Es überraschte ihn nämlich unterwegs ein Gewitter, mit einem fürchterlichen Platzregen. Ganz durchnäßt und an Beinen und Füßen sehr schmutzig, trat er ins Gastzimmer. Die Einrichtung darin war äußerst nobel. In der Mitte, unter einem blitzenden Kronleuchter, stand ein feiner, runder Tisch, mit zierlichen Polsterstühlen. Daran saßen eine Anzahl vornehmer Herren bei einer Flasche Bocksbeutel. Unser Stiefel ging, mir nichts, dir nichts, gerade auf den Tisch zu, warf sein Bündel unter einen der Stühle und setzte sich neben jene Herren.

„Bringen Sie mir ein Glas Schnaps für drei Pfennige," rief er dem Kellner gebieterisch zu.

Die Herren schienen den nassen Gesellschafter nicht eben willkommen zu heißen. Sie warfen ziemlich verächtliche Blicke auf ihn, sahen sich dann wie fragend an und rückten ihre Stühle enger zusammen.

In einer Weile rief Stiefel etwas mürrisch: „Kellner, wo bleibt mein Schnaps? Wie lange soll ich warten?"

„Ist schon da," antwortete der Kellner in einiger Entfernung.

„Aber wo denn? Ich sehe ihn ja nicht."

„Sehen Sie sich nur gefälligst um," versetzte der Kellner etwas ironisch. „Hier steht er."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0172-9

Das Gläschen Schnaps stand auf einem Tische, links der Thür, ein Stuhl davor und ein Licht daneben.

„Aber, was ist das für eine Wirthschaft!" schrie Stiefel aufgebracht. „Ich sitze hier und Sie setzen das Glas dorthin?"

„Das wird sich so gehören," sagte der Kellner ganz ruhig.

„Nein, sage ich Ihnen," fuhr Stiefel auf, „das gehört sich nicht so. Wo der Gast sitzt, hat der Kellner das Glas hinzustellen. Ich werde Ihnen mores lehren."

„Bei uns ists etwas anders, lieber Freund," entgegnete der Kellner lächelnd. „Hier wird das Glas dahin gesetzt, wo der Gast hingehört."

„Zum Henker!" fluchte Stiefel und sprang zornig auf. „Dorthin, an die Thür soll ich mich setzen? Bin ich nicht auch ein Mensch, wie diese Herren hier? Daraus wird nichts! Hierher mit dem Schnaps, Kellner, oder ich nehme Ihn bei den Ohren!"

In diesem Augenblicke aber trat der Wirth von hinten heran und packte unsern Stiefel beim Kragen, indem er hitzig sagte: „Und ich packe Ihn beim Kragen und führe Ihn zur Thür hinaus, wenn Er hier solchen Skandal macht!"

„Ich mache keinen Skandal," erwiderte Stiefel. „Ich will nur meinen Schnaps an diesen Tisch haben. Wir Menschen sind einander alle gleich!"

„Schweig' Er!" schrie der Wirth. „Er ist ein Wanderbursche und das ist Ihm keine Schande. Wir ehren auch den Wandersmann. Aber der Wanderbursche gehört in einem anständigen Gasthause nicht an den Tisch, wo die nobelsten Leute sitzen. Dazu ist Er noch ganz durchnäßt und schmutzig und deshalb ist es doppelt unverschämt von Ihm, daß Er sich gleich in diesen Zirkel drängt. Weiß Er's!"

Stiefel wollte noch mehr sagen. Jetzt aber sprang einer der Herren auf und versetzte in sehr entschiedenem Tone: „Keinen Mucks mehr, Bursche! Sonst werde ich Ihm sofort ein Quartier anweisen, wo gar kein Tisch darin steht. Ich bin Polizeiinspector!"

Dieses letzte Wort berührte unsern Stiefel wie ein Donnerschlag. Sogleich griff er unter den Stuhl, zog sein Bündel hervor und schlich ganz kleinlaut vom Tische, dem andern zu. Ganz schüchtern leerte er hierauf sein Gläschen und ging. Hier zu übernachten, schämte er sich. Unglücklicherweise war das nächste Gasthaus noch vier Stunden entfernt. Die ganze Tour mußte er nun noch in seinen nassen Kleidern machen und kam erst spät in der Nacht und todtmüde daselbst an. — Was war Schuld daran?

Wie schon gesagt, wir begleiten die beiden Freunde nicht weiter. Wozu sollen wir mit ihnen in der Welt herumwandern? Wir haben uns ja gar nicht darauf eingerichtet. Eins aber wollen wir thun: Wenn die drei Jahre um sind, wollen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0173-5

wir zum St. Johannistage wieder in jenes Wirthshaus, am Kreuzwege, gehen und wollen hören und sehen, wie es ihnen ergangen ist.

Die drei Jahre sind um. Der St. Johannistag bricht an. Es wird Mittag. Die Sonne glüht. Die Straße vor dem Wirthshause stäubt. Posten und leichte Equipagen rollen dahin. Zuweilen bewegt sich auch ein hochaufgethürmter Lastwagen schwerfällig daher. Einzelne Wanderburschen mit dickbestäubtem Hut und sonnverbranntem Gesicht ziehen ihren Weg. Aber es ist kein Ducker und kein Freund Stiefel darunter.

Aber dort unter dem Weidenbusche, im Straßengraben, regt sich Etwas. Es streckt sich! Es brummt und knurrt. Es liegt ein alter, zerdrückter und durchlöcherter Hut und ein dicker Knotenstock dabei. Es muß ein Mensch dort sein. Ja, wahrhaftig. Jetzt richtet er sich auf. Es ist ein Mensch. Aber, es muß wohl gar ein Räuber sein! Seht nur die stieren Augen! Wie ihm die Haare struppig um den Kopf hängen! Und der große, schmutzige Bart! Man sieht vor ihm die Nase kaum. Hu! ein abschreckendes Gesicht! Und nun die Kleider! Kein Halstuch! Der Rock zerrissen, kein Knopf mehr darauf, die Farbe vor Staub nicht mehr zu erkennen! Die Hosen aufgeschlitzt bis an die Kniee! Mit einem Strick zusammengehalten. Die Absätze ganz schief gelaufen. Es ist keine Sohle mehr auf den Stiefeln. Vorn gucken die bloßen Zehen heraus. Ich weiß wahrhaftig nicht, sollen wir uns vor diesem Fremdling fürchten, oder sollen wir ihn bedauern.

Neben ihm liegt ein blaues Päcktchen, durch einen alten Riemen befestigt. Richtig, da wird er seine übrige Garderobe darin haben. Wie mag's erst in diesem Päcktchen aussehen!

Eben kommt eine Kutsche daher. Er stutzt! Er springt auf, ergreift seinen Hut, eilt hin und hält ihn zum Kutschenschlage hinein. Hörtet Ihr, was er sprach? „Ein armer Reisender!" murmelte er.

Der Kutscher fährt Schritt. Da langt eine Hand aus der Kutsche heraus und läßt ein neues Viergroschenstück in den Hut fallen. „Gott vergelt's!" brummt der Bettler. Hastig greift er nach dem blitzenden Geldstücke, sieht wie erstaunt der Kutsche noch einen Augenblick nach und begiebt sich dann wieder unter den schattigen Weidenstrauch.

Wir lassen den Sonderling liegen und gehen ins Wirthshaus, wo eben auch die Kutsche anhält. Unsere Wanderburschen müssen doch nun endlich kommen. Mittag ist ja schon längst vorüber. Und wenn auch wirklich Einer von ihnen gestorben wäre, so muß sich doch der Andere zeigen.

Aus dem Kutschwagen ist ein nobelgekleideter Herr gestiegen und sitzt bereits bei einer Flasche Wein am Tische. Der Kutscher füttert einstweilen. Der Herr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0174-0
DFG

thut eben den ersten Schluck. „Ha!“ spricht er für sich, „diese Sorte schmeckt freilich besser, als vor drei Jahren der Abschiedskümmel.“

Aber der fremde Herr scheint eine gewisse Unruhe in sich zu haben. Er steht aller Augenblicke auf, geht von einem Fenster zum andern und lugt forschend nach allen Himmelsgegenden. Dabei hört man wiederholt die halblauten Worte: „Wo er nur bleibt? — Sollte er es vergessen haben? — Ist ihm vielleicht gar ein Unglück zugestoßen?“

Endlich wendet er sich an den Wirth und spricht: „Können Sie sich vielleicht erinnern, ob heute ein Wanderbursche dagewesen ist, der sich etwa nach einem andern erkundigt hat?“

„Wanderburschen,“ versetzt der Wirth gefällig, „sind zwar mehrere hier gewesen. Aber gefragt hat keiner. Alle haben sich bald wieder entfernt. Aber ich will doch auch meine Frau fragen.“

Diese erscheint und sagt: „Es thut mir leid, lieber Herr, daß ich Ihnen keine andere Auskunft geben kann, als mein Mann hier.“

„Ich danke Ihnen herzlich, Frau Wirthin. Sollte indeß noch Einer kommen, der jene Frage stellte, so schicken Sie mir ihn gefälligst gleich zu. Und sollte ich bis zur Nacht vergeblich warten, so kann ich doch wohl hier ein Nachtquartier erhalten?“

„O, mit Vergnügen!“ versetzt der Wirth.

Unter merklicher Unruhe und Besorgniß vergeht dem Herrn der Nachmittag. Jetzt wird es dunkel und auf dem Tische des Gastes ein Kerzenlicht angezündet, während der übrige Theil des Zimmers noch unerleuchtet bleibt.

Da öffnet sich ziemlich geräuschlos die Thür und herein schleicht eine verworrene Gestalt. Sie setzt sich stumm an einem Tische, im vordern Winkel, nieder und verlangt ein Glas Rum.

„Hat Er auch Geld?“ erwidert darauf der Wirth etwas bestimmt. „Sonst trinke Er doch lieber eine billigere Sorte.“

„Geld ist da!“ brummt die Gestalt, die keine andere ist, als der Bettler aus dem Straßengraben.

Der Wirth bringt den Rum, nimmt das dargebotene Geldstück und läßt den Gast im Dunkeln sitzen.

„Ich bekomme Geld wieder,“ brummt der Fremde.

„Oho!“ entgegnet der Wirth ziemlich unfreundlich. „Ich muß doch erst sehen, was es für ein Geldstück ist. Denn ihr Gesindel hängt Einem manchmal Zeug auf, was kein Hund anriecht.“

„Was ist denn das für ein Mensch?“ fragt der fremde Herr jetzt die Wirthin, die eben in seiner Nähe ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0175-6

„J," giebt diese zur Antwort, „'s ist ein liederlicher, ganz heruntergekommener Kerl. Er hat sich schon seit acht Tagen hier in der Gegend herumgetrieben. Am Tage bettelt er die Leute an, auf der Straße, und Abends schläft er im Straßengraben, oder im Walde."

Indeß ist der Wirth mit dem Geldstücke an das Licht herangetreten. „Ein ganz neues Viergroschenstück," spricht er verwundert. „Solche blanke bekommt man selten zu sehen."

„Wo hat Er denn das schöne Geldstück her, he?" ruft er hierauf dem ganz im Dunkeln sitzenden Bettler zu.

„Ich habe Bück' dich gemacht," murmelt dieser.

„Was heißt denn das?" fragt der Wirth wieder.

„Nun, was soll's heißen? Bücke dich, heißt's."

„Ach so. Er hat sich gebückt und da hat Er es gefunden."

„Gefunden nicht. Aber geschenkt bekommen."

„Da ist Er für sein Bücken recht wacker belohnt worden."

„Ei wohl! Hätte ich nur früher Bück' dich gemacht, da stünde es jetzt vielleicht besser mit mir! — Ducker hatte wohl Recht!"

Kaum vernimmt der fremde Herr, der dem Zwiegespräch mit einiger Spannung zugehört hat, den Namen Ducker, springt er auf, ergreift das Kerzenlicht und eilt auf den Bettler zu.

„Lieber Freund," redet er ihn wie etwas ängstlich an, „nannten Sie nicht jetzt den Namen Ducker?"

Der Bettler richtet sich kaum empor und sagt: „Ja, Duckern habe ich genannt."

„Kennen Sie einen gewissen Ducker?"

„Ach, nur gar zu gut. Aber er wird mich nicht mehr kennen."

„Warum nicht?"

„Ja, ich habe mich seit der Zeit, daß ich ihn zum letzten Male sah, sehr bedeutend verändert."

„Seit wann sahen Sie ihn nicht?"

„Seit drei Jahren."

„Und wo das letzte Mal?"

Der Bettler stockt etwas. Es ist, als ob ihn ein gewisser Schmerz befiele. Er senkt den Blick. Es scheint, als würde ihm die Antwort schwer. Der fremde Herr aber geräth in eine fieberhafte Aufregung, seine Hände beginnen zu zittern. „Wo, wo das letzte Mal?" wiederholt er drängend.

„Hier, in dieser Stube!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0176-2

„Stiefel! Stiefel!“ schreit da plötzlich der Herr auf, „um Gotteswillen! Du bist Stiefel, mein alter Freund?“

Da schrickt der Bettler zusammen, wie wenn ihn ein Blitz durchzuckte.

„Wa — Wa — Was?“ stottert er. „Ducker? Ducker? Du?“

„Kennst Du mich nicht mehr, Freund Stiefel?“

Da hebt der Bettler die Augen auf und wirft einen flüchtigen Blick auf Duckers Züge. „Ja, ja,“ spricht er beängstigt, „aber ich will fort. Laßt mich! Laßt mich!“

„Beruhige Dich, Freund Stiefel und bleibe. Wohl hatte ich nicht erwartet, Dich so wiederzufinden. Aber ich freue mich dennoch, daß Du Wort gehalten hast und heute hierher gekommen bist.“

Stiefel weiß nicht, was er darauf erwidern soll. Er erfaßt stumm des Freundes Hand, drückt sie und dabei glänzt eine Thräne in seinen Wimpern.

Ducker versteht sie. Er bricht ab. „Herr Wirth,“ spricht er gleich darauf, „ein Zimmer für uns Beide.“

„Zu dienen, mein Herr!“

In einer Stunde darauf saßen die beiden Freunde neben einander auf dem Sopha des Gastzimmers. Und, wunderbar! Stiefel ist ganz nett gekleidet, hat sich gewaschen und Haare und Bart geglättet, trägt ein blendend weißes Vorhemdchen, einen hohen, steifen Halskragen, breite Handmanschetten, und sieht nun ganz anständig aus. Das hat der Freund an ihm gethan. Er hat ihm seinen Reisekoffer geöffnet und ihm den „alten Adam“ ausgezogen.

„Aber, ich bitte Dich, Freund Stiefel,“ begann jetzt Ducker, „sag' mir nur ums Himmels willen, wodurch Du soweit heruntergekommen bist?“

„Durch meinen Grundsatz, lieber Freund, daß wir Menschen einander alle gleich wären und man kein „Bück' dich“ nöthig habe.“

„Aber, wie ist das möglich, daß diese falsche Ansicht sogar an den Bettelstab bringen kann?“

„O, sehr leicht möglich, Freund Ducker. Ich will Dir nur einige Scenen aus meiner Wanderschaft unverhohlen erzählen und Du wirst Dich nicht mehr wundern.“

„Thue das, Freundchen, ich bitte Dich darum. Uebrigens aber sei dann Alles vergessen und wir bleiben die Alten.“

„Nun sieh. Ich war z. B. einmal in einer katholischen Stadt. Dort war es Sitte, wenn man einem Geistlichen auf der Straße begegnete, mußte man stehen bleiben und die Mütze in der Hand behalten, bis er vorüber war. Ich aber that das nie. Ich dachte: Dieser Geistliche ist auch nur ein Mensch, wie du, was sollst du da „Bück' dich“ machen. Was folgte? Eines schönen Tages wurde ich mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0177-7

meiner Mütze auf dem Kopfe arretirt und mußte zwei Wochen im Gefängnisse brummen."

„Ein ander Mal komme ich in eine Stadt, wo eben die Braut eines Prinzen einzog. Ich dränge mich vor, um die Braut zu sehen. Da ruft mir ein Polizeier zu: Stehen bleiben! — Ach, sag' ich, sie haben mir nichts zu befehlen, sie sind auch nur ein Mensch, wie ich. Was geschieht? Ich werde sofort festgenommen, werde den nächsten Tag aus der Stadt verwiesen und mein Vergehen wird mir ins Wanderbuch geschrieben. — Einen Monat später konnte ich bei einem Hofmarschall einen sehr guten Posten erhalten. Als er aber mein Wanderbuch aufschlug und diese Geschichte las, sagte er kurz: Nein, Freundchen, da kann ich sie nicht gebrauchen. Gehen sie, wohin sie Lust haben."

„Wieder einmal sollte ich in einer Fabrik Waarenverpacker werden. Ein einträglicher Posten auch. Mein Prinzipal aber nannte mich „Er", und das wollte ich nicht leiden. Er sollte mich mit „Sie" anreden. Was wurde? Ich wurde abgedankt und entlassen."

„Darauf wurde ich Schreiber bei einem Advocaten. Dieser hatte manchmal etwas üble Laune und dann durften wir Schreiber keine Sylbe zusammen sprechen. Das verdroß mich und ich sagte: Wie kann uns denn der Mann das Reden verbieten wollen? Er ist doch auch nur ein Mensch, wie wir. Woher hätte er denn das Recht? — Der Advocat erfuhr das wieder und jagte mich bei Nacht und Nebel fort."

„Unter Anderm wurde ich einmal Diener bei einem Jägerhauptmanne. Dort hatte ich es sehr gut. Nur Eins verdroß mich, daß ich nämlich zu der Frau des Hauptmanns gnädige Frau sprechen sollte. Und ich sagte es auch nie, denn ich dachte, sie ist doch auch nur eine Frau, wie andere Frauen. Der liebe Gott allein ist gnädig. Aber ich kam nicht durch damit. Eines Tages nannte ich sie „Frau Hauptmann". Lieber Stiefel, sagte sie, ich muß sie bitten, mich „gnäd'ge Frau" zu nennen. Ich verlange diesen Titel nicht um meinetwillen, sondern um andrer Officiersdamen willen, die es einmal hören könnten. Es ist einmal Sitte, daß wir so genannt werden und ein Wort ist ja kein Knochen, an dem man ersticken könnte. — Nein, sag' ich, ich kann's und mag's nicht sagen! — Was war das Ende vom Liede? — Ich wurde den nächsten Tag in Gnaden entlassen und war nun wieder ohne Brod."

„Und so könnte ich Dir noch eine Menge Geschichten erzählen, wie ich dadurch, daß ich mich nie ein Wenig bücken wollte, die Gunst der Menschen und Lohn und Brod verlor. Dadurch kam ich natürlich nach und nach immer weiter herunter, mein Geld wurde alle, die Kleider fielen mir vom Leibe, Brod hatte ich nicht mehr und so mußte ich endlich mit meinem dummen Starrsinn betteln gehen."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0178-3

„Armer Stiefel, Du dauerst mich!"

„Aber nun sage doch auch Du mir, Freund Ducker, wie Dir es ergangen ist. Du scheinst Dich in sehr glücklichen Verhältnissen zu befinden?"

„Allerdings. Ich habe eine gute Frau, Haus und Hof, Pferd und Wagen."

„I, was Du sagst, Ducker! Aber wie bist Du denn zu diesem Vermögen gekommen?"

„Ganz einfach durch den Grundsatz: Bück' dich! Ich habe deshalb niemals meiner wahren Ehre etwas vergeben. Aber ich fügte und schickte mich in die Verhältnisse, wie sie eben kamen. Ich behandelte die Reichen mit Höflichkeit, die Vorgesetzten mit Respect, die Berühmten mit Hochachtung und die Mächtigen mit Ergebenheit und so erwarb ich mir überall Liebe und Vertrauen. Ich stieg von einem Posten zum andern, weil ich eben viel Gönner hatte. Zuletzt wurde ich Werkführer in einer großen Fabrik, die einer jungen Wittwe gehörte. Auch sie lernte mich, weil ich sie, obgleich sie viel jünger war als ich, stets mit Ehrerbietung behandelte, achten und lieben und jetzt ist sie meine Frau und die Fabrik mein Eigenthum."

„Ja, Freund Ducker, ich sehe es immer deutlicher ein: Du bist der Kluge gewesen und ich der Dumme. Von nun an aber will ich mir das Wörtchen „Bück' dich" hinter die Ohren schreiben. Du sollst es sehen, ich werde mich noch ganz schön bücken lernen. Durch Schaden wird man klug, aber nicht reich. Ich weiß es nun, daß man in der Welt ohne ein Wenig „Bück' dich" nicht vorwärts kommt."

„Das soll mich herzlich freuen, Freund Stiefel! Und ich will Dir nur noch zum Troste sagen, daß selbst die Größten dieser Welt, die Könige und Kaiser, zu gewissen Zeiten ein „Bück' dich" machen müssen. — Doch, nun höre meinen Plan: Morgen fahren wir nun zusammen vollends in unsere Heimath, die Unsrigen zu besuchen. Dann kehrst Du mit mir in meine Fabrik zurück. Dort werde ich Dir eine Anstellung geben, die Dich nicht zu häufig in die Lage bringen soll, „Bück' dich" zu machen. Wohl aber sollst Du eine Menge Leute unter Deine Aufsicht bekommen, die Dir stets mit dem gehörigen „Bück' dich" begegnen werden. Willst Du darauf eingehen, Freund Stiefel?"

„O, Freund, wie soll ich Dir für solche Güte danken! Du bist mein Retter aus einem schmachvollen Untergange! So lange ich lebe und so oft ich an Deinen edlen Sinn und an Deine Lebensweisheit denke, will ich mir im Stillen zurufen: „Bück' dich!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0179-2

Der Gänsemarsch.

Zwanzig Gänse, weiß und grau,
Saßen auf der grünen Au,
Sahn von fern ein Heer Soldaten
Exerciren, schießen, laden.

Hörten Flöten
Und Trompeten,
Trommeln wirbeln barsch,
Zum Soldatenmarsch.

Sprachen unter sich die Gänse:
„Kommt, wir sind auch keine Hänse!
Laßt uns muthig aufmarschiren,
Gänsrich mag uns exerciren;
Er soll unser Hauptmann sein,
Denn er kann am besten schrei'n.
Will ein Feind heran sich wagen,
Der wird krumm und lahm geschlagen.
Löwen, Bären, Panther, Tiger
Müssen fliehen. Wir bleib'n Sieger.
Jede von uns ist ein Held,
Wir erobern alle Welt."

All' sind einig,
Stell'n sich schleunig.
„Nicht gefackelt!
Marsch!" Da wackelt
Eine nach der andern.
Schnurgerad sie wandern,
Stolz und schlank,
Reih' ist lang.
Hoch die Nasen,
Aufgeblasen,
Sieht man ziehen sie.
Schöne Compagnie!

Gänsrich schreit: „Die Hälse hoch!
Halt't die Schwänze stille doch!
Mit den Füßen streng im Takt!
Wer nicht folgt, wird gleich zerhackt!
Brust heraus und g'rade gehen!
Steigt nicht über eure Zehen!
Weiße dort, darfst nicht so kratscheln
Graue hier, wer wird so watscheln!
Achtung jetzt! Musik muß sein!
Stimmet all' die Gurgeln rein."

Alle gacken,
Schrei'n und quaken,
Daß es hallt,
Weithin schallt;
Grob und fein,
Wild darein,
Gänsrich tief und barsch.
Schöner Gänsemarsch!

Wie sie muthig vorwärts schreiten,
Woll'n auf Tod und Leben streiten.
Gänsrich schwellet sein Gefieder,
Galloppiret auf und nieder.
Keine sich vor Muth mehr kennt.
Welch ein herrlich Regiment!

Sieh, da plötzlich,
O, entsetzlich!
Wie ein Blitz
Fährt ein Spitz
Dort aus seiner Hütte,
In der Gänse Mitte.

Wie im Nu sind sie zersprengt,
Keine an das Kämpfen denkt;
Schreien Schwefel! Pech und Feuer!
Wie vor einem Ungeheuer.
Rennen, fliegen um die Wette,
Jede suchet sichre Stätte.
Und der Gänsrich, keck und kraus,
Ist der Erste beim „Reißaus."
Spitzchen lacht der feigen Hänse,
Denket: „Gänse bleib'n doch Gänse!"

Auf der Au,
Weiß und grau,
Sie nun wieder sitzen,
Aechzen, keuchen, schwitzen.
Gänsrich ist von seiner Charg',
Aus ist's mit dem Gänsemarsch.

Was der Geschichtenmann zum Schlusse noch auf dem Herzen hat.

Mein liebes Kind!

Du hast nun dieses Buch mit seinen Bildern und mancherlei Geschichten bis hierher durchgelesen. Jetzt ist es zu Ende, denn diese letzten beiden Seiten enthalten keine Geschichten mehr. Aber der Geschichtenmann möchte Dir gerne noch Etwas sagen. Es ist nicht viel, doch liegt's ihm recht sehr auf dem Herzen. Sieh, Du hast dieses Buch von Deinen guten Eltern, oder von Deinem Onkel, oder von Deiner Tante, oder von sonst Jemanden bekommen. Damit hat man Dir eine Freude gemacht. Da wird es nun an Dir sein, daß Du Dich recht schön bedankest und darnach trachtest, dem Geber wieder eine Freude zu machen. Und das kannst Du sehr billig haben. Brauchst keinen Pfennig dafür auszugeben. Thue nur immer, was sie Dir gebieten und thue es gleich und mit froher Miene; und unterlasse, was sie Dir untersagen; aber unterlasse es auch, wenn sie es etwa nicht sehen sollten. Kurz, sei ein gutes Kind. Nicht wahr, das ist doch wirklich nicht viel? Aber sieh, das ist den Gebern schon vollkommen genug, mehr wollen sie gar nicht haben.

Nun möchte aber der Geschichtenmann, der das Buch gemacht hat, auch gern Etwas von Dir haben. Das Buch ist zwar schon längst bezahlt; aber Geld mag er auch nicht. Etwas Anderes: Ein Versprechen. Merk', wie er das meint: Er hat nämlich, als er das Buch für Dich machte, zweierlei Absichten gehabt. Erstens sollte es Dir eine angenehme Unterhaltung gewähren. Darum besonders schrieb er die Geschichten meist fein lustig und schnurrig, damit Du überhandsweilen einmal lächeln oder seinetwegen auch lachen könntest. Er will's nämlich euch Kindern so im Stillen abgemerkt haben, daß ihr lieber lacht, als weinet. Und er meint, so schicke es sich auch am Besten für ein Kind. Ein lachendes Gesicht stehe einem Kinde viel besser, als ein gurkensaueres. — Dazwischen mußte dann freilich auch einmal ein ernstes Capitel, wie das von dem unschuldigen Aennchen und von dem Adam, kommen; denn lauter Zucker ist ungesund. Und so, meint er, hättest Du Unterhaltung genug gefunden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0181-9

Nun aber seine andere Absicht. Er meint, die habe noch Etwas mehr zu bedeuten, als die erste, und sei ihm die wichtigste. In jede Geschichte nämlich, die Du hier gelesen hast, habe er irgend Etwas hineingesponnen, was nützlich zu merken für Dich sei, und was Du Dir, so zu sagen, hinter die Ohren schreiben könntest. Möchtest also die Erzählungen mit Aufmerksamkeit gelesen und hier und da bei Dir gedacht haben: „Das war schön! So will ich's auch machen!" Oder auch: „Nein, das war nicht recht! So will ich nicht denken und handeln!" Wenn Du Dir z. B. bei der Klosgeschichte vornähmst: „Nein, nie will ich zänkisch und neidisch sein!" Oder wenn Du bei dem grünen Strumpfe gedacht hättest: „Ja, der liebe Gott hat es doch weise eingerichtet, daß er nicht lauter Prinzessinnen und Barone, sondern auch Schuster und Seifensieder geschaffen hat!" Oder wenn Dich die Fledermaus belehrt hätte, wie thöricht die Eitelkeit sei; wenn Du bei dem Stiefelputzer Andreas erkannt hättest, daß ein gesunder Leib ein ungeheurer Schatz ist; wenn Du Dir bei dem Bären den Denkzettel ins Gedächtniß gehangen: „Ich will nie den Ersten, Besten, der mir schmeichelt, zu meinem Freunde machen!" u. s. w., u. s. w.: Das wäre dem Geschichtenmanne so ganz erwünscht. Weiter möchte er nichts haben von Dir. Dann wäre seine andere Hauptabsicht erreicht und das würde ihm Lust machen, möglichst bald über ein neues Buch für Dich nachzusinnen. Und wenn ihm die fünfzig Büblein, die er drüben in der Schule sitzen hat, die gute Laune nicht allzu sehr verderben, soll es dann noch ein viel lustigeres werden, als das hier, das Du nun gleich zumachen kannst.

So nimmt denn der Geschichtenmann für heute Abschied von Dir, lieber kleiner Leser, und ruft Dir noch ein herzliches „Behüt' Dich Gott!" zu. Ja, behüt' Dich Gott! behüt' Dich Gott! Grüß' Deine guten Eltern, und den Großpapa und die Großmama, meinetwegen auch die Tante und den Onkel und die Frau Pathe recht schön vom Geschichtenmann. Bleib' hübsch gesund! Sei Deinen Eltern ein liebes Kind, Deinem Lehrer ein braver Schüler und allen andern Leuten nebenher eine Freude! Sei allezeit fröhlich und wohlgemuth! Singe und springe, denn Du hast es gut. Es wird nur wenig Zeit noch sein, und bald siehst Du die Welt, und die Welt Dich anders an. Doch bis dahin kehrt vielleicht der Geschichtenmann noch einige Mal mit seinen Büchern und Bildern bei Dir ein. Darum, auf Wiedersehen!

Behüt' Dich Gott!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0182-5

Inhaltsverzeichniß.

I. Erzählungen.

	Seite
Die große und die kleine Nase	1
Krieg	9
Der letzte Klos	15
Sie können's nicht	19
Im Schnee	23
Die Esel auf Reisen	25
Eine arme Mutter	32
Der grüne Strumpf	37
Der kleine Dichter	44
Eine Stunde Schule	49
Die Fledermaus	58
Unschuld	63
Adams erste Thräne	70
Was Oswin seinem Großpapa erzählt	73
Der Siebenschläfer	77
Der Königsbrief	81
Der Riese Goliath	86
Eine Bescheerung	90
Der reiche Stiefelputzer	95
Lebensgeschichte eines Thalers	102
Die Wurst	107
Die Freunde	112
Eine Kinderkomödie	121
Den General erschossen	130
Im Walde	138
Ein Paar Stiefel	144
Bück' Dich	149
Was der Geschichtenmann zum Schlusse noch auf dem Herzen hat	159

II. Gedichte.

Schlittenfahrt	14
Der Schornsteinfegerknabe	22
Vöglein und seine Kinder	31
Die Heidelbeergängerin	44
Töffel und Max	57
Das Kaninchen	69
Vater Baldrian	76
Der Sperling	85
Das Körnlein	95
Die Rosinen	106
Der badende Knabe	120
Der Rangstreit der vier Jahreszeiten	136
Der Gänsemarsch	158

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0183-0

2/54 Be.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1738-p0188-8